This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FA1684.1

TRANSFERRED TO
FINE ARTS LIBRARY

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 July, 1878.

From the
Fine Arts Library
Fogg Art Museum
Harvard University

M. von Thibiage's

Geschichte

der berühmtesten

Ritterburgen und Schlösser

Frankreichs,

Englands, Deutschlands, der Schweiz ꝛc.

Nebst

deren Sagen, Legenden und den Erzählungen

der Heldenthaten ihrer Besitzer.

Deutsch

von

Ludwig Hain.

Erster Band.

Merseburg,

Verlag von Louis Garcke.

1846.

~~H. 528~~
FA16841

1870, July 23.
Minot Jund.

Seiner verehrten Tante

Fräulein

Augusta Laurentius

aus

Dankbarkeit und Zuneigung

gewidmet

vom Uebersetzer.

Vorwort

des

Uebersetzers.

Nichts vergegenwärtigt uns die Geschichte der Vergangenheit mehr, als jene alten Baudenkmäler, welche hier und da auf Bergen, Felsengipfeln, an den Ufern der Flüsse und Seeen zerstreut liegen und deren feste Steinmassen, hohe schwerfällige Thürme, starke verwitterte Mauern, trotz ihrer Zerfallenheit, selbst dem gleichgültigsten Wanderer noch einen Ruf des Er-

ſtaunens entreißen, ihn aber auch daran erinnern, daß — Alles vergänglich iſt.

Was waren das für Zeiten, als man ſolche Veſten baute, in denen der Edelmann, ſtolz auf ſeine Macht, gleich einem König herrſchte, ſich ſicher wußte gegen den weltlichen Arm der Gerechtigkeit (der übrigens damals ſehr ſchwach war gegen Reiche und Mächtige), Trotz bot ſelbſt mächtigen Fürſten, die oft vergeblich dieſe Burgen belagerten; die Armen und Schwachen knechtete; den Handelsmann beraubte und von deſſen durch jahrelanges Mühen erworbenem Gelde herrlich und in Freuden lebte, und hochmüthig ausrufen konnte: „An mich, den großen Baron, wagt ſich Niemand!“ *) Tröſte dich, freier Nachkomme jener geknechteten, mit Füßen getretenen, gepeitſchten, leibeigenen Bauern, du biſt gerächt! — dies Buch verkündet dir abſichtslos deinen Sieg; von

*) Die Wappendeviſe der Crequi's.

den Burgen herab geſchieht dir kein Unheil mehr, denn ihre Macht iſt durch den ſtarken Arm des Geiſtes gebrochen. — — Was iſt aus den prunkenden Hallen geworden, in denen der Ritter ſein Leben verzechte, durch Schwelgereien Gefühl und Geiſt abſtumpfte, mit ſeinen Genoſſen den geraubten Verdienſt jahrelanger Arbeit in einer Nacht verpraßte? Wohnungen für Ratten, Mäuſe, Molche, Schlangen und anderes Ungeziefer. Würdige Nachfolger das!

Wir haben dieſe alten Feudalſitze nur von ihrer Schattenſeite betrachtet, doch, um gerecht zu ſein, müſſen wir auch ihrer lichten gedenken, obgleich, wenn wir ihr Böſes und Gutes abwägen, das Zünglein der Wage ſich bedeutend auf jene Seite neigt. Doch geſtehen wir, daß dieſe alten Veſten oftmals Aſyle für unſchuldig Verfolgte waren. Wir wollen hier nur an eine wichtige Begebenheit, die dem Namen der Freiſtatt für alle Zeiten einen glänzenden Platz in der Geſchichte verſchafft hat, erinnern, an

die Gefangennehmung Luthers und dessen Aufenthalt auf der Wartburg nämlich. Was würde geschehen sein, wenn dieser Glaubensheld in die Hände der Römlinge, wie sie es beschlossen hatten, gefallen wäre? Würde die Reformation mit ihm zu Grabe getragen worden sein? Wir glauben das zwar nicht denn die Gerechtigkeit und das gute Princip siegen doch am Ende stets über Tücke, Argliſt, Falschheit und das Böse; aber aufgehalten hätte man sie, und noch lange Zeit würden die Völker, welche Gott mit ihr begnadete, in den Ketten geschmachtet haben, die in Rom zur Knechtschaft und Verdummung der Gläubigen geschmiedet werden.

Nun, hat diese Burg nicht ein Mal einem edeln Zwecke gedient? Gewiß; doch müssen wir daran erinnern, daß sie nicht einem Edelmanne, sondern einem Fürsten gehörte, daß Luthers Beschützer nicht ein Ritter, sondern ein sächsischer Fürst war. — Also Ehre und Preis dieser Stätte, und, an sie denkend,

laßt uns immer ſingen: „Eine veſte Burg iſt unſer Gott!“ und nicht blos „ein bischen“, wie der Herr von Frieſen in der erſten ſächſiſchen Kammer meinte. —

Schließlich noch einige Worte über den ſchändlichen Schacher mit den Steinen dieſer alten Ruinen. Wir ſind keine Barbaren; wir wollen nicht, daß man die Baumaterialien an den Meiſtbietenden verkaufe; ſolchem Unfug ſollten die Regierungen ſteuern, ihre Pflicht iſt es die Kunſtſchätze und hiſtoriſchen Ueberlieferungen zu ſchützen. Es giebt der Waldungen und Steinbrüche noch genug, aus denen der intelligente Bürger ſich ſeine Häuſer erbauen kann; ſeinetwegen brauchen die Burgen nicht herzloſen Wucherern in die Hände zu fallen, die ſie im Aufſtreich verkaufen!

Wir wollen uns ihres Anblicks freuen, ſchon wegen der hübſchen Sagen, Mährchen und Geſchichtchen, die herab zu uns erſchallen und unſeren Dichtern noch manchen Stoff zu unſerer Unterhaltung liefern; wir wollen uns aber auch über ſie freuen, ge-

ſtehen wir's nur, weil wir uns jetzt ganz ruhig mit verſchränkten Armen vor ſie hinſtellen und ungeſtraft zu ihnen ſagen dürfen: Ihr könnt uns nichts mehr thun!

Leipzig, am 5. Juli 1846.

Ludwig Hain.

Inhalt

des ersten Bandes.

	Seite
Vorwort des Uebersetzers	v.
Einleitung	1.
Von den vor der Erfindung des Schießpulvers zum Angriff und zur Vertheidigung der Burgen und Schlösser angewandten Mitteln	9.
Die Burgen Caerphilly und Bridgenorth	15.
Das Schloß Mont-Orgueil	18.
Das Schloß von Dover	22.
Der Tower	25.
Der Quiquengrogne	35.
Das Schloß von Saint-Fargeau	41.
" " von Nantes	46.
" " Pierrefond	52.
" " Nantouillet	61.
" " von Loches	68.
" " von Gisors	73.
" " Coucy in der Picardie	77.
" " von Brie-Comte-Robert	81.
Der Schloßthurm von Vincennes	85.
Das Schloß von Pornic	97.

Seite

Das Schloß von Angouleme . . . . . 103.
" " Crequi . . . . . 106.
" " von Ecouen . . . . . 111.
" " von Pau . . . . . 118.
" " von Anet . . . . . 121.
" " Bayard . . . . . 127.
Der Thurm von Nesle . . . . . 131.
Die Bastille . . . . . 141.
Das Schloß von Saint-Germain . . . . . 156.
" " von Amboise . . . . . 160.
" " Clisson . . . . . 166.
" " von Luynes . . . . . 171.
" " von Blois . . . . . 176.
" " von Tarascon . . . . . 183.
" " Plessis-les-Tours . . . . . 189.
" " d'Azay-le-Rideau . . . . . 194.
" " Braisne bei Soissons . . . . . 198.
Das goldene Thor zu Fréjus . . . . . 202.
Das Schloß von Saumur . . . . . 208.
" " von Annecy . . . . . 213.
Mont Saint-Michel . . . . . 216.

Einleitung.

Wenn man die Werke gewiſſer Hiſtoriker und neuerer Chronikenſchreiber lieſt, ſo wird man faſt verſucht zu glauben, daß Europa ſchon von den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung an mit Schlöſſern und Burgen, gekrönt mit Thürmen, verſehen mit dicken Mauern, Gräben, Zugbrücken, Zwingern und Fallgittern, — bedeckt geweſen ſei. Dem iſt jedoch nicht ſo, denn die Erbauung der älteſten Burgen, deren Spuren uns noch geblieben ſind, kann nicht weiter, als bis in's neunte Jahrhundert zurückgeführt werden. Allerdings gab es auch vor dieſer Epoche ſchon Schlöſſer in Europa, doch waren ſie nicht ſo zahlreich, auch glichen ſie nicht jenen kleinen Feſtungen des Mittelalters, von denen wir noch ſo viele Ruinen ſtaunend betrachten. Die erſten dieſer Burgen waren nichts anderes, als Grenzfeſtungen, welche unter der Autorität des Staatsoberhauptes ſtanden, und hatten keine andere Beſtimmung, als das Land gegen feindliche Einfälle zu ſchützen.

Je mehr aber das Feudalſyſtem ſich ausbildete und feſtſetzte, deſto mehr nahm auch die Anzahl dieſer Bur-

gen und Schlösser zu. Anfangs bauten die großen Vasallen deren unter dem Vorwand, um für den Landesherrn die Unverletzlichkeit des Landesgebietes aufrecht zu erhalten, aber alle, oder doch ziemlich alle, hatten dabei noch einen geheimen Gedanken von Unabhängigkeit, die sich auch gar bald offen genug zeigen sollte. Nach diesen großen Vasallen kamen die Adeligen zweiten und dritten Ranges, welche bei jenen in Lehn gingen und sich gegen deren überspannte Anforderungen zu vertheidigen hatten, während sie die unter ihrer Tyrannei niedergedrückten Bauern zur Verzweiflung brachten. Nun sah man überall hohe Mauern sich erheben; jeder Schloßherr hatte seine bewaffneten Leute und seine Banner, die landesherrliche Autorität wurde verachtet und Privatzwiste und Kämpfe verwüsteten Europa. Die Fürsten sahen nun die Größe des Fehlers ein, den sie begangen hatten, indem sie die großen Vasallen und Herren diese Festungen erbauen ließen, sie suchten diesem Uebel Einhalt zu thun, allein es war zu spät; denn die Schloßherren verbündeten sich, verhandelten mit den Landesfürsten wie mit ihres gleichen und erniedrigten auf diese Weise deren Ansehen und Macht.

Es wäre jedoch unrecht, wenn man diesen Gegenstand nur von der schlimmen Seite betrachten wollte, denn obwohl im Allgemeinen der Anblick dieser schwerfälligen Thürme Gedanken an Kampf und Barbarei erweckt, obwohl man nicht auf diesen so malerischen Ruinen herumwandeln kann, ohne an Mord, Folter, Ketten und Kerker zu denken, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Einbildungskraft den größten Theil an der Herauf-

beschwörung dieser Phantome hat. Zu jenen Zeiten war es nichts seltenes, daß diese Burgen die Zufluchtsstätten der strengsten Tugend waren; die Gastfreundschaft wurde darin mit großer Freigebigkeit ausgeübt, irrende Ritter und ihre Damen brüderlich aufgenommen, Pilger fanden hier eine Freistatt und der Arme kehrte nie mit leeren Händen zurück.

Die ersten Burgen waren von plumper Bauart; die Mauern, mehr oder weniger dick, bestanden aus großen, wenig behauenen Steinen, und wurden durch einen Mörtel verbunden, dessen Zusammensetzung, lange Zeit unbekannt, in unsern Tagen wieder entdeckt worden ist, und der, sobald er trocken, eben so hart, ja sogar noch härter wird als die Steine, zu deren Verbindungsmittel er diente. Was die Form des Gebäudes anbelangt, so war sie sehr verschieden und hing von dem Terrain ab, auf dem es sich erhob: Flußufer und Felsengipfel waren die bevorzugten Punkte für diese Bauten. Zuerst wurden die Außenwerke aufgeführt, damit die Arbeitsleute, wenn sie angegriffen wurden, hinter ihnen Schutz finden konnten. Das erste Bauwerk war die Schießschartenmauer, eine Art Vorposten, welcher vor der Schloßpforte lag und dazu bestimmt war, diese zu decken und zu schützen; dann kam der Graben, der mehr oder weniger breit oder tief und je nach der Oertlichkeit mit oder ohne Wasser war. Wenn der Graben, über den später eine Zugbrücke geworfen wurde, fertig war, erhaute man die erste innere Mauer, durch welche ein zwischen zwei dicken Thürmen befindlicher, gewölbter Durchgang gebrochen wurde; mehrere ähnliche Thürme erhoben sich längs der Mauer

hin, die in einer mit Zinnen versehenen Brustwehr endigte. Ein festes Thor schloß den eben erwähnten gewölbten Durchgang; vor demselben befand sich ein Fallgitter, das nur heruntergelassen zu werden brauchte, um jeden unbefugten Eintritt abzuwehren. Die Thürme waren mit Wachen besetzt, und über der den Eingang bildenden Wölbung befand sich die Wohnung des Pförtners, welcher wegen der Wichtigkeit seines Amtes sehr gut besoldet wurde.

In den kleinen Schlössern war dieser Wall der einzige Schutz des Platzes, aber die größeren, die sogenannten Burgen, hatten eine zweite Umgürtung, die nicht weniger stark als die erste war, und zwischen diesen beiden Mauern befanden sich die Waffenkammern und Kasernen, auch wurden hier die Brunnen gegraben, welche die Besatzung mit Wasser versahen.

In der Mitte des Burgraumes erhob sich das feste Gebäude, welches Donjon (Schloßthurm) genannt wurde und gewöhnlich aus einem starken, runden Thurme bestand, der von einer Mauer und einem Graben umgeben war. Hierin wohnte der Burgherr; alle seine Wohnzimmer, sowie die seiner vornehmsten Officiere, waren gewölbt, und das Tageslicht drang nur durch enge Schießscharten, welche in diese Mauer von ungeheurer Dicke gebrochen waren, hinein. Auf diese Weise war zum Beispiel in England die Burg der Bedfords erbaut, welche Heinrich III. belagerte und dessen Besatzung sich erst nach vier auf einander folgenden Angriffen ergab. „Bei dem ersten Sturmlaufen, sagt ein Geschichtschreiber, wurde der Vorwall genommen; bei dem zweiten die Außenmauer;

der dritte Sturm wurde gegen die innere Mauer gerichtet: die Schanzgräber zerstörten einen Theil des alten Thurmes und drangen endlich unter großen Gefahren durch eine Mauerspalte in den Schloßhof. Bei dem vierten Sturm gelang es den Schanzgräbern, das Innere des Hauptthurmes in Brand zu stecken, der unter entsetzlichem Rauch und Qualm nach und nach zusammenstürzte. Alsdann erst ergab sich der Feind."

Dieses Befestigungssystem hielt so lange Stand, bis das Schießpulver erfunden wurde, welches eine vollständige Umwälzung in der Kriegführung bewerkstelligte. Nun verloren die Burgen ihre Wichtigkeit als Festungen fast ganz, obwohl sie noch lange Zeit als solche bewahrt und bewohnt wurden, da sie doch immer noch gegen einen Handstreich Schutz boten. Da nun der Feudaldespotismus hinter diesen Wällen, welche den neuen Geschossen nicht zu widerstehen vermochten, keinen Schutz mehr fand, so gedachte der hohe Adel sich durch eine Vermehrung von Glanz und Pracht, die bisher ihrem Hochmuth und ihrer Herrschsucht weichen mußten, zu entschädigen; die Wohngebäude bekamen Fenster; Luft und Licht drangen zugleich mit der Civilisation hinein und zahlreiche architectonische Verzierungen milderten das düstere Aussehen dieser schwerfälligen Gebäude. Viele dieser Burgen und Schlösser blieben jedoch in ihrem ursprünglichen Zustande bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, von ihren Besitzern als Denkmale ihrer ehemaligen Größe und Macht betrachtet, stehen; aber sie hatten aufgehört den Fürsten und Völkern furchtbar zu sein. In England wurde eine große Menge auf Befehl des Parlaments zer-

ſtört, andere wurden verlaſſen und fielen in Trümmer; beides eine Folge der Aufhebung des Feudalſyſtems. In Frankreich ging dieſe Zerſtörung langſam vor ſich, ohne Gewalt und nur durch die Macht der Civiliſation allein. Sie beſtanden noch länger in Deutſchland; auch findet man hier noch die meiſten Ruinen jener alten Zwingburgen, während man in Frankreich nur noch wenige Spuren davon antrifft.

Vom artiſtiſchen Standpunkte aus betrachtet iſt es jedoch zu bedauern, daß dieſe Zerſtörung ſo ſchnell und ſo vollſtändig geſchehen iſt. Das Schloß Vincennes war in der Umgegend von Paris vor dreißig Jahren das einzige, welches, trotz der nach und nach erfolgten Veränderungen deſſelben, einen ziemlich deutlichen Begriff von dieſen Feſtungen, welche im Mittelalter ganz Europa bedeckten, geben konnte; jetzt iſt deſſen urſprüngliches Aeußere faſt ganz verſchwunden, und von all' dieſen alten Mauern und Thürmen, Zeugen ſo vieler und ſo großer Begebenheiten, wird bald nur noch die Erinnerung daran zurückbleiben.

Uebrigens iſt die Geſchichte der Ritterburgen und Schlöſſer nichts Anderes, als die Geſchichte des Feudalismus, der von Anfang des zehnten Jahrhunderts in Frankreich vollſtändig organiſirt war. Die Amtswürden und die Grundſtücke, den Großen zur Nutznießung gegeben, waren erblich geworden, und von dieſer Zeit an konnte die Ariſtocratie den Kampf gegen das bereits erſchütterte Königthum beginnen und beſtehen. Unter den letzten Carolingern hatte die Unabhängigkeit der Großen, entgegen der ſouverainen Autorität, feſten Fuß gefaßt.

Frankreich war damals unter sieben große Vasallen getheilt. Diese waren: der Graf von Flandern, Oberlehnsmann des deutschen Kaisers für einen Theil seiner Besitzungen und des Königs von Frankreich für den andern Theil; der Graf von Vermandois, dessen Besitzungen später an die Grafen von Champagne fielen; der Graf von Paris und von Orleans; der Herzog von Burgund; der Herzog der Normandie; der Herzog von Aquitanien und der Graf von Toulouse. Sie wurden die Pairs von Hugo Capet genannt. Außerdem gab es einen Herzog der Bretagne, einen Herzog von Gasconien, die Grafen von Béarn, Foix, Cominges, deren Macht der der Oberwasallen, welche als Feudalherren in erster Linie standen, gleich kam.

Als die Landesfürsten die Erblichkeit der Würden als gesetzlich anerkannten, hatten sie den Feudalismus definitiv eingesetzt. Die hohen Beamten, welche damit beliehen waren, betrachteten sich von nun an als unumschränkte Herren des Landestheils, den sie verwalteten, und waren von den Fürsten nur noch durch den gebräuchlichen Eid der Treue abhängig. Bald errichteten sie ihrerseits eine Feudalherrschaft, indem sie Grundstücke den Vasallen abtraten, welche sich gegen sie durch einen Lehnsvertrag verbindlich machten. Diese Lehnsmänner setzten nun die feudalistische Stufenfolge weiter fort, indem sie ihren Oberherren nachahmten und Nutznießungen niederern Grades unter denselben Bedingungen, wie der hohe Adel, abgaben. Alle Ländereien eines Reiches wurden somit verlehnt, waren aber von Demjenigen abhängig, von dem dieses den Namen führte.

In Folge des Lehnsvertrages mußte der hohe Adel den niedern Adel, seinen Vasallen, beschützen; dieser war dagegen verbunden, ihm während einer bestimmten Anzahl von Tagen Kriegsdienste zu leisten. Dieser Lehnsverband war nicht unauflöslich; denn der Vasall konnte zu jeder Zeit seine Huldigung versagen, indem er sein Lehn zurückgab.

Auf diese Weise maßten sich die Oberlehnsmänner, d. i. der hohe Adel, alle Prärogative der Krone an, wie zum Beispiel das Recht Krieg zu führen, die gesetzgebende und richterliche Gewalt, das Recht Geld zu schlagen und Stellen zu vergeben, und um sich in diesen Usurpationen behaupten und nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können, erbauten und führten sie so viele Wälle und Bastionen auf.

Von den

vor der Erfindung des Schießpulvers

zum

Angriff und zur Vertheidigung der Burgen und Schlöſſer angewandten Mitteln.

Im Alterthum waren die Mittel, um einen feſten Platz zu unterwerfen, ſehr beſchränkt. Eine Feſtung einzuſchließen, oder deren Wälle durch Sturmleitern zu erklettern, darauf beſchränkte ſich in jenen fernen Zeiten faſt nur allein die Kunſt eine Feſtung zu zerſtören. Man ſchloß den Platz entweder durch eine Mauer oder durch wohl verpalliſadirte Verſchanzungen ein, um die Ausfälle der Belagerten aufzuhalten und ihnen Hilfstruppen und Lebensmittel abzuſchneiden; dann erwartete man ruhig von der Hungersnoth, was Kunſt und Waffengewalt nicht vermochte, woher es denn auch kam, daß die Belagerung eines feſten Platzes manchmal zehn, zwanzig Jahre, ja ſogar noch länger, dauerte. So zum Beiſpiel währte die Belagerung von Troja zehn Jahre, und dem König von Egypten, Pſammetich, welcher gegen den Kö-

nig von Assyrien wegen der Grenzen der beiden Reiche Krieg führte, gelang es erst nach einer Belagerung von neun und zwanzig Jahren sich zum Herrn der Stadt und Festung Azot zu machen. Dies ist die längste Belagerung, von welcher in der alten Geschichte gesprochen wird. Schneller zum Ziele kam man mittelst des Leitersturmes, welcher darin bestand, daß man eine große Menge Leitern an die Wallmauern lehnen und auf diese Weise die Festung durch mehrere Reihen von Kriegern ersteigen ließ.

Als aber die Mauern und Thürme von immer höherer Bauart wurden, so daß deren Zinnen mittelst der Leitern nicht mehr zu erreichen waren, so wurde die Anwendung der Escalade nutzlos und unpraktisch. Es mußte daher ein neues Mittel ersonnen werden, um auf die hohen Wälle zu gelangen, und nun entstanden die ungeheuren hölzernen, auf Rädern ruhenden, Thürme, die man an die Mauern rollte und wodurch die Belagerer mit ihren Feinden auf gleiche Höhe gebracht wurden. Auf dieser Thürme Spitze, welche eine Art Platform bildete, wurden Soldaten gestellt, welche mit ihren Pfeilen, namentlich aber durch Wurfmaschinen und Catapulte, die Wälle von dem Feinde säuberten. Alsdann wurde von dem Thurme auf die belagerte Stadt eine Zugbrücke niedergelassen und die Sieger erstürmten den befestigten Platz.

Diese beweglichen Thürme, die aus einer Menge ungeheurer Balken und starker Bohlen zusammengefügt waren, sahen fast wie Häuser aus. Um sie gegen das Feuer, welches von den Belagerten danach geschleudert

wurde, zu ſchützen, bedeckte man ſie mit Thierfellen und haarigen Stoffen. Konnte man erſt einen dieſer Thürme bis an die Wälle bringen, dann war die belagerte Stadt in großer Gefahr. Solch' ein Thurm hatte mehrere Treppen, um von Stockwerk zu Stockwerk ſteigen zu können; in dem unteren befand ſich ein Sturmbock, mit dem man eine Breſche in die Mauer zu machen ſuchte, und in dem mittleren die Zugbrücke, aus zwei Balken beſtehend und mit Geländern aus Weidengeflecht verſehen, die auf die Wälle herabgelaſſen wurde, ſobald man ſich dieſen ſo weit nahen konnte. Die auf der oberen Etage befindlichen Krieger, die mit langen Schwertern und mit Pfeilen und Bogen und Wurfſpießen bewaffnet waren, ließen die Belagerten keinen Augenblick in Ruhe. Standen erſt die Sachen ſo, dann hielten ſich dieſe nicht lange mehr, da ſie ihre Mauer, auf welche ſie ihr ganzes Vertrauen geſetzt hatten, von einem noch höheren Wall überragt ſahen.

Die Wurfmaſchine, welche ſowohl auf der Höhe der Thürme als auch auf ebenem Erdboden figurirte, war dazu beſtimmt Wurfſpieße und Pfeile von bedeutendem Gewicht in die Feſtung zu werfen, auch ſchleuderte ſie große Bleiklumpen und Steine von ungeheuerer Laſt hinein. Es gab deren von verſchiedener Größe, weshalb ſie auch von mehr oder weniger Wirkung waren. Die einen, welche bei Schlachten benutzt wurden, könnte man Feldſtücke nennen; die andern wurden bei Belagerungen angewandt, und dies war der gewöhnlichſte Gebrauch, den man damit machte. Die Wurfgeſchütze glichen ſehr unſern Armbrüſten, nur daß dieſe nie ſolche Wirkungen

hervorgebracht haben, wie sie die alten Historiker von jenen berichten und die uns etwas unwahrscheinlich vorkommen. Vegelius, der berühmteste alte Autor, welcher über die Kriegskunst geschrieben hat, sagt, daß die Ballista (Wurfmaschine) die Pfeile und Wurfspieße mit solcher Schnelligkeit und Gewalt schleuderte, daß sie Alles, was sie trafen, zertrümmerten. Athenäus erzählt, daß Agesistratos eine von nur zwei Fuß Länge gemacht habe, welche Pfeile und andere Geschosse fünfhundert Schritte weit warf.

Es ist nicht leicht, hinsichtlich der Anwendung, den Unterschied zwischen der Ballista und der Catapult genau zu bezeichnen; was dagegen ihre Bauart anlangt, so macht ein Blick auf die äußere Darstellung dieser Wurfmaschinen ihren Unterschied deutlich genug. Indessen scheint es, daß das Eigenthümliche der Ballista darin bestand, Wurfspieße und ähnliche Geschosse von außerordentlicher Größe, und manchmal auch mehrere auf ein Mal, zu schleudern, während die Catapult lange Pfeile und zugleich Steine in Masse nach der feindlichen Veste schleuderte. Jene Maschine warf Lasten von mehr als zwölftausend Pfund in's feindliche Lager und richtete entsetzliche Verwüstungen an. In Frankreich wurden sie noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert angewendet, und aus einer Stelle in Froissart's Kriegsgeschichte kann man ersehen, welch' unglaubliche Kraft sie besaß. Er erzählt, daß bei der Belagerung von Thyn-l'Evêque in den Niederlanden der Herzog Johann von der Normandie zwei Catapulte aus Douai kommen ließ, welche Tag und Nacht ungeheure Steine in die Stadt warfen,

die Alles zertrümmerten, Thürme und Häuser zerschmetterten, so daß die Belagerten sich nur noch in Kellern und Gewölben aufzuhalten wagten. Sie schleuderten auch todte Pferde und anderes stinkendes Aas hinein, was für den belagerten Platz von größtem Nachtheil wurde, denn nichts war mehr geeignet pestartige Krankheiten zu erzeugen oder einen Theil der Garnison zu beschäftigen, um diese Cadaver zu verscharren und so ansteckenden Seuchen vorzubeugen. Nur unsere monströsen Mörser würden heutzutage noch furchtbarer sein. Auch die Geschichte Attila's und Tamerlan's liefert uns eine Menge Beispiele von der Gewalt und Kraft dieser Wurfmaschinen. Die Catapulte, deren sich diese Eroberer bedienten, schleuderten unter andern massenhaften Gegenständen auch Mühlsteine in die feindlichen Plätze und zertrümmerten Alles, was sie erreichten, unter furchtbarem Gekrach. Diese Maschinen scheinen bis zur Erfindung des Schießpulvers in Gebrauch gewesen zu sein: die Kanone, welche sie mit Leichtigkeit zerstörte, verdrängte sie dann bald.

Die Erfindung des Widders (Sturmbockes) war ein gewichtiges Mittel zur Abkürzung der Belagerung bei den Alten. Er bestand aus einem Balken von einem einzigen Eichenstamm (ähnlich einem Schiffsmaste) von ungeheurer Länge und Stärke, dessen Ende mit einem eisernen oder ehernen Widderkopf versehen war. Diese furchtbare Maschine hing schwebend vermittelst starker Ketten oder ungeheurer Taue in einem hölzernen Gerüst, welches auf Rädern stand und auf die zugeschüttete Stelle des Wallgrabens, in gewisser Entfernung von der Mauer, aufgestellt wurde. Von allen Kriegsmaschinen war dies die

gefährlichſte, und diejenige, welche den Belagerten den meiſten Schaden zufügte, weil ſie in die Mauer die Breſche ſtampfte, durch welche die Feinde gewöhnlich in die Feſtung eindrangen.

Den Sturmbock ließ man gewöhnlich auf einem der Thürme, die wir ſo eben beſchrieben haben, manövriren, oder auch unter einem bedeckten Gehäuſe, welches Schildkröte (testudo, Sturmdach, Sturmwagen) genannt wurde, weil es gegen die Pechkränze, Geſchoſſe und ſchweren Maſſen, welche die Belagerten von ihren Mauerzinnen herunterſchleuderten, ein feſtes und ſtarkes Deck- und Vertheidigungsmittel war. Dieſe Maſchine, welche gleicherweiſe zum Ausſchütten der Gräben wie zum Sturmlaufen diente, beſtand aus einem großen und ſehr ſtarken Holzgerüſt von zwölf Fuß Höhe und fünf und zwanzig Fuß Länge und Breite. Sie war mit einer Art Matratze bedeckt, die aus friſchen Thierhäuten und Fellen beſtand und gegen Brandſchaden mit verſchiedenen flüſſigen Stoffen getränkt war, ſo daß ſich die Soldaten darin eben ſo in Sicherheit befanden, wie die Schildkröte in ihrer Schale.

Die

Burgen Caerphilly und Bridgenorth.

Hängende Thürme.

Das Schloß Caerphilly in der Grafschaft Glamorganshire in England wurde im Jahre 1221 an der Stelle eines anderen Schlosses erbaut, das von den Galliern bei einem ihrer Versuche, das Joch der Normannen abzuschütteln, der Erde gleichgemacht worden war. Jenes neuere Schloß war gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts eins der schönsten und größten Großbritanniens; mit seinen Nebengebäuden und Festungswerken nahm es beinahe eilf Morgen Landes ein; es lag neun Meilen von Cardiff auf einer kleinen, von Hügeln umgrenzten Ebene. Die Ruinen desselben sind imposant, und der noch ziemlich erhaltene Empfangssaal erweckt das lebhafteste Interesse des Alterthumsfreundes und Artisten. Die elegante Form der gothischen Fenster, die Pfeiler und die Kühnheit der Wölbung verbreiten über diese regelmäßige und ernste Architektur einen eigenthümlichen Reiz.

Eduard II., dieſer als Menſch und als Fürſt ſo unglückliche König, wurde im Jahre 1326 mit ſeinen Günſtlingen, den Spencer's, von den Truppen der Königin darin belagert. Der Widerſtand war lang und hartnäckig; ein Mittel, welches man anwendete, um die Burg einzunehmen, beſtand darin, in einem, am Fuße des Thurmes aufgeſtellten, Ofen Metall zu ſchmelzen und dieſe glühende flüſſige Maſſe nach den Belagerten zu ſchleudern. Dieſe benutzten einen glücklichen Moment, dieſes ſiedende Metall in den Thurm zu bringen und, ſei es aus Unkenntniß oder aus Abſicht, ſie begoſſen es mit Waſſer, was eine heftige Exploſion verurſachte, wodurch der Thurm, in ſeinen Fundamenten zerriſſen, eine ſchiefe Stellung bekam und bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Von allen hängenden Thürmen iſt der von Caerphilly der merkwürdigſte; er iſt ſiebenzig Fuß hoch und die Abweichung ſeiner Spitze von dem Fuße deſſelben beträgt eilf Fuß. Das Sonderbare ſeiner hängenden Stellung iſt namentlich ſehr überraſchend, wenn man ihn von dem Teiche aus betrachtet, an deſſen Ufer er erbaut iſt. Man erbebt bei dem Anblick dieſer ungeheuren Steinmaſſe, die Alles, was ſie umgiebt, zu zerſchmettern droht und doch in dieſer Stellung ſeit nun mehr als fünfhundert Jahren beharrt.

Daß Schloß Bridgenorth in Shropſhire-hat auch einen hängenden Thurm, aber ſeine Neigung, durch eine heftige Erſchütterung verurſacht, iſt bei weitem nicht ſo beträchtlich als die des Thurmes von Caerphilly. Noch

ein ähnlicher Thurm findet sich im Schloß Corse in Dorsetshire; auch Italien hat deren mehrere, und alle diese merkwürdigen Monumente der Vergangenheit, die allein durch die Kraft des Cements festgehalten zu werden scheinen, behaupten ihre sonderbare Stellung nun schon seit mehreren Jahrhunderten.

Das Schloß Mont-Orgueil

auf der Insel Jersey.

Das Schloß Mont-Orgueil auf Jersey ist auf einem Felsen erbaut, der rings von den Wogen des Meeres umspült wird. Die Epoche, in der es erbaut wurde, ist unbekannt, aber unbestreitbar ist es von hohem Alterthum, und die Meinung mehrer Historiker, welche dessen Gründung Julius Cäsar zuschreiben, scheint ziemlich begründet. Gewisser ist, daß es seinen Namen Mont-Orgueil von dem Bruder Heinrichs V., dem Herzog von Clarence, der Gouverneur desselben war, erhielt. Aus unbehauenen Steinen erbaut, ohne regelmäßige Verhältnisse, ist dieses alte Denkmal nur durch seine Lage merkwürdig, sowie durch die geschichtlichen Begebenheiten, an die es erinnert. Was die Festigkeit desselben anlangt, so mußte sie ehemals, vor Erfindung des Schießpulvers, sehr beträchtlich sein, jetzt ist sie aber von keiner Bedeutung mehr.

Von den Ruinen, die zum Theil verschüttet sind, bemerkt man noch zwei Kapellen, die aber dermaßen in Schutt und Trümmern begraben liegen, daß man nur in

ihr Inneres durch eine der Dachluken gelangen kann, was nicht ohne Gefahr ist. Die Treppe und Gallerie, mittelst deren diese beiden Kapellen in Verbindung stehen, sind gänzlich zerstört. Das Innere dieser Gotteshäuser ist ziemlich gut erhalten, allein es ist von sehr geringem Kunstwerth und nicht der Mühe werth, die man sich geben muß, um unter tausend Gefahren hinein zu gelangen. Die Pfeiler sind kurz und kegelförmig, die Bogen spitz; man fühlt, daß die Kunst diesen kleinlichen Constructionen, die ohne allen architectonischen Schmuck sind, fremd ist.

Die Mauern, Thürme und Treppen des Schlosses sind theilweise in den Felsen gehauen, der sich inmitten der Veste zu einer beträchtlichen Höhe erhebt. Nachdem man die erste Pforte, die mit allen Vertheidigungsmitteln jener alten Zeit versehen ist, hinter sich hat, passirt man einen schmalen Gang, der sich zwischen der Mauer und dem Felsen befindet, und kommt an eine zweite Pforte, die in einen Hof führt, der von einer Bastion von sehr alter Bauart begrenzt ist. Links befindet sich noch ein Thor, welches in's Innere des Schlosses führt; über dieser Pforte erblickt man das Wappen Eduards VI., den Löwen und den Lindwurm, mit der Jahreszahl 1553. Gleich daneben ist ein dunkles Gemach und rechts von diesem eine kleine Gallerie, nach welcher acht Steinstufen hinaufführen. In derselben befinden sich Bänke von Ziegeln, denn es war der Ort, wo die Verbrecher gerichtet wurden. War ihr Urtheil gesprochen, so wurden sie in den, so eben erwähnten, dunklen Raum eingeschlossen, dessen Nähe zum Gefängniß passend war, und, wahrschein-

lich um die Ausführung der richterlichen Erkenntnisse nicht lange zu verzögern, diente der Querbalken, den man noch über der Pforte bemerkt, dem Henker gleich als geeignetes Executionsmittel.

In der Meinung der Engländer war diese Veste ehemals von solcher Wichtigkeit, daß sie ein Franzose nur mit verbundenen Augen betreten durfte. Der furchtbarste Angriff, den sie je zu bestehen hatte, war der, welcher ihr von dem berühmten Connetable Duguesclin, dem Herzog von Bourbon und der Blüthe der französischen Ritterschaft, bereitet wurde. Die Mauern wurden an einigen Stellen durchbrochen, die eigentliche Veste aber nicht erreicht, denn da eine englische Flotille Hilfstruppen brachte, so mußten sich die Franzosen, ohne ein Resultat erzielt zu haben, zurückziehen.

Im Jahre 1688 schickte Karl I., traurigen Andenkens, seinen Sohn, den Prinz Karl, in die westlichen Gegenden Englands; allein seine Anstrengungen waren nutzlos, denn er konnte sich nicht daselbst behaupten. Gezwungen sich zurückzuziehen, flüchtete er mit dem Geschichtschreiber Clarendon und einigen treuen Genossen auf die Insel Jersey und richtete sich mit ihnen in dem Schlosse Mont-Orgueil ein. Zwei Monate später reiste der Prinz nach Frankreich ab. Clarendon blieb allein zurück mit seinem Freunde Carteret, dessen Namen er durch die ehrenvolle Erwähnung desselben in seiner Geschichte auf die Nachwelt gebracht hat. Sie brachten daselbst drei Jahre zu, welche Clarendon historischen Studien widmete. Seitdem sind zwei Jahrhunderte verflossen, und das Haus, in welchem er sein unsterbliches Werk schrieb, wird noch

heute das Haus des Kanzlers genannt. Diese berühmten Freunde waren noch auf Jersey, als das Parlament im October 1651 eine Flotte unter dem Befehl des Admirals Blake dahin sandte. Das Schloß Mont-Orgueil bewahrte bei dieser Gelegenheit seinen alten Ruf nicht; es war schlecht verproviantirt und wurde nach kurzem Widerstande übergeben. Der Commandant Sir Georg Carteret zog sich mit einigen Treuen in das Fort Elisabeth zurück und vertheidigte sich daselbst mit so viel Geschicklichkeit und Muth, daß sich Blake glücklich schätzte einen Vertrag mit ihm schließen zu können, in Folge dessen den Royalisten gestattet wurde, die Veste mit Waffen und Bagage zu verlassen und sich nach Frankreich zu begeben.

Das Schloß Mont-Orgueil diente auch öfters als Staatsgefängniß, und unter den bedeutenden Personen, die darin gefangen gehalten wurden, ist der berühmte Prynne, ein satyrischer Schriftsteller, anzuführen, welcher es sehr schwer büßen mußte, daß er Geist besaß.

Wegen ihrer Lage ist diese Festung noch jetzt von großer Wichtigkeit, allein die kriegskundigen Männer unserer Zeit glauben nicht, daß sie einem ernsten und wohlgeleiteten Angriffe lange widerstehen würde.

Das Schloß von Dover.

Die bewundernswerthe Lage der Stadt Dover, gegen die rauhen Nordwinde durch eine im Halbzirkel um die Stadt sich ziehende Gebirgskette geschützt, die nahen Waldungen, die ungeheure Bai, die Schönheit und Frische der umliegenden Gegend, — all' dies macht diesen bedeutenden Hafenplatz zu einer der interessantesten Städte Alt-Englands.

Zu Julius Cäsar's Zeit zeigten die Bewohner Dovers und der Umgegend, ungeachtet der noch wenig vorgeschrittenen Civilisation, höchst patriotische Gefühle; sie eilten zu den Waffen, gingen mit Festigkeit dem Besieger der Gallier entgegen, und die Erfolge, welche sie erzielten, verzögerte wenigstens die Schnelle und Heftigkeit des Angriffs. Jedoch die Römer wurden Herren des Landes, und Julius Cäsar, dieser große Festungs-Baumeister, welcher eine ungehinderte Communication zwischen England und dem Continent sichern wollte, ließ das Schloß von Dover erbauen, dessen Ruinen heute noch sichtbar sind.

Dover hat bis auf unsere Zeit seine ursprüngliche Bedeutsamkeit behalten; es war und ist einer der fünf Haupthafenplätze Englands, und im Fall eines Kriegs mit Frankreich gehen von hier die furchtbarsten Flotten

und Expeditionen ab, denn unmöglich dürfte auf der ganzen Küste ein günstigerer Platz zur Armirung einer Flotte gefunden werden. Hier schiffte sich im Jahre 1189 Richard I., genannt Löwenherz, ein, um die Eroberung des heiligen Landes zu unternehmen. Später versammelte Johann ohne Land alle seine Truppen zu Dover, um sich der Landung Philipp August's zu widersetzen. Im Jahre 1216 landete Ludwig, Dauphin von Frankreich, der später seinem Vater Philipp August unter dem Namen Ludwig VIII. succedirte, mit einer furchtbaren Armee an den Küsten Englands, bemächtigte sich mehrerer festen Plätze und drang bis in die Stadt Dover; aber das Schloß widerstand den Angriffen der Franzosen, die sich genöthigt sahen die Belagerung aufzuheben. Unter der Regierung Eduards I. eroberten die Franzosen nochmals Dover, legten einen Theil desselben in Asche, mußten sich aber dennoch zurückziehen, nachdem sie unter den Mauern des Schlosses bedeutenden Verlust an Mannschaften erlitten hatten.

Unter mehreren historischen Begebenheiten, welche Dover berühmt gemacht haben, ist erwähnenswerth: die Unterredung Kaiser Karls V. mit König Heinrich VIII., (sie kamen hier im Jahre 1520 zusammen), und das Lebewohl, welches hier der Prinzregent, später Georg IV., Ludwig XVIII. sagte, der im Jahre 1814 nach fünf und zwanzigjähriger Verbannung England verließ, um den Thron seiner Väter zu besteigen. Die Antwort, welche ihm Ludwig XVIII. gab, verdient ihrer Sonderbarkeit wegen angeführt zu werden: „Nächst der göttlichen Vorsehung werde ich die Wiederherstellung unseres Hauses

auf den Thron meiner Ahnen stets den Rathschlägen Eurer königlichen Hoheit, diesem glorreichen Lande und dem Vertrauen seiner Einwohner zuschreiben ꝛc." Für einen Fürsten, dem man Takt und Geist beimaß, waren diese Worte höchst unpassend, denn er beleidigte das französische Volk, welches dadurch erinnert wurde, daß es einen König aus der Hand seiner Feinde empfing.

Dover ist gut gebaut. Von der Höhe des nahen Gebirges sieht man die Küsten Frankreichs. Was aber namentlich die Aufmerksamkeit erweckt, ist die Citadelle, welche auf der Stelle des alten Schlosses erbaut ist, auf dem Shakespearegipfel, einem Felsen, welcher sich nicht weniger als fünfzig Fuß über der Meeresfläche erhebt, und in dessen Mitte spiralförmig eine Doppeltreppe in Brunnenform in den Stein gehauen ist, welche das Schloß mit der Stadt verbindet.

Diese Veste wurde unter der Regierung Karls I. durch einen kühnen Handstreich von einem Parteichef, Namens Drake, genommen, welcher, an der Spitze von zwölf entschlossenen Männern, den Felsen erkletterte, in die Citadelle eindrang und so großes Entsetzen verbreitete, daß die Besatzung, welche eine ganze Armee in Anzug glaubte, sich ohne Widerstand unterwarf. Heutzutage, wo die Citadelle solchergestalt armirt ist, um der furchtbarsten Flotte widerstehen zu können, würde eine solche Begebenheit unmöglich sein, und die Einwohner von Dover, die unter den Kanonen ihres Schlosses sicher sind, haben, im Fall eines Krieges, von den Anstrengungen des Feindes nichts zu fürchten.

Der Tower.

Der Tower in London, den vor einigen Jahren eine Feuersbrunst fast ganz zerstört hat, ist ohne Widerrede das bedeutsamste Monument Englands. Der älteste Theil dieses weitläuftigen Gebäudes ist dem Anscheine nach von Julius Cäsar erbaut. Der weiße Thurm oder der Donjon, der von dem Cardinal Rochester erbaut und jetzt eine Ruine ist, stammt aus dem eilften Jahrhundert. Sechzig Jahr später, 1140, bestimmte ihn König Stephan, während der Unruhen, die seine Staaten verwüsteten, zu seiner Residenz. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts umbaute ihn Longchamp, Bischof von Ely, den Richard Löwenherz zum Gouverneur des Tower ernannt hatte, mit für die damalige Zeit furchtbaren Festungswerken. Später wurden diese Fortificationen noch durch König Johann vermehrt, der in den letzten Jahren seiner Regierung seinen Hof hier hielt, worauf sich die aufrühreriſchen Barone dieser Festung bemächtigten und sie Ludwig von Frankreich, den sie in's Land gerufen hatten, überlieferten. Im Jahre 1217 wurde sie Heinrich III. zurückgegeben. Dieser ließ die Kapelle, den großen Saal

und das Rathszimmer bauen. Ralph Flambard, Bischof von Durham, Minister und Vertrauter Heinrichs I., ist der erste Gefangene im Tower, dessen die Geschichte Erwähnung thut. Der berühmte Hubert von Burgh, Graf von Kent, war darin unter Heinrich III. (um's Jahr 1252) wechselweise Gouverneur und Gefangener. Heinrich III. suchte während der Unruhen mehrmals ein Asyl darin und vermehrte, so weit es seine Kräfte erlaubten, die Vertheidigungsmittel der Veste. Eduard I. beendigte die Arbeiten seines Vaters; seit dieser Zeit ist nichts Bedeutendes mehr in dieser Beziehung vorgenommen worden. Sechshundert Juden waren einmal zu gleicher Zeit wegen Falschmünzerei darin eingeschlossen, und im Jahre 1303 brachte der berühmte William Wallace einige Tage darin zu, ehe er sein Heldenleben auf dem Schaffot beschloß. Unter der unruhvollen Regierung des unglücklichen Eduards II. änderte der Tower seine Herren oft, und die Invasion Eduards III., von Frankreich aus, machte die Veste wieder zum Aufenthaltsort berühmter Personen; die Grafen von Eu und von Tancarville wurden mit dreihundert Bürgern aus Caen hinein gebracht. Bald gab ihnen die Schlacht von Nevill's Croß, in Abwesenheit des Siegers von Crécy von der Armee der Königin gewonnen, zu Gefährten der Gefangenschaft: David Bruce und die Lords Fife und Monteith, zu welchen einige Monate später noch kamen: Charles de Blois und der tapfere Jean de Vienne, Gouverneur von Calais, nebst zwölf der vornehmsten Bürger dieser Stadt. Jean von Vienne und sein Sohn wurden bis zum Jahre 1359 auf's strengste darin bewacht.

Als Richard II., von seinen eigenen Unterthanen zwei Mal im Tower belagert, zugleich den Thron und diese traurige Wohnung verließ, wurde die Feste die Residenz seines Nachfolgers, Heinrichs von Bolingbroke, der darin an Gift starb.

Wollte man eine vollständige Geschichte des Towers geben, so müßte man die Geschichte der Bürgerkriege Englands schreiben, denn dieses Gebäude diente abwechselnd, und manchmal zu gleicher Zeit, als königliche Residenz, als Festung und als Staatsgefängniß. Auch würde es zu weitläuftig sein, wollten wir alle die berühmten Personen nennen, welche in des gefürchteten Towers Ringmauer eine unfreiwillige Wohnung, oder ihren Tod fanden; wir wollen uns darauf beschränken, nur einige der berühmtesten zu nennen. Solche sind: Jakob, Prinz von Schottland, der in dem Augenblicke arretirt wurde, als er sich eben nach Frankreich einschiffen wollte; die Herzöge von Orleans und Bourbon, welche unter der Regierung Heinrichs VI. hier gefangen gehalten wurden; der Herzog von Clarence, welcher, nachdem er zum Tode verurtheilt worden war, im Jahre 1478 in einem Faß Malvasier ertränkt wurde; Eduard Plantagenet, der Sohn des eben Genannten, der darin seinen Tod auf dem Schaffot durch das Schwert fand. Unter Heinrich VIII. wurden im Jahre 1534 in den Tower Thomas Moore und Fisher gesperrt und das Jahr darauf enthauptet. Die Königin Johanna Bolein starb hier im Jahre 1536 in Folge der grausamen Launen ihres Gemahls, und jedes Jahr sah neue Opfer folgen. Die Lord's Thomas Howard, Darcey, Montague und der Marquis von Exeter,

die des Verraths angeklagt waren, endigten ihr Leben auf dem Schaffot. Graf Eſſex, der weiſe und treue Rathgeber des Königs, wurde im Jahre 1540 hier hingerichtet, weil er der Haupturheber ſeiner Vermählung mit Anna, Prinzeſſin von Cleve, die ihm verhaßt wurde, geweſen war. Bald darauf traf daſſelbe Beil ſeine vierte Gemahlin, Katharine Howard und deren Freundin, Lady Rochford.

Dieſer Ort, der dem Unglück geweiht zu ſein ſchien, wurde, (welch' ſonderbarer Contraſt!) Zeuge einer ganz andern Todesart. Arthur Plantagenet, natürlicher Sohn Eduards des VI., ſtarb hier vor Freude, als er vernahm, daß ſeine Unſchuld anerkannt war. Das traurige Loos von Johanna Grey und ihrem jungen Gatten, dem Lord Guilford Dudley, beide die bedauernswerthen Opfer des Ehrgeizes des Herzogs, ihres Vaters, welcher ſeine Familie und ſeine Freunde mit in ſeinen Fall verwickelte, und die grauſamen Verfolgungen, mit welchen die Königin Maria alle diejenigen heimſuchte, welche nicht ihre religiöſen Anſichten theilten, machen die charakteriſtiſchen Hauptmomente ihrer Regierung aus. Der Tower diente auch der Prinzeß Eliſabeth zur Freiſtatt, und als ſie, dem Beiſpiel ihrer Vorgänger folgend, die Veſte verließ, um unter den gebräuchlichen Ceremonien ſich krönen zu laſſen, da wurde ſie mit ſo aufrichtigen Segenswünſchen vom Volke bewillkommnet, wie vielleicht kein Fürſt vor ihr. Es muß indeſſen hier erwähnt werden, daß, trotz des Glückes und Gedeihens einer Regierung, deren wohlthätige Wirkungen England noch immer fühlt, der Tower zu keiner Zeit mehr Gefangene jeden Ranges und Standes aufgenom-

men hat, als damals. Zufolge eines Berichtes, der deshalb dem Geheimenrath der Königin überreicht wurde, waren im Jahr 1561 in Haft: sechs Bischöfe, ein Abt von Westmünster, zwei Grafen, Lady Katharine Grey und noch zwölf andere Individuen. Howard, Herzog von Norfolk, im Jahr 1569 verhaftet, wurde drei Jahre später wegen geheimer Umtriebe zu Gunsten von Maria Stuart, sowie sein Sohn, der Graf von Arundel, und der Graf von Northumberland, wegen Verrätherei, hingerichtet; letzterer, welcher die Confiscation seiner Güter verhindern wollte, kam dem Urtel zuvor, indem er sich tödtete.

Hierauf kamen Sir Walter Raleigh, die Grafen von Essex, Southampton und Rutland an die Reihe.

Unter der Regierung Karls I., unter der durch Cromwell eingeführten Republik und während der Regierung Karls II. war der Tower der Schauplatz von nicht weniger traurigen Begebenheiten. Die letzte in dieser Festung geschehene Hinrichtung war die des Lords Lorat, welcher im Jahr 1747 enthauptet wurde.

Nachfolgende Schilderung, welche wir dem Werke eines neuern Historikers entlehnen, ist geeignet einen vollständigen Begriff von der Größe und Wichtigkeit dieses Denkmals vergangener Jahrhunderte, wie es vor dem Brande von 1842 war, zu geben.

Der, durch das Schloß, die Außengebäude und einen dritten ziemlich großen Raum eingenommene, Grund und Boden bildet einen besonderen Distrikt, welcher die Schutzstätte des Towers genannt wird. Er hat, unabhängig von der City von London, eigene Gerichtsbarkeit und

Privilegien; aber die Grenzen dieses Asyls und die Natur seiner Rechte sind ein unaufhörlicher Quell endloser Streitigkeiten, denn diese Frage ist bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden. Ein Constabler, dessen Functionen eben so alt sind, wie der Tower selbst, commandirt die Festung; er hat Privilegien und bedeutende Nebeneinkünfte, theils Belohnungen für wichtige Dienstleistungen, theils auch bei den frühern unaufhörlichen bürgerlichen Unruhen schwacher Fürsten von den Constablers abgedrungene Zugeständnisse.

Es existirt ein authentisches Verzeichniß der hundert und achtzehn Constablers, von dem ersten, Gottfried von Mandeville, der es im Jahre 1066 wurde, an, bis zu dem Herzog von Wellington, der es gegenwärtig ist. Man findet unter ihnen adelige Herren vom höchsten Rang. Es liegt immer eine starke Garnison in diesem Schlosse, und als man zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Folge grundloser Gerüchte Ausbrüche innerer Unruhen fürchtete, wurden die Festungswerke wieder in bessern Stand gesetzt. Alle diese Vorsichtsmaßregeln traf man nur deshalb, um die etwaigen Versuche, welche der aufrührerische Volksgeist jener Zeit ahnen lassen konnte, wirkungslos zu machen. Die Außenmauer schließt mehr wie zwölf Acker Landes ein; der sie umschließende Graben hat einen Umkreis von dreihundert und dreißig Yards und ist dreißig bis funfzig Yards (an verschiedenen Stellen) breit; er stellt ein unregelmäßiges Fünfeck dar und eine geräumige Plateform oder Straße trennt ihn von der Themse. Auf der Mittagsseite der Veste stehen die Kanonen, welche öffentliche Freudenbezeugungen und Feste

ankündigen. Der Haupteingang besteht in einem massiven Thor, das durch zwei feste Thürme vertheidigt wird. Ehemals gab es vor der Brücke noch einige Festungswerke, welche in der Kunstsprache Barbaca's genannt werden; sie sind durch eine Menagerie ersetzt worden. Indessen befindet sich vor der Brücke doch noch ein mit Mauern umgebener Hof.

In der Mitte der gegen Mittag zu gelegenen Façade steht der St. Thomasthurm, genannt die Verrätherpforte, wegen eines gewölbten Ganges, welcher unter dem Quai weg mit der Themse communicirt, und durch welchen man die Gefangenen entführte. Dieser Thurm ist noch ziemlich gut erhalten und ist ein Muster der Baukunst aus der Zeit Heinrichs III.; man hat darin zur Benutzung für die Garnison eine hydraulische Maschine aufgestellt.

Der weiße Thurm ist ein vierwinkliges Gebäude von hundert und sechzig Fuß Länge, neunzig Fuß Tiefe und vier und achtzig Fuß Höhe, und in der Mitte des ganzen Schlosses stehend, bildet er den merkwürdigsten Theil desselben. Viereckige Thürme, welche in Thürmchen enden, stehen in dem nördlichen und südwestlichen Winkel; der im nordöstlichen Winkel ist rund und schließt die Haupttreppe in sich, die entgegengesetzte Seite endigt in einem Halbzirkel und enthält die Kapelle. An diese schließt sich der vierte Thurm an, und dieß sind die vier Spitzen, welche dem Aeußern der Citadelle einen so eigenthümlichen Charakter geben. — Den Namen „weißer Thurm" erhielt er wegen der von Zeit zu Zeit wiederholten Erneuerungen der Farbe, wie ein, in lateinischer Sprache geschriebenes, sehr merkwürdiges Document be-

ſagt. Er beſteht aus drei Stockwerken, aber der zerſtörende Zahn der Zeit und mehrere nach und nach vorgenommene Veränderungen haben faſt jede Spur der urſprünglichen Architectur verwiſcht. Die Grundmauern ſind funfzehn Fuß ſtark und die der beiden obern Etagen zwölf Fuß; jedes Stockwerk iſt in drei Abtheilungen getheilt; drei gewölbte Keller dienen zum Pulvermagazin und bieten dem Auge des Beſchauers nichts Merkwürdiges dar. Das kleinſte Gemach des Erdgeſchoſſes iſt gewölbt, es iſt ſehr einfach, aber durch ſein Alterthum intereſſant. Eine geheime Thür führt in eine dunkle Zelle von zehn Fuß Länge und acht Fuß Breite; ſie iſt in die dicke Mauer gebrochen worden. Man verſichert, daß Sir Walter Raleigh dieſe Gemächer bewohnte und daß er darin ſeine Weltgeſchichte ſchrieb; als Gefängniß haben ſie ohne Zweifel nicht gedient. Auf der einen Seite der geheimen Thür ſieht man noch Inſchriften von drei Perſonen, die als Mitſchuldige bei Sir Thomas Wyatt's Aufruhr, im Jahre 1553, verhaftet wurden. Ungeheure Waffenvorräthe befinden ſich in vier Sälen des Erdgeſchoſſes und des erſten Stockwerks; zwei allein enthalten deren ſo viel, um ſogleich funfzigtauſend Mann bewaffnen zu können. Auch enthalten ſie eine Sammlung von Rüſtungen verſchiedener Zeiten und andere Curioſitäten dieſer Art.

Die königliche Kapelle, Johann dem Evangeliſten gewidmet, befindet ſich im erſten Stockwerk, eine Seite derſelben iſt vorſpringend gebaut und dehnt ſich von Nord nach Süd in einem Halbzirkel aus, welcher von dem Schiff der Kapelle durch zwölf maſſive Pfeiler

getrennt ist. Sie ist im Innern ganz mit Kalk übertüncht worden, was die ursprünglichen architectonischen Verzierungen bedeckt, man hat diese aber sorgfältig geprüft und den Kalk an mehreren Stellen wieder weggenommen. Diese Arbeiten sind solid, gut ausgeführt, und dieses alte Denkmal bietet in seiner Gesammtheit einen werthvollen und schönen Rest normännischer Baukunst dar. Man weiß nicht genau, wann das Amt eines Kaplans, welches von Heinrich III. gestiftet wurde, eingegangen ist; aber unter Karl II. war schon ein Theil der Archive, wie gegenwärtig, in dieser Kapelle deponirt. Zwei Gemächer des zweiten Stockwerks sind bemerkenswerth; das größere heißt das Rathszimmer und man glaubt, daß der Geheimerath hierin seine Sitzungen hielt, wenn der König den Tower bewohnte. Die schwerfälligen Balken der Decke, die durch eine doppelte Reihe von Pfeilern unterstützt wird, der dunkle Schein des Tageslichtes, welches durch die offenen Bogen einer schmalen Gallerie hereinfällt, giebt dem Raume den Anstrich von großer Alterthümlichkeit, die mit dem ganzen Gebäude so gut harmonirt. Das größte Thürmchen diente, vor Erbauung der Sternwarte zu Greenwich, als Observatorium, und trägt den Namen hiervon noch. Es ist höchst sonderbar, daß sich in diesem ungeheuren Gebäude keine Spur von einem Kamine und Brunnen findet. In dem nordwestlichen Winkel des inneren Hofes liegt die Kapelle von St. Peter, welche unter Eduard I. an der Stelle einer ältern erbaut wurde.

Hinter dieser Kapelle war ehemals eine kleine Einsiedelei, die in den Denkwürdigkeiten aus der Zeit Hein-

richs III. oft erwähnt wird; der Einsiedler bekam aus der königlichen Kasse täglich einen Penny.

Ein großes Gebäude, an der nördlichen Seite des inneren Hofes gelegen, enthält den Artilleriepark. An der Südseite des weißen Thurmes hängen die Rüstungen der Könige und englischen Ritter, von denen vorzüglich die Heinrichs VIII., Karls I., des Grafen Essex ꝛc. bemerkenswerth sind. Das Arsenal der Königin Elisabeth ist ein besonderes, dem weißen Thurm gegenüber liegendes Gebäude. Die Ueberbleibsel der dreizehn Thürme, welche den inneren Hof vertheidigten, kann man noch deutlich sehen. Die vorzüglichsten hießen: der Glockenthurm, der Thurm Beauchamp, der Thurm Devereux, der Bogenschützenthurm, der Juwelenthurm, in welchen sich der Schatz der Krone befindet, und der blutige Thurm, in dem, einer Tradition zufolge, die beiden jungen Prinzen Eduard V. und der Herzog von York ermordet wurden.

Wie wir schon oben bemerkt haben, sieht man von diesem merkwürdigen alten Gebäude jetzt nichts mehr als Trümmer und Asche, und noch eine kurze Spanne Zeit, und es wird nur noch die Erinnerung von ihm geblieben sein.

Der Quiquengrogne.

Ehe wir von dem Quiquengrogne sprechen, laßt uns einen Blick auf Bourbon-l'Archambault, wo er liegt, werfen. Die Geschichte dieser Stadt des Bourbonnais ist bis zum achten Jahrhundert unbekannt. Von Pipin, der sie im Jahre 759 belagerte, genommen, war sie lange Zeit nur einer der unbedeutendsten Plätze Aquitaniens. Pipin schenkte sie mit sammt ihrem Territorium einem seiner Verwandten, dessen, bis in's neunte Jahrhundert unbekannte, Nachkommenschaft still und friedlich von den Einkünften der Domaine lebte. Aber im zehnten Jahrhundert findet man Beweise davon, daß Seigneurs aus dem Blute Pipin's hier existiren mußten. Ihre Macht und ihr Ansehen nimmt zu und macht sich unter einem Namen geltend, welcher einst hochberühmt werden sollte.

Ungeachtet seines illustren Ursprungs würde Bourbon-l'Archambault jetzt gänzlich ohne Interesse sein, wenn es nicht seine Heilquellen hätte. Von dem ungeheuren Schlosse sind nur noch Ruinen zu sehen. Diese alte Burg, die auf Felsen gegründet war, umgaben von drei Seiten, durch die Wellen der Burgus, welche hier

einen durch die Klarheit des Wassers bemerkenswerthen kleinen See bildet, bespülte, steile Abgründe. Diese Lage machte die Veste fast uneinnehmbar zu der Zeit, als die Feuergeschosse noch nicht erfunden waren. Als Pipin sie eroberte, war sie noch unbedeutend, aber die Archambault's machten eine große und wohnliche Burg daraus, welche stets die Nachkommen Pipin's besaßen.

Die Trümmer dieses hochgelegenen Schlosses bemerkt man noch; vier und zwanzig starke Thürme vertheidigten die Außenmauer, davon stehen noch drei.

Der eine dieser Thürme, welcher von ungeheurer Stärke ist, liegt auf dem steilsten Felsen, überragt hoch die wirre Masse von zerfallenen Bauwerken alter Zeiten und beherrscht die Stadt, deren schwarze, bunt unter einander liegende Dächer, in Rauch gehüllt, tief unter ihm liegen.

Das ist der Quiquengrogne.

Der Ausdruck dieses Wortes bezeichnet Kampf, Zorn, ebenso wie Mißvergnügen und Murren.

Und in der That, als Herzog Ludwig I. den tiefen Grund zu diesem Thurme in den Felsen hauen ließ, lehnten sich die mißtrauischen und wachsamen Bürger gegen die Fortführung dieses Baues, der ihrer Sicherheit und Freiheit gefährlich zu werden schien, hartnäckig auf.

Sogleich richtete der Herzog seine Feldschlangen auf die Stadt und rief aus:

„Er wird gebauet, wer auch darüber murre!"

(On la bâtira *qui qu'en grogne.*)

Die Arbeitsleute setzten ihre Steine, warfen ihren Mörtel in die Fugen, und die alten Schmauzbärte standen

mit brennender Lunte bereit. Die Bürger mußten nachgeben und der Zorn ihres Herren taufte den neuen, furchtbaren Thurm: Qui qu'en grogne, tel est mon plaisir.

Diese Worte dienten fortan den Herzogen von Bourbon zum Kampf- und Siegesruf.

Dies Benehmen Ludwigs I., Herzogs von Bourbon, läßt auf einen entschiedenen Charakter schließen. Auch war er ein tapferer Ritter und liebte Carrousels, Tourniere und Lanzenbrechen. Aber er brauchte zu viel, und seine bedeutenden Einkünfte langten bei weitem nicht zur Befriedigung seiner Vergnügungen aus.

Nun drückte er seine Vasallen und zog sich deren Haß zu.

Er brauchte daher einen hübschen festen Thurm, um ihnen die Luft zum Murren zu benehmen. Der Quiquengrogne hielt die Stadt im Zaum.

Ein Mann wie Ludwig konnte der königlichen Macht nur nützlich sein, auch diente er ihr mit Kraft und Energie. Er lebte unter der Regierung Philipps des Schönen, welcher seine Dienste reichlich belohnte, und ihm eins der vier ersten Kronämter, die wichtige Stelle eines Ober-Kämmerers von Frankreich, verlieh, welches in dem Hause Bourbon erblich wurde, bis es von Franz I. dem Connetable von Bourbon, seiner Verrätherei wegen, wieder entzogen wurde. Nun, auch die Einkünfte dieser hohen Amtswürde waren schnell verbraucht. Die Verschwendung des neuen Ober-Kämmerers ging so weit, daß seine Mutter, um dringende Schulden ihres Sohnes bezahlen zu können, mehrere Besitzungen im

Bourbonnais, wie Montluçon, Chantelles und Verneuil, verpfänden mußte.

Bei aller chevalerésken und religiösen Begeisterung, die damals die Kreuzzüge möglich machte, verlor Herzog Ludwig sein Bourbonnais, seine große Herrschaft, nicht aus dem Auge, und im Jahre 1315 beschloß er daselbst ein Ordenscapitel zu gründen.

Zum Ruhme Ludwigs von Bourbon müssen wir anführen, daß er allein und mit Festigkeit das salische Gesetz vertheidigte, daß er in den Geheimrathsversammlungen Philipps stimmfähig war und mehrere Staatsgeschäfte von großer Wichtigkeit leitete, was ihn in den Ruf eines klugen und gewandten Mannes brachte.

Der Herzog von Burgund und die Grafen von Valois und la Marche waren es, die Philipp den Langen von der Thronfolge ausschließen wollten, als Ludwig von Bourbon das salische Gesetz gegen sie vertheidigte und den Bund dieser mächtigen Herren siegreich bekämpfte.

Der Einfluß, den Ludwig am königlichen Hofe gewann, mußte natürlicherweise für seine Besitzungen von Bedeutung sein. Durch eine verbriefte Urkunde Karls des Schönen wurde aus der simpeln Baronie ein erbliches Herzogthum. Dieser König streicht nicht nur die großen Eigenschaften und Dienste des Herzogs, sondern auch die Ausdehnung und die Reichthümer des Bourbonnais höchlich heraus, sowie er den Vortheil anerkennt, das uneinnehmbare Schloß von Bourbon-l'Archambault zu besitzen. —

Der berühmte Quiquengrogne dient gegenwärtig als Gefängniß und zu einem Uhrgehäuse für die Stadt; das ist der ganze Rest der gefürchteten Burg.

Wir wollen hier noch einige Zeilen über den Connetable von Bourbon, dessen Verrätherei wir oben erwähnten, hinzufügen.

Von seiner Jugend an hatte sich der Connetable von Bourbon durch große Tapferkeit, in einer an berühmten Kriegsnamen reichen Epoche, bemerklich gemacht. Nichts fehlte seinem Ruhme, als er durch eine Ungerechtigkeit des Königs Frankreich und seinen Pflichten entzogen wurde und das Haus Bourbon in Ungnade fiel, die bis zu den letzten Lebenstagen Ludwigs VIII. dauerte.

Der Connetable wurde in Folge eines Processes, den die Mutter Franz I. angezettelt hatte, seiner Güter beraubt. Dieser Proceß veranlaßte den unheilvollen Rückzug des Connetable, der in Italien den Oberbefehl über die Armee des Königs führte, sich bei mehreren Gelegenheiten durch außerordentlichen Muth ausgezeichnet hatte, und namentlich auch bei der Schlacht von Marignani, wo er, in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren, aus den Händen Franz I., das Schwert seiner hohen Würde erhielt. Da des Königs Mutter, die Herzogin von Angouleme, den Rechtsstreit gewonnen hatte, so riß sie die Besitzungen des Connetable an sich. Dieser, entrüstet, sich ungerechterweise aus seinen Besitzungen verdrängt zu sehen (denn der Proceß wurde nur deshalb angesponnen, weil der Connetable die Liebe der Königin-Mutter verschmäht hatte), verließ Frankreich und bot seine Dienste Kaiser Karl V. an. Er trug viel zum Ge-

winnen der für Frankreich so nachtheiligen Schlacht von Pavia bei. Von Karl V., der ihm glänzende Versprechungen gemacht hatte, schlecht belohnt, wurde er Parteichef und führte seine Truppen zur Belagerung von Rom, dessen Plünderung er ihnen verheißen hatte. Hier wurde er bei der Bestürmung der Stadt (1527) getödtet; er war nur acht und dreißig Jahre alt und hinterließ keine Nachkommenschaft.

Das Schloß von Saint-Fargeau.

Was dieſe alte, weitläuftige, im Jahre 980 vom Biſchof von Auxerre, Heribert, erbaute Burg, welche auf dem Hauptplatz des alten und hübſchen Städtchens Saint-Fargeau liegt, berühmt macht, iſt, daß ſie, nachdem ſie dem genannten Prälaten und ſeinen Erben gehört hatte, nach und nach an verſchiedene große Häuſer fiel, wie zum Beiſpiel an die Barone von Coucy, Thibaut de Bar, an Jaques Coeur, Zahlmeiſter Königs Karl VII., Johann von Chabannes, René von Anjou, Franz von Bourbon und den Herzog von Montpenſier, zu deſſen Gunſten ſie von Franz I. zu einem erblichen Herzogthum erhöht und vergrößert wurde.

Aber die vornehmſte Perſon, welcher als Aſyl gedient zu haben ſich dieſes Schloß rühmen kann, iſt die famoſe Anna Maria Luiſe, Herzogin von Montpenſier, ſo bekannt unter dem Namen Mademoiſelle und als die Tochter Gaſton's von Orleans, des Bruders Ludwigs XIII. und Gemahls der einzigen Tochter Franz von Bourbon's.

Mademoiselle von Montpensier ist bekannt durch die Menge von Vermählungen, die sie erstrebte und die ihr vorgeschlagen wurden.

Als sie noch sehr jung war, liebkoste sie den Gedanken die Gemahlin Ludwigs XIV. zu werden. Nach diesem wurden alle Kriegshelden und große, berühmte Männer als Zukünftige von Mademoiselle bezeichnet. Wenn wir den Cardinal-Infanten, den Grafen von Soissons, den König von Spanien, den Prinzen von Wales und den Herzog von Savoyen nennen, so designiren wir doch sicherlich Männer von hinreichend hohem Range.

Warum sah man die zahllosen Pläne und Absichten der Prinzessin nicht als unbestimmte, wandelbare Launen an? Deswegen, weil Mademoiselle von Montpensier nicht zu jenen Frauen gehörte, welche eine alltägliche Leidenschaft rührt und fortreißt. Sie hatte den Charakter einer Römerin und zeigte ihn in den Stürmen der Fronde. Von den Frondeurs nach Orleans abgesandt, erschien sie als muthvolle Amazone, um die Stadt ihrer Partei zu erhalten. Dann bei dem Kampf im Faubourg Saint-Antoine zeigte sie sich wieder und ließ die Kanonen der Bastille auf die Truppen des Königs feuern, um den Untergang der Armee des Prinzen Condé zu verhindern.

Kurz, diese Prinzessin war eine jener leidenschaftlichen Seelen, die sich mit Gluth in das bewegte Volksleben stürzen, um es mit ihrem Geiste zu beherrschen; denn die Bewegung ist das wahre Element lebhafter Menschen, edler Herzen. Sie zeigte einen wahrhaft an-

tiken Charakter in den Handlungen für ihre Partei, deren unsichere Entschlüsse und zaghafte Seelen sie beherrschte. Während dieses politischen Sturmes, den man nicht gehörig gewürdigt hat, und welchen gewisse kurzsichtige Schriftsteller, weil sie nur die Oberfläche der Dinge sehen, wie eine lächerliche Posse behandelt haben, war Mademoiselle de Montpensier die Seele des Volkes, die Königin der Hallen, indem ihr zugleich Parlament wie Schöppenstuhl unterthänig waren.

Wegen einer ihr angerechneten Schwäche, da die Prinzessin, eingenommen vom Herzog von Lauzun, diesen noch in ihren alten Tagen liebte, muß man ihr nicht den Ruhm eines edlen und starken Charakters rauben wollen.

Als Ludwig XIV. wieder nach Paris zurückgekehrt war, verbannte er sie auf ihre Domaine Saint-Fargeau. Diese gezwungene Zurückgezogenheit war eine Hölle für sie. Bewegung war ihr Bedürfniß, sie hatte keine Ruhe; sie wandte nun ihre Thätigkeit dem Studium zu. Sie fing an zu lesen, zu schreiben, ja sie ließ die Früchte ihres Denkens sogar drucken. Sie schrieb die Memoiren, welche wir von ihr besitzen, ein Werk voll großer Erinnerungen, in welchem sie mit wahren und lebhaften Farben den Charakter der berühmtesten Personen ihrer Zeit schildert. Auch vergaß sie nicht jene elenden Intriguen, in deren Folge sie bei ihrem Freimuth, der Erhabenheit ihres edlen Herzens und aufrichtigen Charakters durch die Arglist und die machiavellistische Politik Mazarin's hinter's Licht geführt wurde, getreu zu schildern.

Im Schloß von Saint-Fargeau hielt sie einen, zwar nicht zahlreichen, aber ausgewählten Hofstaat, welcher Legrais, den Verfasser trefflicher Novellen, in seine Kreise aufnahm. Mademoiselle ließ viele Veränderungen und Verschönerungen im Innern des Schlosses vornehmen; sie zog es allen ihren Schlössern als Residenz vor, und vermachte es in ihrem Testamente dem Herzog von Lauzun, mit dem sie heimlich vermählt war.

Obgleich das Schloß von Saint-Fargeau von Ziegelsteinen erbaut ist, so hat es sich doch sehr gut erhalten; durch seine Ausdehnung, seine vielen und großen Säle, den ungeheuren Park, das mächtige Wasserkunstwerk und die prächtigen Gärten, welche es umgeben, hat es ganz das Aeußere einer königlichen Besitzung. Der Haupteingang, den man vom Marktplatz der Stadt aus betritt, ist von prächtiger Bauart.

Die vielen kleinen Thürme, der große Mittelpavillon, der Waffensaal mit seinem Wehrgestell, an welches die Barone ihre enormen Schwerter und andere Zierden des Ritterthums aufhingen, stellen es als einen ächten Rest des Mittelalters und Feudalismus dar.

Dieses Schloß, das vom Herzog von Lauzun an die Familie Lepelletier verkauft wurde, welche ein, entschieden für den Tod des Königs stimmendes, Conventsmitglied lieferte, — schließt in seiner Kapelle das Grab dieses letzteren, der am 20. Januar 1793 von einem königlichen Gardisten ermordet wurde, ein. Dieser Mord war das Signal zu blutigen Opfern. Dem prunkvollen Leichenbegängniß Lepelletier's folgte, auf einem prächtigen

Wagen, seine Beisetzung im Pantheon; aber die Revolution, welche seinen Triumph gefeiert hatte, erniedrigte ihn auch wieder, und derjenige, welchen man 1793 so sehr erhob, wurde zwei Jahre später mit Füßen getreten, denn der Leichnam des Conventsmitgliedes, unwürdig befunden im Pantheon zu liegen, wurde wieder herausgestoßen und seiner Familie zurückgegeben, die ihm nun einen Platz in der Schloßkapelle von Saint-Fargeau gab.

Das Schloß von Nantes.

Die Stadt Nantes, deren Entstehung sich in die Nacht der Zeiten verliert, war schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts ein bedeutender Ort; aber sie hatte zur Vertheidigung nur einige geringe Festungswerke, welche zu schwach waren, um sie gegen feindliche Einfälle zu beschützen. Daher ließ Alain der Große, Herzog von Bretagne, dessen Residenz diese Stadt war, 930 eine Burg auf dem Platze, wo sich jetzt die Citadelle befindet, erbauen. Mit dieser Feste hoffte der Herzog den Normannen, deren Fahrzeuge sich schon manchmal an den Stadtmauern, die von den Wellen der Loire benetzt werden, gezeigt hatten, widerstehen zu können; aber kaum war der Bau vollendet, als die Normannen von Neuem erschienen, die Stadt eroberten und sie von Grund aus zerstörten. Das Schloß, welches sehr tapfer vertheidigt wurde, mußte sich auch ergeben und hatte dasselbe Loos wie die Stadt.

Zehn Jahre lang behaupteten sich die Normannen auf den Ruinen von Stadt und Schloß Nantes; aber endlich wurden sie von dem Herzog Alain, dem Krumm-

bart, verjagt; der, als er sich, um für den Sieg Gott zu danken, in die Kirche begeben wollte, sich mit seinem noch blutbespritzten Schwerte einen Weg durch Dorn- und Rankengestrüpp bahnen mußte, so arg war Alles verwüstet und zerstört. Dieser Herzog ließ das Schloß wieder aufbauen, welchem er den Namen Thurm der heiligen Hermine gab und in dem er seine Residenz einrichtete. Als Alain Krummbart im Jahre 952 mit Tode abgegangen war, erschienen die Normannen abermals, aber die Stadt war bereits wieder hergestellt, die Fortifications des Schlosses furchtbar, und die Barbaren mußten sich daher, nachdem sie unter den Mauern der Festung große Verluste erlitten hatten, wieder zurückziehen.

Von dieser Zeit an wurde die Stadt immer mehr befestigt, die Umgürtung des Thurmes der heiligen Hermine erweitert, die Mauern stärker gemacht und an den Seiten mit Wartthürmen versehen. Der Herzog Conan, der in der Mitte des elften Jahrhunderts lebte, ließ noch mehr Bauten aufführen, die ein Jahrhundert später noch bedeutend vermehrt wurden. Im dreizehnten Jahrhundert vergrößerte sie der Herzog Guy von Thouars abermals, und endlich während der Besetzung Frankreichs durch die Engländer, zu den Zeiten Karls des Sechsten und des Siebenten, und während der Bürgerkriege im sechzehnten Jahrhundert, erlitt die Festung von Nantes alle die Veränderungen, welche die neuen Entdeckungen und Erfindungen in der Kunst Krieg zu führen nothwendig machten. Aber diesen, in verschiedenen Epochen vorgenommenen, Bauten fehlte es an Einheit und Gleichartigkeit, als im Jahre 1588, nach der Ermordung des Herzogs von

Guiſe in Blois, der Herzog von Moercoeur, der beſchloſſen hatte das Loos der Ligue zu theilen, ſich im Schloß von Nantes feſtſetzte und mit dieſem ſo viele Vergrößerungen, zahlreiche und wichtige Aenderungen vornahm, daß man ihn mit Recht als den Gründer der Citadelle, ſo wie ſie jetzt iſt, betrachten kann. Er ließ zwei Baſtionen bauen, die eine nach der Stadt und die andere nach der Waſſerſeite zugekehrt, ferner einen Wall, Halblünetten, Thürme und einen Graben, der mit der Loire in Verbindung ſteht.

Alle dieſe Feſtungswerke, die noch heute beſtehen, haben doch noch bedeutende Umgeſtaltungen erfahren. Der Cardinal Richelieu, der keine Gelegenheit unbenutzt ließ, ſeinen Geiſt und ſeine militairiſchen Kenntniſſe zu entfalten, ließ die Steine des Schloſſes von Nantes in Bewegung ſetzen, und ſein Wappen, in die Mauern der Kapelle gemeiſelt, rivaliſirt mit dem Kreuz von Lothringen, welches an den Wallmauern der Veſte angebracht iſt. Endlich bezeichnet eine, im Jahre 1670 ſtattgehabte Feuersbrunſt das Datum der neueſten Bauten, deren moderner Charakter mit den verſchiedenen Bauſtylen der alten Feſtungswerke bedeutend contraſtirt.

Der ſo umgewandelte Thurm von Saint-Hermine iſt jetzt eine höchſt bedeutende Veſte und, vom Standpunkte der Kunſt aus betrachtet, eins der intereſſanteſten Denkmäler vergangener Zeit; aber ſeine Hauptanziehungskraft liegt in den Traditionen, welche ſich an ſeine alten Mauern knüpfen, und in der Erinnerung der hiſtoriſchen Begebenheiten, deren Schauplatz er geweſen iſt. Palais der Herzöge von Bretagne und der Grafen von Nantes

vor der Vereinigung dieser Provinz mit der Krone Frankreich, Aufenthaltsort der Stallhalter, Wohnung der Könige bei ihren Reisen, Festung der Stadt gegen fremde Feinde, Staatsgefängniß, Zufluchtsort der königlichen Agnaten, als die bretonischen Empörungen, einst so heftig und hartnäckig, die Stadt aufregten, — hat das Schloß von Nantes Scenen jeder Art in seinen Mauern spielen sehen, Auftritte, welche die Intriguen und Leidenschaften der Höfe, die Berechnungen des Ehrgeizes und der Politik, die Schickungen des Krieges, die Handlungen der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit und die zornigen Aufwallungen des Volkes knüpften und lösten.

In jenen geräumigen Sälen wurden jene glänzenden Feste und Bankette gegeben, wobei die Herzöge der Bretagne, diese furchtbaren Vasallen der Krone Frankreich, unter ihren Gästen Könige von England, Frankreich und Sicilien zählten, und wohin nach ihnen die Könige von Frankreich, ihre Erben, alle kamen, von Ludwig XII. an bis zu Ludwig XVI., um sich als Herren zu erweisen und durch ihren königlichen Pomp das erloschene Gedächtniß an die herzogliche Pracht wieder zu erneuern. Obgleich die alten Mauern zahlreiche Angriffe, seit der Zeit, wo die Wellen der Loire die Barken der Normannen an ihre festen Steine führten, zurückzuweisen hatten, so sind sie doch fast nur Zeugen von Waffenthaten des Volkes gewesen. Und dem Schloß von Nantes gehört auch die Geschichte von Peter Landois an, dieses Schneiders, welcher durch die Gunst des schwachen Herzogs Franz II. (im funfzehnten Jahrhundert) Herr über das Leben und Vermögen der Bretonen geworden war.

In dem Gefängniß des Schlosses kam vor Hunger und Elend der Kanzler Chauvin um, dessen Stolz und unabhängiger Charakter den frechen Günstling verdroß. Der Prinz von Oranien, der Marschall von Rieux, Ludwig von Rohan und mehrere bretonische Herren, welche jenen sowohl, als auch die ihnen persönlich angethanen Beleidigungen rächen wollten, verfügten sich in die Citadelle, drangen bis in die Appartements des Herzogs und verlangten von ihm den Kopf seines Ministers. Aber Landois, der aus der Festung entflohen und in die Stadt entkommen war, gelang es, das Volk im Namen des Herzogs, dessen Leben, wie er sagte, bedroht sei, aufrührerisch zu machen; die Verschworenen mußten fliehen und die Ausführung ihrer Pläne verschieben. Ein günstiger Zeitpunkt schien ihnen gekommen zu sein, als neue freche Handlungen Landois' allgemeine Entrüstung verbreitet hatten. Die ganze Bevölkerung von Nantes, aufgewiegelt durch die Seigneurs und von den Truppen unterstützt, klopften wüthend an das Eingangsthor des Schlosses und forderten den Herzog auf, seinen Günstling der öffentlichen Rache zu übergeben. Umsonst hatte die erzürnte Menge die Barrièren zerbrochen und war in die Höfe eingedrungen, umsonst sagte der Graf von Foix zum Herzog: „Monseigneur, ich schwöre Euch zu, lieber möchte ich Fürst von einer Million Eber sein, als von solch' einem Volke, wie die Bretonen sind; zögern hilft hier nichts, der Minister muß ausgeliefert werden." Der Herzog widerstand so lange, bis die Insurgenten auf seine eigenen Zimmer vorrückten. Dann erst zog er Landois aus einem Wandschrank, in welchem er ihn versteckt hatte, hervor,

übergab ihn seinem Kanzler und machte ihn für jeden Schaden, der ihm zugefügt werden könnte, bei Todesstrafe verantwortlich. Dessenungeachtet wurde einige Tage darauf der strafbare Minister verurtheilt und, zur großen Freude des Volkes, hingerichtet.

Das Edict von Nantes ist auch ein Beitrag zur Verherrlichung des Schlosses dieser Stadt. Heinrich IV. unterzeichnete es im Jahre 1598 in dem Saale, in welchem die Herzöge der Bretagne die Huldigung ihrer Vasallen entgegennahmen, in welchem die Könige von Frankreich Hof hielten, und in welchem der Herzog von Mercoeur zu jener Zeit im Namen der Ligue thronte. „Alle Teufel!“ rief der König aus, nachdem er Stadt, Schloß und Festungswerke bewundert hatte, „die Herzöge von Bretagne waren keine schwachen Genossen!“

Die letzten politischen Begebenheiten haben zur Geschichte des Schlosses von Nantes noch eine Seite hinzugefügt: der Name der Herzogin von Berry schließt die Liste berühmter Gefangenen, welche die Mauern der alten Veste einschlossen.

Das Schloß Pierrefond.

Das Schloß Pierrefond, am äußersten Ostende des Waldes von Compiegne liegend, wurde zur Zeit des ersten Erscheinens der Normannen erbaut, um den Verwüstungen dieser Barbaren Einhalt zu thun. Auf dem Gipfel eines steilen Felsens ruhend, hat diese Burg lange Zeit den schnell hinter einander folgenden Einfällen, welche bis Paris hin das nördliche und nordwestliche Frankreich in Trauer und Elend versetzten, widerstanden, bis es endlich selbst eine Stätte der Unterdrückung und Tyrannei wurde. Hinter diesen mächtigen, mit ungeheueren Thürmen versehenen und mit tiefen Gräben umgebenen Mauern sicher, machten sich die Herren von Pierrefond ihren Nachbarn furchtbar, und bald kannten ihre rauhen, auf das Recht des Stärkeren sich stützenden, Gewaltthaten keine Grenzen mehr. Vor Allem bemächtigten sie sich mit Gewalt alles nahgelegenen Grundbesitzes, und ihre Vasallen wurden dadurch so zahlreich, daß sie der königlichen Autorität trotzen konnten und mit ihr wie mit ihres Gleichen unterhandelten. Vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert trug das Gebahren und die Handlungsweise dieser Edel-

leute, deren Oberherrschaft mehr als zwanzig Städte, Flecken und Dörfer anerkannten, und die sie unaufhörlich durch alle erdenkliche Mittel noch zu vermehren trachteten, ganz das Gepräge von Königen und souverainen Fürsten. Hatte sich ein Seigneur gegen irgend einen Feind, dem er nicht gewachsen war, zu vertheidigen, so rief er die Edeln von Pierrefond um Hilfe an, die ihm unter der Bedingung gewährt wurde, daß er die Oberlehnsherrlichkeit ihres Hauses anerkenne. Der Feind, welcher ihnen drohete, war bald zerschmettert, und trug nur dazu bei, die Besitzungen der mächtigen Beschützer zu vergrößern. Es gab kein Schloß, kein Kloster zehn Stunden im Umkreise, welches bei dem geringsten Anschein von Gefahr sich nicht beeilt hätte sich unter den Schutz dieser gefürchteten Burgherren zu stellen, und von welchem nicht bei dieser Gelegenheit freiwillig ein Stück Land abgetreten worden wäre, welches dann die Edeln von Pierrefond an ihre tapfersten Mannen wieder verlehnten.

Diesen Seigneurs waren alle Mittel recht ihre Besitzungen zu vermehren, und es durfte nur bei Händeln ihr Name aufgerufen werden, so waren sie zwar bei der Hand, die beiden kriegführenden Parteien zu versöhnen, bemächtigten sich dafür aber auch deren Güter. Nachstehend geben wir von der Art und Weise, wie sie bei solchen Gelegenheiten zu verfahren pflegten, ein Beispiel, das von einem alten Chronikenschreiber berichtet wird, dessen Styl wir verändert haben, um Allen verständlich zu sein.

Als im Jahre 940, unter der Regierung Ludwigs IV., der Baron von Roulnoy von Deutschland, in welchem

Lande er ein ganzes Jahr zugebracht hatte, auf seine Güter zurückkam, fand er die Baronin, seine Gemahlin, auf dem Punkte Mutter zu werden. Auf die Fragen und Drohungen ihres Ehemannes konnte sie nichts Anderes sagen, als: „Geschehe, was da wolle; aber ich werde nie zugestehen Euch beschimpft zu haben. Es muß irgend eine Teufelei oder Hexerei hier im Spiele sein."

Der Baron schwur, daß er den Teufel oder Hexenmeister, sobald er ihn entdecken würde, zur Rechenschaft ziehen werde, und um der Sache baldigst auf den Grund zu kommen, befahl er, daß alle seine Diener, so wie die der Baronin, männliche wie weibliche, täglich vor den Augen der Schloßherrin gepeitscht würden, bis entweder einer oder mehrere von ihnen gestänben, welchen Antheil sie an dieser Hexerei genommen, oder sie sämmtlich ihr Leben unter den Ruthenstreichen ausgehaucht hätten.

Sogleich wurden Maßregeln ergriffen, um diesen barbarischen Urtheilsspruch in Ausführung zu bringen, und zwei Stunden darauf standen vier alte Diener des Barons, nackend an vier Pfeiler gebunden, in einem der untern Säle des Schlosses. Kaum war das Zeichen zur Bestrafung gegeben worden, als sich ein junger Edelknappe, welcher wahrscheinlich triftige Gründe hatte die Vertheidigung der Baronin zu führen, sich dem beleidigten Edelmann nahete und mit lauter Stimme sagte: „Sire von Roulnoy, ich erkläre dein Weib für unschuldig und nenne Dich einen Verräther und Treubrüchigen. Ich werde mein Wort mit Schwert und Lanze gegen Dich behaupten, so wahr mir Gott und der Sire von Pierrefond helfe."

Und während der Baron, überrascht, welchen Entschluß er fassen solle, zauderte, schwang sich der junge Edelknecht auf ein prächtiges Pferd, das für ihn im Hofe gesattelt stand, verließ das Schloß und suchte mit verhängtem Zügel das Weite. Da der Baron Roulnoy die Vermittelung des Edlen von Pierrefond fürchtete, so schob er vorerst die Ausführung seines Befehls auf, schloß seine Frau in einen Thurm ein, und begab sich selbst nach der Burg seines gefürchteten Nachbars; dieser wollte aber nicht eher etwas von ihm hören, als bis er sich als seinen Vasallen erklärt hätte. Der Baron, hierüber entrüstet, kehrte zurück und bereitete Alles zum Kampfe vor, denn er zweifelte nicht, daß ihn sein Feind bald angreifen würde. Und in der That erschien zwei Tage darauf der Herr von Pierrefond mit zweitausend Reisigen vor den Mauern des Schlosses Roulnoy; das Schloß wurde genommen, der Baron gefangen und nackend an die Schweife von zwei kräftigen Pferden gebunden, die mit Peitschenhieben, wovon die Mehrzahl den beklagenswerthen Ehemann traf, drei Mal um die Schloßmauer gejagt wurden, so daß der Körper des Barons bald nur ein blutiger und unkenntlicher Leichnam war. Unterdessen befreite der junge Edelknecht die Baronin aus dem Gefängniß, ehelichte sie bereits am andern Tage und huldigte dem Herrn von Pierrefond, der ihm die Güter des Getödteten in Lehn gab.

Es ist begreiflich, daß auf solche Weise diese furchtbaren Schloßherren sehr schnell ihre Autorität zur Anerkennung brachten, auch war gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts ihre Macht königlich geworden, denn zu

dieſer Zeit ernannten ſie Pairs, welche ſie unter ihren edelſten Vaſallen auswählten, ſtifteten Domcapitel, gaben den ihnen unterthänigen Städten und Flecken Verfaſſungen, ernannten Richter und ſchlugen Münzen.

Aber die Zeit nahete ſich, wo dieſe widerrechtlich erworbene Macht durch den ſiegreichen Arm eines großen Fürſten gebrochen werden ſollte. Schon bei ſeiner Thronbeſteigung war Philipp Auguſt bei dem Gedanken an dieſe freche Rivalität in Wallung gerathen; aber in langwierige Kriege verwickelt, verſchob er die Sorge, ſeine großen Vaſallen zu ihrer Pflicht zurückzurufen, auf eine gelegenere Zeit. Der Untergang der franzöſiſchen Armee, die während des dritten Kreuzzuges beinahe gänzlich aufgerieben wurde, verzögerte ſein Vorhaben; aber der Sieg bei Bouvines erhob wieder die königliche Macht und erlaubte ihm alle ſeine Rechte zurückzufordern. An dieſem Tage that Philipp Auguſt Wunder der Tapferkeit; zu Boden geworfen, von dem Hufſchlag der Pferde getroffen, gelang es ihm ſich wieder empor zu richten und ſeine tapferſten Ritter um ſich zu verſammeln. Sie verdoppeln ihre Anſtrengungen und endlich gelingt es ihnen die feindliche Armee in Unordnung zu bringen; der Kaiſer Otto muß die Flucht ergreifen und den kaiſerlichen Adler in den Händen der Franzoſen laſſen. Philipp kehrt nach Paris zurück, das Volk jauchzt ihm zu, und ſeine erſte Sorge iſt es, den Städten Anerkennung zu zollen, da deren Milizen mit der Ritterſchaft in Muth und Tapferkeit gewetteifert hatten. Durch dieſe neue Stütze ſtark, ruft er die Vaſallen, die ſich deren entäußert hatten, zur Pflicht und zum Gehorſam zurück und ſchlug ſo dem

Feudalismus die ersten Wunden. Die Herren von Pierrefond suchten umsonst dem siegreichen König zu widerstehen; er nahm ihre feste Burg, ließ die Mauern niederreißen, die Gräben ausfüllen und gab sie den dortigen Klosterbrüdern, unter der Bedingung jedoch, sie nie wieder aufzubauen.

Mehr als hundert und funfzig Jahre waren seit dieser thatkräftigen Handlung verflossen, die Burg von Pierrefond war zu einer schlichten Meierei, von den Mönchen benutzt, herabgesunken, als Ludwig, Herzog von Orleans und Valois, im Jahre 1390, unfern der Ruinen der alten Burg, ein neues Schloß von Pierrefond erbauen ließ. Die Zeitgenossen sprechen mit einer wahren Begeisterung von diesem prächtigen Gebäude, und wenn man jetzt die Ruinen dieses Schlosses besucht, so überzeugt man sich bald, daß jene Lobeserhebungen durchaus nicht übertrieben waren.

Dieses neue Schloß, welches Monstrolet „ein sehr schönes und mächtiges Kastell, sehr fest und wohl versehen und angefüllt mit allen zum Krieg gehörenden Sachen" nennt, bedeckte eine Oberfläche von eintausend sechshundert und achtzig Quadratellen. Die hundert und acht Fuß hohen Thürme und die festen Mauern waren in den Felsen eingemauert und gekittet, und die Eckſteine durch eiserne Klammern verbunden.

Obgleich es zur Veste bestimmt war, so hatte doch der Baumeister die Eleganz mit der Kraft zu vereinigen verstanden, wie man aus den Ueberbleibseln der Kapelle ersehen kann. Diese Kapelle, die dem heiligen Jakob gewidmet war, befand sich in dem unteren Theile eines

runden Thurmes, welcher, ganz dem Dienste der Kirche geweiht, in seinen oberen Theilen ein geistliches Kapitel und eine Sacristei enthielt. Der Styl dieses Gotteshauses ist um so interessanter, als es genau nach dem Muster der Kapelle des alten Schlosses gebaut wurde.

Dieses zweite Schloß, welches, wie das erste, zur Festung und Vertheidigung dienen sollte, erfüllte seine Bestimmung sehr wohl, denn keiner von den vielen auf einander folgenden Kriegen verging, ohne daß nicht das Schloß von Pierrefond der Schauplatz irgend einer Episode derselben geworden wäre. Im Jahre 1405 von den Burgundern belagert, zur Zeit, als der erbitterte Kampf zwischen den Herzögen von Orleans und Burgund seinen Anfang genommen hatte, wurde es ihnen durch Verrath überliefert. Von Karl VI., in dessen Gunst der Herzog von Orleans wieder gekommen war, aufgefordert, es diesem zurückzugeben, entschloß sich der Gouverneur desselben, der Graf von Saint-Paul, welcher sich sehr wohl darin befand, zum äußersten Mittel. Ehe er es verließ, bereitete er eine Feuersbrunst vor, die aber erst einige Zeit nach seinem Abgang, und wie durch Zufall, ausbrechen sollte. Das Schloß war schnell in Rauch und Flammen gehüllt, aber es hielt die Feuerprobe aus; das Feuer konnte nur die Oberfläche der Mauern calciniren, ohne weiter vorzudringen und das Innere zu zerstören. Nach diesem Unglück, welches die Schriftsteller jener Zeit als eine öffentliche Calamität beklagen, wieder hergestellt, wurde das Schloß von Pierrefond zu Anfang des Krieges Karls VI. mit den Engländern, von diesen, da die Besatzung Mangel an Lebensmitteln litt, genommen, wurde

aber bald wieder von den königlichen Truppen erobert, und trug nun unausgesetzt bis zu Ende des Krieges das französische Banner.

Bei der Nähe von Paris und der Wichtigkeit ihrer militairischen Position konnte es nicht fehlen, daß diese Veste, welche Ludwig XII. hatte wieder herstellen lassen, ein Kampfplatz in den Kriegen der Ligue wurde. Im Namen der Bündner von eines Hufschmiedes Sohn, Namens Rieux, welchen seine Waffenthaten berühmt gemacht hatten, befehligt, widerstand die Veste den Truppen Heinrichs IV. unter den Befehlen des Herzogs von Epernon und des Marschalls von Biron, und wurde nach dem Tode Rieux' nicht mit Gewalt, sondern durch Bestechung genommen. Wieder auf eine geringere Stufe seiner Macht herabgesunken, spielten die neuen Herren von Pierrefond, unter denen vorzüglich ein Hauptmann von Villeneuve, wieder die Raubritter früherer Zeit, griffen Güterzüge und Landkutschen an und plünderten den Landmann wie den Reisenden. Um den Capitain von Villeneuve zum Gehorsam zurückzuführen, wurde eine neue Belagerung des Schlosses nothwendig, welche ein Prinz von Geblüt, der Herzog Karl von Valois, leitete. Das waren traurige Vorgänge für die Veste Pierrefond, und in der That befahl Ludwig XIII. im Jahre 1617 ihre Ringmauern und Festungswerke zu schleifen. Das Werk der Zerstörung, das gewöhnlich leicht und schnell vor sich geht, konnte hier nur äußerst schwer, und daher unvollständig, geschehen. Man konnte sie nur theilweise niederreißen und beschädigen, denn Feuer und Eisen waren nicht stark genug um diese hohen Mauern zu zerstören, deren Steine,

durch einen unverwüstlichen Mörtel gleichsam zusammengewachsen, außerdem noch durch ungeheure eiserne Klammern vereinigt waren. Man mußte es aufgeben, die in den Felsen gehauenen Hauptfestungswerke zu zerstören; die furchtbaren Thürme blieben stehen, und heute noch beherrscht das Schloß von Pierrefond in seinen majestätischen Ruinen die umliegende hügellose Landschaft.

Das Schloß Rantouillet.

In der Gegend von Meaux, bei Juilly, liegt das Dorf Rantouillet, einzig und allein durch ein prächtiges Schloß berühmt, welches dem Cardinal Duprat dort zu gründen beliebte. Dieser Prälat, welcher unter Franz I. Kanzler von Frankreich war, hat, sonstige Eigenschaften abgerechnet, die Kirche nicht eben durch große Tugenden erbaut. Ganz entgegen den Vorschriften des Evangeliums, wendete er alle Mittel, sich zu bereichern, an und häufte Schätze auf Schätze. Nichts konnte seinen unersättlichen, Aergerniß erregenden Geiz befriedigen. Seine Habgier ging so weit, daß Franz I. sich genöthigt sah ihr Grenzen zu setzen. Er begehrte fortwährend, und der König antwortete ihm unaufhörlich mit den Worten Virgil's:

Sat prata bibere,

was in freier Uebersetzung heißt:

Du hast genug.

Duprat war eben so ehrgeizig als habgierig. Hatte er nicht nach dem Tode Clemens VII. die Absicht den heiligen Stuhl einzunehmen? Um sein Vorhaben zu

erreichen, bot er Franz I., welcher ihn auf die Kosten, die die Ausführung dieses Projectes verursachen würde, aufmerksam machte, vierhunderttausend Thaler an. Der König verfehlte nicht sie anzunehmen, aber er legte sie in den Staatsschatz.

Franz I., welcher einen Theil des Nachlasses des verstorbenen Cardinals haben wollte, machte bei dessen Erben eine erzwungene Anleihe von hunderttausend Thalern.

Im Schloß von Nantouillet sieht man noch heutigen Tages einen Kellerraum, in welchem Duprat beträchtliche Summen, welche der König zu Staatszwecken anwendete, aufgehäuft hatte.

Nachstehend geben wir eine kleine Skizze vom Leben und den Handlungen dieses habgierigen Cardinals.

Anton Duprat war der Sprößling einer edlen, wenn nicht berühmten, doch sehr bekannten, Familie der Auvergne, und wurde am 17. Januar 1463 zu Issoire geboren. Er widmete sich von Jugend auf dem Studium der Jurisprudenz, und, nachdem er alle Grade der Bureaucratie durchgemacht hatte, wurde er im Jahre 1507 erster Präsident des Parlaments von Paris. Eine Creatur des Herzogs von Angouleme, empfing er von diesem Fürsten, als derselbe nach dem Tode Ludwigs XII. den französischen Thron bestieg, für seine politische Gewandtheit und gänzliche Ergebenheit eine glänzende Belohnung. Er wurde kurze Zeit darauf an Stephan Poncher's Stelle zum Kanzler von Frankreich ernannt. Diese ungerechte Absetzung eines unbestechlichen und fähigen Oberbeamten war die erste Veranlassung des öffentlichen Grolles, welcher, immer mehr zunehmend, den Kanzler Duprat wäh-

rend seiner ganzen Administration ohne Unterlaß verfolgte; aber er machte sich wenig daraus, denn in der ersten Zeit seiner Erhebung fürchtete er nicht ganz Frankreich gegen sich in Harnisch zu sehen, durch die Art und Weise, wie er die Streitigkeiten schlichtete, welche zwischen Rom und dem französischen Hof so lange Zeit bestanden hatten.

Die durch Karl VII. im Jahre 1438 eingeführte, und von der römischen Curie der Ketzerei gleich geachtete, pragmatische Sanction war trotz aller von den Päpsten gegen sie gerichteten Angriffe bis jetzt unverletzt aufrecht erhalten worden. Als Franz I. im Jahre 1515 nach Italien ging, erneuerte Papst Leo X. bei einer Zusammenkunft, die er in Bologna mit dem König hatte, die beharrlichen Angriffe gegen diesen Tractat. Religiöse Materien waren dem jungen und glanzvollen Sieger von Marignani zu trocken und langweilig, deshalb überließ er die Sorge dieser Verhandlung seinem Kanzler, der ihm gefolgt war, ganz allein. Duprat, welcher bereits alterte, war schon seit langer Zeit in geistliche Orden eingetreten. Priester, und Günstling eines Königs, wurde er ehrgeizig; er mußte suchen die Neigung des Papstes, des Oberhauptes aller geistlichen Würden, zu gewinnen. Deshalb wurde die pragmatische Sanction aufgehoben und an deren Stelle das Concordat gesetzt, welches durch seine neuen Verfügungen das Interesse der französischen Kirche verletzte, aber die Einkünfte der römischen Curie und die Prärogative des Königs vermehrte. Der Kanzler diente demnach dem Papste und dem Könige, die er benutzen wollte, opferte aber Frankreich auf, das ihm nichts galt.

Allgemeines Mißvergnügen entstand. Der Klerus, das Parlament, die Universität, auf die Nation sich stützend, widersetzten sich mit aller Macht der Vollziehung dieses Vertrages, ja sie gingen so weit dem König das Recht abzusprechen, jenes Gesetz, welches einst durch die Ersten im Staate gegeben worden war, durch seinen Willen allein abzuschaffen. Duprat, sich in's Fäustchen lachend, jeden Widerstand mit Gewalt beseitigend und die gesetzlichen Formen übergehend, antwortete auf alle Reclamationen, daß es der Wille des Königs sei. Nach einjährigem Widerstande wurde endlich das Concordat vom 22. März 1517 von dem Parlament einregistrirt. Hiermit schien der Kanzler Duprat kundzugeben, daß, so lange er die Zügel der Regierung führe, die königliche Macht unabhängig von der Gerechtigkeit ausgeübt werde.

Karl V. und Franz I. bereiteten sich lange vorher zum Kriege vor, ehe sie ihn erklärten, und jeder suchte mit Eifer die Allianz Heinrichs VIII. von England zu gewinnen. Bei der bekannten Zusammenkunft von Drap-d'Or erschöpfte Duprat seine diplomatische Gewandtheit, um den Cardinal Wolsey, den mächtigen Minister Heinrichs, zu verführen; aber er hatte mit einem noch Feineren, als er war, zu thun und erlangte nichts vom englischen Minister. Die Intriguen waren zu Ende und der Krieg, mit großen Kosten geführt, hatte begonnen. Durch Käuflichkeit der Aemter, durch die Rentenanstalt (auf das Vermögen der Stadt Paris eingeführt), durch Contributionen der Geistlichkeit und andere ungesetzlich auferlegte Steuern, — nährte Duprat den Krieg und den verschwenderischen Aufwand des Hofes. Wenn nur

sein Herr Geld hatte und ihm selbst ein Erkleckliches übrig blieb, dann kümmerte es den unerschrockenen Kanzler wenig, ob das Volk hungerte und sich beklagte.

Während der Gefangenschaft des Königs (in Folge der unglücklichen Schlacht von Pavia) stand Duprat auf dem Höhepunkte seiner Macht. Die Regentin, Luise von Savoien, war so zu sagen nur dazu da, die herrischen Eigenmächtigkeiten des Ministers gesetzlich zu bestätigen. Ein solches Uebermaß von Macht, in den Händen eines Mannes wie Duprat, leistete seinen Handlungen der Gewalt und Ungerechtigkeit nur noch mehr Vorschub. Die Königin-Wittwe (Luise von Savoien) und ihr Günstling, der Kanzler Duprat, wurden laut als die Urheber des Unglücks, welches Frankreich heimsuchte, angeklagt, und zwar mit Recht, denn sie hatten es vorbereitet, indem sie den Abfall des Connetable von Bourbon, durch den ungerechten Proceß, den sie gegen ihn anzettelten, verursachten, die Königin-Wittwe wegen verschmähter Liebe, und Duprat, um sich dessen Besitzungen anzueignen. Den Klagen des Volkes Gehör gebend, leitete das Parlament einen Proceß gegen Duprat ein; allein das hieß die Zeit schlecht wählen, denn damals führten Luise von Savoien und Duprat wenigstens die auswärtigen Angelegenheiten mit Geschick und Erfolg, da es ihnen gelang die politischen Verhältnisse Europa's zu verändern und die Frankreichs günstiger zu gestalten. Franz I., wieder in Freiheit gesetzt, bestätigte alle Handlungen seines Kanzlers und schlug alle durch das Parlament gegen diesen eingeleiteten Proceduren unter dem Vorwand nieder, daß sie von Privatleuten ohne Gerichtsgewalt ausgegangen seien;

allein als es einige Jahre später galt, den Kanzler Poyet, ebenfalls wegen schlechter, ungetreuer Verwaltung angeklagt, gerichtlich zu verfolgen und zu verurtheilen, da war das Parlament competent!

Duprat, welcher sich schon zum Erzbischof von Sens hatte ernennen lassen, erhielt im Jahre 1527 den Cardinalshut und 1530 wählte ihn der Papst zum Legaten a latere. Der neue Legat, der bis dahin die religiösen Dissidenten geduldet oder vielmehr nicht beachtet hatte, glaubte es dem heiligen Vater und seinen heiligen Functionen schuldig zu sein, nun streng gegen die Calvinisten verfahren zu müssen. In einem Concil, in welchem er den Vorsitz führte, wurde die Todesstrafe, mit vorhergehender Tortur, gegen sie ausgesprochen. Er starb im zwei und siebenzigsten Jahre seines Lebens, in seinem Schlosse von Nantouillet, unter den entsetzlichen Qualen der Läusekrankheit.

Ein reiner Verstandesmensch, ohne Moral und Gewissen, nicht achtend Recht, Gesetz, Ehre und Rechtschaffenheit, bebte Duprat nie vor einem Mittel, so schändlich es auch sein mochte, zurück, wenn er nur sein Ziel damit erreichte. Verwegen und gewaltthätig, entriß er ohne Zaudern dem Volke und den privilegirten Classen ihre Rechte und ihr Geld, um den Schatz anzufüllen und die Vorrechte der Krone zu vermehren. Sein unausgesetztes Bemühen war es den König vom Volke zu trennen, und er diente so immer dem einen auf Kosten des andern, weil dies zu gleicher Zeit seinen eigenen Interessen förderlich war. Der ritterliche Franz konnte einen solchen Mann weder lieben noch achten, aber er betrach-

tete ihn als ein nützliches Werkzeug. Indem Duprat den Haß der Nation auf seine Schultern nahm, hinderte er es, daß der König davon getroffen wurde; die außerordentlichen Steuern, die gewaltthätigen, unlegalen Maßregeln rechnete man dem Kanzler an; der Fürst sammelte deren Früchte ein und blieb deshalb doch vom Volke geliebt. Duprat hat gewissermaßen eine Schule des Despotismus und der Willkühr gegründet; er hat sich eben so verhaßt gemacht durch die Uebel, welche er beging, als durch die, welche er zu begehen lehrte. Er zeigte der Zukunft Vorgänge, welche zu bequem waren, als daß sie seine Nachfolger unbenutzt gelassen hätten.

Das Schloß Rantouillet ist jetzt eine Meierei und in höchst zerrüttetem Zustande und Verfall. Doch sieht man noch eine schöne, zu Tag liegende, Treppe, ein großes Kamin, das mit Kleeblättern geziert ist und einen sehr hübschen Vorplatz. Unter den Sculpturen herrscht überall der Salamander Franz I. vor. Maler und Liebhaber des Renaissancestyles werden in verschiedenen Theilen dieses Schlosses Einzelnheiten von hohem Interesse finden.

Das Schloß von Loches.

Wenn man der Sage glauben darf, so befanden sich auf der Stelle, wo später, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, diese so berühmte und große Burg erbaut wurde, einige römische Fortificationen. Dann, in den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts, wurde daselbst eine Kapelle gebaut. Was man aber als ganz gewiß annehmen kann, ist, daß unter Childebert I. im sechsten Jahrhundert auf demselben Grund und Boden eine kleine Veste und eine Kirche standen, die zweihundert Jahre später von Pipin zerstört wurden.

Ein Streit über die Zeit der Erbauung würde zu nichts führen; laßt uns den alten Mauern des Schlosses, von dem wir reden wollen, eine Dauer von wenigstens achthundert Jahren geben.

Drei Jahrhunderte waren verflossen, und seit langer Zeit hatten Dorngestrüpp und Ranken die Ruinen der Veste bedeckt, als es den Grafen von Anjou einfiel die alten Mauern wieder zu erneuern. Diese Seigneurs gaben der äußeren Umgürtung des Schlosses eine so beträchtliche Ausdehnung, daß sie in der Mitte derselben eine Kirche

aufführen lassen konnten, in welcher sie die Reliquien niederlegten, die sie, vom ersten Kreuzzug zurückkehrend, aus dem heiligen Lande mitgebracht hatten, und daß in späteren Zeiten inmitten dieser Ringmauer ganze Straßen und Plätze Raum finden konnten, welche dieser Burg das Ansehen einer befestigten Stadt gaben. Diese Vergrößerungen wurden namentlich unter Karl VII., Ludwig XI. und Ludwig XII., den Nachfolgern der Grafen von Anjou, beträchtlich, da sie den Glanz und die Pracht des Schlosses von Loches erhöheten und zu gleicher Zeit dessen Stärke durch neue Festungswerke, die der Artillerie zu widerstehen vermochten, noch vermehrten. Dies Schloß, welches von seinem Felsenplateau herab die freundlichen, vom Indre bewässerten, Gefilde beherrscht, wurde damals als schützender Engel betrachtet, dessen Flügel sich schirmend über die Schwesterstädte Loches und Beaulieu ausdehnten.

Dieses Denkmal des Feudalismus, das vom sechszehnten Jahrhundert an vernachlässigt wurde und seine militairische Bedeutung, gleich den andern im Mittelpunkt des Königreichs liegenden festen Plätzen, seitdem die Grenzen gegen Süden bis zu den Pyrenäen und gegen Westen bis zum Ocean hinausgerückt worden waren, verlor, wurde dem zerstörenden Zahn der Zeit und der Habgier von Speculanten überlassen.

Jetzt befindet es sich in vollkommener Auflösung; es hat das Schicksal der Monumente Roms und Athens, welche, unter ihren Trümmern kaum erkennbar, immer aber noch einige, der Zeit und der Zerstörung trotzende, Theile behalten, gleichsam als Zeichen gefallener Größe

und als ſtumme und doch ſo beredte Denkmäler des Unbeſtands irdiſcher Dinge.

Im Centrum der Ruinen des Schloſſes von Loches und unter denjenigen Partien, welche noch am wenigſten der Zerſtörung anheim gefallen ſind, bemerkt man beſonders den viereckigen Thurm. Von Thürmchen flankirt und von einem Graben umgeben, erhebt dieſer, ungefähr hundert und zwanzig Fuß hohe, Thurm noch kühn ſeine altergrauen Mauern, deren Baſisſtärke von der Dicke ſeines oberen Theiles um mehrere Fuß differirt.

Die Burg von Loches, welche nach und nach den erſten Königen Frankreichs, den Herzögen von Aquitanien und den Grafen von Anjou gehörte, war unter jedem dieſer Herren ein Schauplatz jener Kriegsbegebenheiten, welche das Feudalweſen ſo zahlreich in Frankreich hervorrief. Zu den von Philipp Auguſt im dreizehnten Jahrhundert dem Könige von England, Johann ohne Land, genommenen Ländereien gehörend, kam ſie hierdurch wieder an die Krone Frankreich; man mußte ſie aber durch Waffengewalt unterwerfen, ehe die weißen Lilien daſelbſt aufgepflanzt werden konnten. Der Sohn eines franzöſiſchen Leibeigenen, Namens Girard, der durch ſeinen guten Degen Hauptmann geworden war und das Schloß im Namen der Wittwe von Richard Löwenherz, welcher es als Witthum gegeben worden war, befehligte, wollte von freiwilliger Uebergabe nichts hören, und vertheidigte es lange mit Hartnäckigkeit und Muth gegen die Truppen des Königs.

Karl VII. ſchenkte ſeiner Geliebten Agnes Sorel das Schloß Loches, die Grafſchaft Penthièvre in der Bretagne,

die Herrschaften la Roche-Serwière und Issoudun im Berry und das an den Ufern der Marne gelegene Schloß Beauté, von welchem sie den Namen Dame von Beauté annahm. Und in derselben Zeit erhielt die Familie der Jungfrau von Orleans, die Frankreich gerettet und dem König seine Krone wieder gegeben hatte, weiter keine Belohnung als die Freiheit von der Personalsteuer!

Der Dauphin (später Ludwig XI.), wahrscheinlich eifersüchtig auf den Einfluß, den Agnes Sorel auf den König hatte, trug den Haß, den er gegen seinen Vater empfand, auch auf dessen Maitresse über. Der Körper der Agnes Sorel wurde in dem Chor der Schloßkirche von Loches, die sie durch viele Geschenke bereichert hatte, beigesetzt. Die Domherren des Capitels, die Ludwig XI. den Hof machen wollten, baten diesen Fürsten, indem sie Undankbarkeit mit Heuchelei verbanden, dieses Grab, welches ihren Augen ein Aergerniß sei, aus ihrer Kirche zu entfernen. „Ich will einwilligen," antwortete der heimtückische Ludwig XI., „aber vorher müßt Ihr Alles das zurückgeben, was Ihr von Agnes erhalten habt."

Dieses schöne Denkmal befindet sich jetzt im Erdgeschoß, in der Kapelle eines kleinen Thurmes, welchen Agnes Sorel selbst hat bauen lassen.

Ganz anderer Art sind die Erinnerungen, welche der unheimliche Ludwig XI. in der Burg von Loches hinterlassen hat. Gefängnisse, eiserne Käfige, Ketten, womit die unglücklichen Opfer beladen wurden, das sind die Monumente dieses Monarchen, die man mit Entsetzen betrachtet. Die Umstände und Vorbereitung des Todes Jakob d'Armagnac's, Herzogs von Nemours, die

Theilung seines Nachlasses, die Gefängnisse, in denen seine Kinder bis zum Tode Ludwigs gefangen gehalten wurden, sind eben so traurige als merkwürdige Gegenstände der Neugier und Theilnahme.

Wechselsweise Festung, Lustschloß und Staatsgefängniß, ist die Burg von Loches bis auf unsere Tage theilweise zu letzterem Gebrauch bestimmt gewesen. Lange Zeit zeigten die Fremdenführer den Besuchern der Ruinen mehrere, außerordentlich große, menschliche Gebeine, von denen sie folgende Geschichte erzählten: „Als eines Tages ein Capitain, Namens Pont-Briant, in den unterirdischen Hallen der Burg umherirrte, sah er in einer derselben einen vollständig bekleideten und schwer bewaffneten Riesen, welcher auf einem Steine saß und den Kopf in seine beiden Hände stützte, wie wenn er schliefe. Aber, so wie man ihn aus dem unterirdischen Raume hervorziehen wollte, fiel Alles in Asche und Staub, bis auf einige riesenhafte Knochen. Neben dem Riesen stand ein kleiner Koffer mit sehr feiner Wäsche, die aber auch in Staub zerfiel, sobald man sie anrührte."

Das Schloß von Giſors.

An dem Abhang eines Hügels, deſſen Fuß die klaren, reinen Wellen der Epte umſchlängeln, erhebt ſich amphitheatraliſch die kleine, hübſche Stadt Giſors, deſſen mildes Klima, patriarchaliſche Sitten, unbefangene Jugend einem glauben machen könnte, man ſei tauſend Meilen von der Hauptſtadt entfernt, obgleich ſie von Paris aus bequem in achtzehn Stunden erreicht wird.

Um zur Sache zu kommen, ſo bemerken wir, daß Giſors hauptſächlich wegen der bewundernswerthen Ruinen ſeines unermeßlichen Schloſſes merkwürdig iſt, deſſen prächtige Conturen die Stadt überragen und ihr einen wahren Glorienſchein verleihen.

Es war unter der Regierung des Königs Robert, im Jahre Eintauſend, daß der Grund des Schloſſes von Giſors gelegt wurde, welches hundert Jahre ſpäter von Guillaume-le-Roux bedeutend vergrößert und befeſtigt wurde.

Unter die hiſtoriſchen Begebenheiten dieſes Schloſſes gehört der Empfang Papſt Caliſto's II. durch Heinrich I., König von England, im Jahre 1119. Dieſer geiſtliche

Oberhirt kam hierher, um zwei chriſtliche Könige zu verſöhnen und von Heinrich zu erlangen, daß er ſeinem Bruder Robert das ihm unrechtmäßig entriſſene Herzogthum Normandie, ſowie ſeine Freiheit, zurückgebe.

Später unterlag das Schloß Giſors dem ſiegreichen Philipp Auguſt. Zwei Stunden von hier, in dem Dorfe Courcelles, hätte dieſer König beinahe ſeine glorreiche Laufbahn beendigt. Von Feinden umgeben, gelang es ihm ſich mit ſeinem Degen einen Weg zu bahnen, worauf er die Richtung, mit verhängtem Zügel davon jagend, nach der Stadt Giſors nahm. Seine Leibwache ſtürzte ſich in ſolcher Unordnung ihm nach, daß die hölzerne Brücke, welche über die Epte geworfen war, unter der Laſt der ſchwerbepanzerten Ritter zuſammenbrach. Als der König die Brücke faſt ſchon hinter ſich hatte, ſank auch er hinab in die Fluthen, doch ſein guter Normänner entriß ihn, ſchwimmend, dieſer neuen Gefahr und trug ihn an's Ufer friſch und geſund, und wie immer, unbeſiegt.

In dieſer Bedrängniß rief er die Hilfe der heiligen Jungfrau an, deren Bild ſich über dem Thore der Stadt befand, und zur Erinnerung an ſeine Befreiung ließ er das Thor in ſeiner ganzen Höhe und Breite vergolden, woher es den Namen „goldene Pforte" erhielt. Jetzt exiſtirt dieſes Thor nicht mehr, aber die Brücke, welche maſſiv von Steinen gebaut iſt, trägt noch den Namen „Goldbrücke", und das Bild der Jungfrau, gewiſſenhaft und fromm aufbewahrt, iſt noch immer ein Gegenſtand der Verehrung.

Die Ruinen des Schloſſes von Giſors dehnen ſich auf einer Anhöhe, nach der Landſtraße von Rouen zu,

aus. Ehemals hatte es zwei Ringmauern und in der Mitte der inneren stand ein Donjon *). Innerhalb der ersten Ringmauer befindet sich jetzt eine große Halle, an deren Stelle früher das Gebäude für die Besatzung stand. Viele kleine Thürmchen sieht man noch auf der Außenmauer. Den Eingang in die Veste bildeten zwei Thore mit starken Wartthürmen, Fallgittern und Zugbrücken. Die innere Mauer befand sich auf dem Gipfel des Hügels, hatte nur ein Eingangsthor und führte zu dem achteckigen Donjon, der sehr hoch war.

Ohne sie gesehen zu haben ist es schwer, sich einen richtigen Begriff von der Pracht und Größe dieser Ruinen zu machen, von den ungeheuren Gräben, in deren Böschung sich jetzt ein Gehölz befindet, welches von der Anhöhe sich bis an die Ufer der Epte ausdehnt. Die Mauern der alten Veste überragen die Stadt so sehr, daß, als sich im Jahre 1825 ein Stück dieses antiken Mauerwerkes losbrach, es in die Stadtgärten hinunterrollte und, durch die Macht des Falls an Gewicht verstärkt, mehrere kleine Häuser, die es auf seinem Wege antraf, zertrümmerte.

Noch müssen wir eines gut erhaltenen Thurmes Erwähnung thun, der, von mehr als hundert Fuß Höhe, die Ruinen hoch überragt. Er wird der Thurm des Gefangenen genannt und enthält ein hohes gewölbtes Gemach von neunzehn Fuß Durchmesser, die starken Mauern ungerechnet; in einem andern ähnlichen Saal stehen die Archive von Gisors. Unter demselben befindet

*) Siehe die Einleitung.

ſich noch ein dritter, tiefliegender Raum mit ſchrägen Fenſteröffnungen, die auf die Gräben zu hinausgehen. Unter den Regierungen Ludwigs XII. und Heinrichs III. war in dieſem Gemach ein unbekannter Staatsgefangener eingeſchloſſen. Man ſieht noch in dem Gemäuer befindliche Einſchnitte, welche zu einem Fluchtverſuch dienten; der Gefangene ſtürzte aber, als er bereits im Freien war, herunter und wurde ſterbend in ſein Cachot zurückgebracht. Von ihm rührt die Inſchrift her:

O mater Dei, memento mei, Povlam.

Reizende Promenaden umgeben die Ruinen; hundertjährige Eichen und Buchen umrauſchen mit ihrem dichten Laubdach den Wandelnden und erwecken in ihm ſüße, träumeriſche Gedanken.

Das Schloß Coucy in der Picardie.

Die altberühmte Burg wurde im Jahre 1052 gegründet. Der große, starke Thurm, der im Centrum liegt und eine Höhe von hundert und sechs und siebenzig Fuß hat, ist einer der schönsten Reste des Mittelalters.

Ueber dem Hauptthore sieht man noch einen vollständig gerüsteten Ritter, mit herabgelassenem Visir, der sich kühn auf einen wüthenden Löwen stürzt. Neben dem Eingang erblickt man einen Steinblock, der von drei Löwen getragen wird. „Dieses Denkmal", sagt ein alter Chronikenschreiber, „wurde entworfen und errichtet zur Erinnerung an den großen, unvergleichlichen Muth Enguerrand's des Dritten, welcher, von seinen Leuten benachrichtigt, daß ein wilder, unbändiger Löwe im Lande herumliefe und Korn, Waizen, Weiber und Kinder heißhungrig verschlänge, gerade auf ihn losging, und ihm mit einem einzigen Hieb seines guten langen Schwertes den Kopf vom Rumpfe hieb."

Auch sandten die benachbarten Ortschaften, Gott preisend für die Befreiung von diesem wilden, starken Thiere, alle Jahre einen, in sein Sonntagshabit gekleideten,

Landmann als Deputirten in das Schloß, welcher drei Mal an der Eingangspforte mit seiner Peitsche knallte, in den Hof trat und dem Sire von Coucy einen Korb voll Gebäck und anderer Eßwaaren anbot, zur Erinnerung an die durch Enguerrand vollbrachte kühne That; eine Geschichte, welche zu jener von dem Drachen von Rouen, dem wilden Thiere von Geraudan und ähnlichen, deren Spuren man nur noch in Legendenbüchern findet, zu gehören scheint.

Wenn man die benachbarten Dörfer besucht, so hört man noch viele solcher wunderbaren Geschichtchen. Der Nachkomme des armen Leibeigenen erzählt in seiner naiven und bilderreichen Sprache von den Heldenthaten ihrer Burgherren, von ihren Duellen, ihrer Tapferkeit, ihrem heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. Sonderbares Ding! diese armen Leute sprechen respectvoll den Namen jener unbarmherzigen Barone aus, welche ohne Mitleid ihre Väter, die schwachen und vertheidigungslosen Insassen, preßten und drückten! Es scheint, daß der Ruf tapferer Thaten hinreicht, um eine tyrannische Gewaltherrschaft voller Schuld und Vergehen zu entschuldigen und zu vergessen. Denn so war die der Coucy's, dieser rohen, tapfern Paladins, welche über enormeßliche Ländereien herrschten und sich ihren Nachbaren, mochten es nun Feinde oder Freunde sein, furchtbar machten. Sogar ein König, Ludwig der Dicke, unterlag ihnen in seinem Kampfe gegen den Feudalismus. Sie waren wild und zügellos; alle haben sie eine glänzende, gute oder böse, That vollführt. Der berühmteste ist Raoul von Coucy, der Sohn Enguerrand's des Dritten, der im Jahre 1191 nach dem

heiligen Lande ging und bei der Belagerung von Acre das Leben verlor.

Ehe er den letzten Seufzer aushauchte, beauftragte er seinen Knappen, sein Herz, wenn er verschieden sei, der Dame von Fayel, die er liebte, zu überbringen. Als der Edelknappe Frankreich erreicht hatte, wollte er sogleich den letzten Willen seines Herrn ausführen, aber er wurde dabei durch den Herrn von Fayel überrascht. Dieser nahm das Herz und ließ es seiner Gemahlin als Speise vorbereiten, die, erst später von ihrem Eheherrn erfahrend, was sie gegessen habe, schwur, nie wieder Nahrung zu sich zu nehmen, und freiwillig den Hungertod starb.

Dieses Abentheuer hat dem Dichter Belloy den Stoff zu einer Tragödie geliefert, betitelt: Gabriele von Vergy, der Name, welchen der Historiker Froissart dieser Dame beilegt *).

Der letzte Coucy starb den Heldentod zu Nicopolis, an dem für die christliche Ritterschaft, welche durch die Türken unter Bajazet bereits sehr geschwächt war, so unheilvollen Tage. Wie alle große Lehen fiel die Burg Coucy an die Könige von Frankreich zurück, und wurde eine königliche Residenz. In Folge der Unruhen der Fronde ließ Mazarin die Festungswerke niederreißen. Seit dieser Zeit ist das Schloß immer mehr in Verfall gerathen; das Erdbeben, welches im Jahre 1692 einen Theil Frankreichs erschütterte, spaltete den großen Thurm, dessen

*) Auch Uhland hat diese Sage zum Gegenstand einer seiner schönsten Dichtungen gewählt. Anm. d. Uebers.

Mauern doch ein und zwanzig Fuß dick sind, von oben bis unten; die anderen, kleinen Thürme stehen noch in voller Kraft da, nur die Wölbungen im Innern, die drei Stockwerke bildeten, sind theilweise zusammengestürzt. So ist denn diese berühmte Burg, welche vor zwei Jahrhunderten noch zu den Wundern Frankreichs und zu einem der festesten Plätze des Königreichs gehörte, heutzutage nur noch ein trauriges Denkmal der Pracht und Herrlichkeit ehemaliger Größe.

Das Schloß von Brie-Comte-Robert.

Brie-Comte-Robert, sechs Stunden von Paris entfernt, ist eine kleine Stadt, die sich in nichts von einem Marktflecken unterscheiden würde, wenn sie in ihren Mauern nicht mittelalterliche Ruinen und in ihren Annalen große historische Erinnerungen bewahrte.

Die Familie der Robert, Grafen von Dreux, gab ihr den Namen, welchem man noch den des Landestheiles, in dem sie liegt, hinzugefügt hat. Der eine dieser Grafen, der Bruder Ludwigs VII., erhielt das Land von diesem als Eigenthum, und der Nachfolger desselben erbaute ein Schloß, welchem er seinen Familiennamen gab.

Das Schloß bildet ein, von einer starken Ringmauer umschlossenes, Quadrat, wird von vier, an den Ecken der Umgürtung befindlichen, runden Thürmen beschützt, und außerdem noch von einem, hundert Fuß hohen, Wartthurm über dem Hauptthore der Veste. Uebrigens stehen noch auf den Mauern mehrere kleinere Thürme, die jetzt zwar zum Theil verfallen sind, aber der Anblick dieser ungeheuern Steinmasse kann immer noch einen Begriff geben von der Stärke dieses Platzes zur Zeit, als die Feuerschlünde noch unbekannt waren.

Wenn im Mittelalter die Burgen den Landleuten und den unglücklichen Reisenden gegen die Bedrückungen und Plünderungen jener edlen Raubritter, die, das Schwert in der Hand, die Reisenden auszogen und die Bauern plünderten, zuweilen als Schutzstätte dienten, so geschah es anderntheils auch, daß diese Festungen dem Landstrich, in dem sie lagen, großes Ungemach zuzogen. Die ewigen Händel dieser streitsüchtigen Herren waren eine unversiegliche Quelle des Elends und der Zerstörung, denn wenn eine jener alten Burgen belagert wurde, so konnten die armen Landleute darauf rechnen, daß man vorher ihr kleines Eigenthum und die ersehnte Erndte zerstörte und verwüstete. Die Stadt Brie-Comte-Robert hatte namentlich durch die unaufhörlichen Händel der mächtigen Häuser von Dreux, Bretagne und Evreux, welche abwechselnd über diese Ländereien herrschten, zu leiden.

Im Jahre 1192 klagten die Juden, deren Anzahl in Brie-Comte-Robert sehr groß war, einen Christen des Diebstahls und des Mordes eines ihrer Religionsgenossen an und wollten sich seiner bemächtigen, um selbst Gerechtigkeit zu üben. Der Christ flüchtete sich in's Schloß; aber die Gräfin Agnes, welche damals allein im Schlosse herrschte, ließ ihn wieder hinausjagen und befahl, daß man ihn seinen Verfolgern überliefere. Die Juden erfaßten nun diesen Unglücklichen, und, abscheulichen, gottesschänderischen Hohn mit ihm treibend, ließen sie ihn dieselben Qualen ausstehen, welche der Heiland am Grabe erlitt.

Diese unmenschliche Handlung wurde dem König Philipp August angezeigt, der sich auf der Stelle nach

Brie-Comte-Robert begab und die Juden ergreifen ließ, von denen mehr als hundert den Flammentod zu erdulden hatten. Der König befahl auch der Gräfin, die dem Befehl desselben, die Thore des Schlosses zu öffnen, nicht zu widerstehen wagte, den Proceß zu machen, und sie büßte ihre grausame Handlung durch lebenslängliche Gefängnißstrafe.

Es scheint ziemlich gewiß, daß der Bischof von Paris das Souverainetätsrecht über diese Herrschaft besaß. Es erhellt dies aus einer Scene, welche sich bei Gelegenheit der Vermählung Karls des Schönen mit Johanna von Evreux, welche ihrem Gemahl das Gut Brie-Comte-Robert als Mitgift einbrachte, zutrug. Diese Besitzergreifung verpflichtete den Fürsten, dem Prälaten zu huldigen. Johanna, die sich dieser Demüthigung nicht unterwerfen wollte, schickte an ihrer Statt einen Edlen zum Bischof, der jedoch diesen Ersatzmann nicht aufnahm, sondern verlangte, daß die Königin in Person den Lehnseid vor ihm leiste. Die Königin weigerte sich noch immer, und der König wollte vermitteln; aber der Prälat war unbeugsam und drohte Karl und Johanna mit dem Kirchenbann. Sie mußte sich fügen.

Auch fand im Schloß von Brie-Comte-Robert des Königs Philipp von Valois Vermählung mit Bianca von Navarra statt. Der König war sechs und funfzig Jahre alt und Bianca zählte achtzehn. Sie war für den Sohn Philipps bestimmt, aber der Monarch, sterblich in sie verliebt, beging die Thorheit sie zu ehelichen. Ein Jahr darauf lebte er nicht mehr.

Stadt und Schloß Brie-Comte-Robert hatten in den Religionskriegen des funfzehnten Jahrhunderts viel zu leiden, und zur Zeit der Fronde war die Veste noch von solcher Wichtigkeit, daß sich die kriegführenden Parteien um ihren Besitz bekämpften. Nach Ausbruch der Revolution von 1789 diente sie dem Baron von Bezenval zum Gefängniß, und als der Fall der Bastille die Regeneration Frankreichs verkündigt hatte, da stellten die Bürger von Brie-Comte-Robert schwere Artillerie auf die alten Schloßwälle, um die feindlichen Horden entfernt zu halten, deren baldiges Erscheinen Mirabeau von der Tribune herab prophezeite, und man sah auf der höchsten Spitze dieser gothischen Ruinen die dreifarbige Fahne wehen, welche sich auf diesen Trümmern wie die Blume auf dem Grabe ausnahm.

Der Schloßthurm von Vincennes.

Da die alte Burg von Vincennes schon frühzeitig der Zerstörung anheimfiel, so ließ König Philipp, aus dem Hause Valois, die schadhaften Festungswerke schleifen und legte im Jahre 1357 den Grund zu dem neuen Schlosse, welches jetzt unter dem Namen: der Donjon von Vincennes bekannt ist. Der Tod überraschte den König, ehe noch der Bau weit vorgerückt war; sein Sohn Johann führte ihn bis zum dritten Stockwerk und der Regent Karl, Sohn Johanns (der damals in England gefangen war), vollendete den Bau.

Der Donjon von Vincennes war königliches Lustschloß bis zur Regierung Ludwigs XI.; unter diesem wurde es in ein Staatsgefängniß umgewandelt.

Zur Zeit Königs Karl V. war es von beträchtlichem Umfang; es wurde von Gräben und Mauern umgeben, welche neun feste Thürme schmückten. Sie wurden benannt: der Dorfthurm, der Pariser Thurm, der Wasserthurm, der Thurm Calvin's, der Thurm des Statthalters, der Inspectionsthurm, der Thurm der Königin-Wittwe, der Hofthurm und der Königsthurm. Diese

neun Thürme dienten zu Wohnungen für die Prinzen und das königliche Gefolge. Der Donjon selbst war nur für den König und die Königin bestimmt.

Der Schloßthurm, also das Hauptgebäude, steht im westlichen Theile des ein regelmäßiges Viereck bildenden Burgfriedens; er wird von einer Zugbrücke und noch einem besondern Graben gedeckt, welcher vierzig Fuß tief ist und dessen Wände mit Steinen bekleidet sind. Außerdem ist er noch durch ein Schießschartenbollwerk geschützt, auf dem vier, über die Wasserfläche des Grabens vorspringende, Thürme stehen.

Ehe man zur inneren Ringmauer des Donjons gelangt, kommt man an zwei Zugbrücken, wovon die eine für das Fußvolk, die andere für die Reiterei und die Wagen bestimmt ist, und nachdem man drei Thore von außerordentlicher Festigkeit hinter sich hat, erreicht man den großen Hofraum, in dessen Mitte der Donjon sich erhebt.

Dieses Gebäude ist von viereckiger Form; vier Thürmchen ruhen auf den Dachecken desselben, und eine fünffache Fensterreihe zeigt die Anzahl der Stockwerke an. Drei schwere, massive Pforten werden geräuschvoll geöffnet und die Stufen einer Wendeltreppe hinaufsteigend, kann man von dieser aus in das Innere einer jeden Etage eintreten. Alle Gemächer sind sich beinahe gleich: es ist immer ein großes, viereckiges und gewölbtes Zimmer mit einem enormen Pfeiler in der Mitte und einem großen Kamin im Hintergrunde. In den Winkeln eines jeden Gemachs befinden sich vier kleinere Räume, die später zu Gefängnissen benutzt wurden; sie sind dreizehn

Quadratfuß groß, haben doppelte, mit Eisen beschlagene, Thüren, zwei Schlösser und drei Riegel.

In einer Mauerecke der kleinen Cabinette befindet sich ein Kamin; die Zimmerhöhe beträgt dreißig Fuß und die Stärke der Mauern sechzehn. Die schmalen Fenster werden noch durch drei hinter einander folgende Gitter verdunkelt.

Der große Saal, der im Erdgeschoß des Donjons liegt, hieß die Folterkammer. Im Jahre 1790 konnte man darin noch die Steinbänke und die in die Mauer gekitteten eisernen Ringe sehen: an diese Ringe befestigte der Folterknecht den Hals und die Beine des Unglücklichen.

Der große Raum in der obern Etage heißt das Rathszimmer, denn hierin versammelten die Könige, wenn sie in Vincennes residirten, ihre Räthe.

Der oberste Theil des Schloßthurmes besteht aus einer Terrasse; ein steinerner Altan reckt kühn seine Seiten über den Rand derselben hinaus. Von hier hat man eine prachtvolle Aussicht, und die begünstigten Gefangenen wurden zuweilen auf diese Terrasse gelassen. —

Der Donjon von Vincennes war der Schauplatz vieler ernsten und schauerlichen Begebenheiten.

Im Jahre 1417, unter der Regierung Karls VI., hielt die Königin, Isabelle von Bayern, ihren Hof hier. Man hörte von nichts Anderem als von Festins, Bällen und Jagdpartien sprechen. Die jungen Edelleute jagten hier den Dammhirsch und den Rehbock, und des Abends, in den glänzend erleuchteten Sälen, verfolgten die edlen Damen mit herausforderndem Blicke die Männer. Man liebte ohne Zwang, ohne Zurückhaltung, ohne Heimlich-

keit und Scham... Jagd und Liebesglück waren im Jahre 1417 Mode. Die Königin hatte einen Geliebten, der König wußte es, aber er schlief wegen der Mode von 1417 eben so gut wie vorher.

Eines Tages jedoch jagte der Geliebte der Königin, ein frischer, junger Mann, in größtem Galopp auf der Straße von Paris nach Vincennes einher; der Ritter Louis Bourbon, denn so hieß er, ritt ganz nahe an dem königlichen Wagen, der in der Richtung nach Paris hinfuhr, vorbei, und seinen Gaul zu noch größerer Eile anspornend, wagte er ziemlich viel, den Wagen des Königs, dessen Antlitz unheilverkündenden Verdruß ausdrückte, zu passiren, ohne den Monarchen zu grüßen.

Um Mitternacht desselben Tages schleppte ein Mann, vermittelst eines langen Riemens, einen schwarzen ledernen Sack durch den Wald von Vincennes; bei dem hellen Scheine dreier Fackeln, welche drei Diener trugen, konnte man deutlich folgende, mit weißer Farbe auf den Sack geschriebene, Worte lesen: Laßt die Justiz des Königs passiren! Als die vier Männer an das Ufer der Seine gekommen waren, warfen sie den Sack in's Wasser: er enthielt den Leichnam des Galans der Königin.... König Karl wollte von der Mode von 1417 nichts mehr wissen.

Im Jahre 1472 war der Donjon von Vincennes kein Lustschloß des Königs mehr, sondern definitiv zum königlichen Staatsgefängniß umgewandelt.

Am 15. September 1617 wurde der Prinz von Condé unter Bewachung des Barons Persan aus der Bastille nach Vincennes geschafft.

Während der Unruhen zu den Zeiten der Fronde war der Herzog von Beaufort einer der populärsten Männer. Durch seine Partei deshalb bei allen Gelegenheiten in den Vordergrund gestellt, erregte schon sein Erscheinen Aufregung unter dem Volke, weshalb er den Beinamen „König der Hallen" erhielt. Allein am Hofe fürchtete man seinen Einfluß und ließ ihn daher in den Donjon von Vincennes bringen. Der König der Hallen schien sich aber in seinem Gefängniß sehr zu langweilen, denn schon in den ersten Tagen seiner Haft dachte er daran zu entwischen, auch bestand sehr bald, sei es durch Bestechung oder Sympathie, ein geheimes Einverständniß zwischen ihm und einem Schließer, Namens Vaugrimant. Dieser sprach mit den Freunden des Herzogs und bald war die Flucht vorbereitet.

Am 31. Mai 1650, am ersten Pfingstfeiertage, spazierte der Gouverneur von Vincennes, la Ramée, ruhig in seinem Saale des ersten Stockwerks herum, als Beaufort und sein Lakei ihn von hinten ergreifen und sich auf ihn stürzen; in wenigen Minuten ist der Gouverneur geknebelt und ihm der Mund verstopft, so daß er sich weder rühren, noch ein Wort sprechen kann.

Während dies vor sich ging, hatte Vaugrimant auf der äußeren Gallerie der Wallmauer ein Seil befestigt, das in den Graben hinunterhing; am jenseitigen Ufer erwarteten den Herzog drei Männer, welche ihn vermittelst eines zweiten Seiles hinaufhissen sollten. Funfzig zu Pferde, etwas weiter hin aufgestellt, warteten auf den passenden Augenblick seine Entweichung zu unterstützen.

Beaufort und sein Lakei lassen den Gouverneur liegen und laufen schnell nach der Wallmauer; der Lakei begiebt sich zuerst in den Graben und wird glücklich an's jenseitige Ufer hinaufgezogen.

Nun erfaßt der Herzog auch seinerseits das Seil, aber, sei es aus Angst, oder war das Seil nicht lang genug für ihn, kurz, er fällt, und bleibt ohnmächtig in dem wasserleeren Graben liegen. Die drüben auf ihn Harrenden wurden von Entsetzen ergriffen; sie riefen den Herzog, sie neigten sich, um ihn besser sehen zu können, über die Mauer, und ihre Bestürzung nahm zu, als sie ihn unbeweglich liegen sahen. Jedoch nach Verfluß von zwei, drei Minuten öffnet Beaufort die Augen, die Besinnung kehrt ihm zurück, er sieht ein, wie nöthig es sei die Zeit nicht unbenutzt entfliehen zu lassen. Er ermannt sich also, ergreift das Seil, welches ihm seine Vertrauten zuwerfen, schlingt es um seinen Leib und wird endlich, matt, erschöpft und zerschlagen, in die Höhe buchsirt. Schnell führt man ihn zu seinen Freunden und setzt ihn auf ein Pferd, und als der Gouverneur la Ramée Bewegung und Sprache wieder erlangt hatte, sprengte der befreite Beaufort, schon ein gut Stück von Vincennes entfernt, auf der Heerstraße nach Paris dahin.

Einst wurden drei Personen von hohem Rang, die in des Cardinals Mazarin Ungnade gefallen waren, in den Donjon von Vincennes gebracht, es waren: der Prinz Condé, der Prinz Conti und der Herzog von Longueville. In ihrer traurigen Einsamkeit und aller Unterhaltung beraubt, fielen sie auf ein sinnreiches Mittel mit einander zu correspondiren. Montreuil, der Secretair

des Prinzen Conti, ließ einen hohlen Thaler machen, dessen beide Flächen man, mittelst einer Schraube, unten und oben öffnen konnte. Zwei, drei Mal wöchentlich sorgte Montreuil dafür, daß dieser Thaler unter das für die hohen Gefangenen bestimmte Geld gemischt wurde, und jedes Mal enthielt dieses mysteriöse Geldstück ein Billet.

Die Fürsten wurden nach Havre gebracht, aber nach kurzem Aufenthalte daselbst kamen sie wieder nach Vincennes zurück. Ihr Kerkermeister, Namens Bar, war ein roher, wilder und so mißtrauischer Mann, daß er ihren Beichtvater zwingen wollte ihnen die Messe in französischer Sprache zu lesen, weil er fürchtete, es könnte ihnen vermittelst der lateinischen Sprache, die er nicht verstand, irgend eine Mittheilung gemacht werden. Um die Langeweile seiner Haft zu mildern, beschäftigte sich Condé mit der Cultur von Blumen; er wurde nebst seinen zwei Gefährten am 13. Januar 1651 in Freiheit gesetzt.

Auch Cardinal Retz war in Vincennes detinirt, ebenso Fouquet, bevor er in die Bastille abgeführt wurde. Die halbverrückte Frömmlerin, Madame Guyon, wurde im Jahre 1695 nach Vincennes gebracht. Dort angekommen, brachte sie ihre rein unverständlichen, mystischen Ideen in Verse. Einst heirathete sie, in einem Anfall von religiöser Verzückung, Jesum Christum, und seit dieser Zeit mischte sie nie wieder die Namen der Heiligen in ihre Gebete. Und als man sie fragte, warum sie nicht mehr die Heiligen anrief, antwortete sie mit feierlicher Stimme: „Ich bin die Gattin Jesu Christi, und die Herrin des Hauses darf sich nicht an die Diener wenden."

Später wurde Madame Guyon in die Bastille gebracht.

Eines Tages des Jahres 1749 war großer Lärm im Schloßthurm von Vincennes. In einem der Gefängnisse des zweiten Stockwerks hielten drei starke Wächter einen Mann, dessen wirre, verstörte Gesichtszüge die größte Verzweiflung ausdrückten. Man setzte ihn auf einen Stuhl und zwang ihn ruhig zu bleiben; seine Halsbinde reichte ihm bis über den Mund herauf, das zerrissene Hemd entblößte seine Brust und seine beiden Füße zertrampelten in convulsivischen Bewegungen einen Hut. Dieser Gefangene war Diderot, den der Mangel an Bewegung und die Einsamkeit, zu der er seit einem Monat verurtheilt war, den Verstand zu verwirren drohten. Auf das Gutachten des Arztes wurde ihm erlaubt im Schloßgarten freie Luft zu schöpfen und seine Freunde zu sprechen.

Diderot stand schon schlecht angeschrieben bei dem Policeiminister wegen der Herausgabe seiner „philosophischen Gedanken," eines Werkes, welches durch das Erkenntniß des Parlaments von Paris, vom 7. Juli 1746, öffentlich verbrannt wurde. Im Jahre 1749 veröffentlichte er seinen „Brief über Blinde, für die, welche sehen können," und dieses neue Werk, welches materialistische Doctrinen enthält, war die Ursache seiner Detention in Vincennes.

Den Tag darauf, als Diderot vom Arzte besucht worden war, wurde einer seiner Freunde in das Schloß eingeführt; es war Jean Jacques Rousseau — die beiden Freunde stürzten sich einander in die Arme.

Der Besuch Rousseau's erzeugte die, von dem Arzte erwartete, Wirkung: Diderot's Geist beruhigte sich, sein Verstand kehrte wieder; man gab ihm alle zum Schreiben nöthige Materialien und er fing an zu arbeiten.

Während Diderot in Haft war, besuchte ihn Rousseau häufig; aber ihre Freundschaft, die seit 1742 intim und herzlich war, bekam im Jahre 1758 einen gewaltigen Riß, und sie wurden unversöhnliche Feinde.

Der Graf von Mirabeau, der, bevor er großer Redner wurde, ein junger Wüstling war, hatte nach und nach in den Gefängnissen auf der Insel Rhé, dem Schlosse von If und der Veste Joux zugebracht und kam durch nachstehende Veranlassung im Jahre 1777 in den Donjon von Vincennes. Während seiner Haft auf dem Fort von Joux hatte Mirabeau die Freundschaft des Gouverneurs sich erworben und erlangte von diesem die Erlaubniß die nahe Stadt Pontarlier zu seinem Aufenthaltsort zu wählen. Der junge Graf, fortwährend mit Liebesabentheuern beschäftigt, verführte hier ein junges, schönes Weib, Sophie von Ruffey, welche von ihrer Familie unklugerweise an den sechzigjährigen Expräsidenten, Marquis von Monnier, verheirathet worden war. Nun wurde Mirabeau der Gegenstand heftiger Verfolgungen von Seiten der Familien seiner Geliebten und des Marquis Monnier, sowie des väterlichen Zornes, von dem er schon so manche Probe empfunden hatte.

In Folge eines Briefes des Herrn von Malesherbes verließ Mirabeau Frankreich und flüchtete sich mit seiner Sophie nach Holland. Das Parlament von Be-

ſançon erklärte ihn des Menſchenraubes ſchuldig, und ließ ihn in effigie enthaupten.

Mirabeau wollte ſich eben nach Amerika einſchiffen, als er, da man ſeine Auslieferung erlangt hatte, mit Sophie von Ruffey von einem, deshalb nach Amſterdam geſendeten, franzöſiſchen Policeiagenten verhaftet wurde.

Die Haft Mirabeau's in Vincennes währte von 1777 bis 1780; er überſetzte hier den Tibull, ſchrieb ſein Werk über die lettres de cachet (geheime Verhaftsbefehle) und ſeine Briefe an Sophie.

Unter dem Miniſterium Breteuil, im Jahre 1784, wurden alle Gefangenen von Vincennes in die Baſtille geſchafft, und der Donjon hörte auf Staatsgefängniß zu ſein.

1791 waren die Pariſer Gefängniſſe ſo angefüllt, daß man daran dachte, den Schloßthurm von Vincennes wieder als Detentionshaus einzurichten. Dieſer Entſchluß der Municipalität verurſachte große Aufregung in Paris und Volkshaufen, die ſich am 28. Februar nach Vincennes begeben hatten, begannen ſchon die Plateform und die Bruſtwehren des Donjons zu demoliren, als mehrere Abtheilungen Nationalgarde unter dem Befehl des Generals Lafayette anlangten und das Volk zerſtreuten.

Am nächſtfolgenden 8. März befahl die Nationalverſammlung, um den Vorwand zu Aufruhr und Tumult zu beſeitigen, das Einſtellen der bereits in Vincennes wieder begonnenen Arbeiten.

Von dieſem Tage an wurde der Donjon das Gefängniß der Pariſer Luſtdirnen, bis im Jahre 1794 das

Hospital Saint-Lazare im Faubourg Saint-Denis zu diesem Behuf für sie eingerichtet wurde.

In der Nacht vom 20. zum 21. März 1804 nach Vincennes geführt, wurde der junge Herzog von Enghien, der Verschwörung gegen Frankreich für überwiesen erachtet, in dem Wallgraben des Schlosses, welches noch nicht wieder Staatsgefängniß geworden war, erschossen.

Der Herzog von Enghien schließt noch nicht die Liste berühmter Gefangenen, welche Vincennes in seinen Mauern sah, denn im Jahre 1830 nahm der Donjon wieder vier Minister zugleich auf, nämlich die Herren von Polignac, Peyronnet, Guernon und Chantelauze, die Unterzeichner der Ordonnanzen, welche die letzte Revolution hervorriefen.

Obgleich die Geschichte des Schlosses von Vincennes, als Waffenplatz betrachtet, nur einen Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren einnimmt, so steht es deshalb nicht weniger ehrenvoll in den militairischen Annalen Frankreichs verzeichnet.

Es war schon lange zu einem tüchtigen Waffenplatz hergestellt worden, als Napoleon, der die feindliche Invasion vom Jahre 1813 voraussah, es befestigen ließ und dem General Daumenil das Commando der Festung anvertraute. Dieser Officier, der unter dem Namen „Holzbein" (er hatte in der Schlacht bei Wagram ein Bein verloren) rühmlich bekannt ist, zeigte sich des Vertrauens des Kaisers würdig. Ungeachtet der Versprechungen und Drohungen behauptete er in den Jahren 1814 und 1815 seine Festung, und die Feinde konnten nicht hineindringen. „Ich will ihnen das Schloß geben,"

ſagte er fröhlich, „wenn ſie mir mein Bein wiedergeben.“ Blücher ſchrieb an ihn und bot ihm eine Million an*). Er ſchlug ſie aus und antwortete, daß er den Brief ſeinen Kindern als Vermächtniß hinterlaſſen würde.

Im Mittelalter galt das Schloß von Vincennes als eine der größten und feſteſten Burgen, und auch die neue Zeit wird es, in Folge der außerordentlichen Fortificationen, die jetzt daſelbſt im Aufbau ſind, als einen Waffenplatz erſten Ranges ſehen.

---

*) Wofür denn?! Des Schloſſes von Vincennes wegen machten die Alliirten vor Paris nicht Rechtsumkehrt.
Anmerk. d. Ueberſ.

Das Schloß von Pornic.

Eilf Stunden von Nantes liegt die kleine Seestadt Pornic, die sich amphitheatralisch auf einem Hügel, der sich achtzig Fuß über die Meeresfläche erhebt, hinstreckt. Sie wird in die obere und niedere Stadt getheilt; einige ihrer Straßen sind, im eigentlichen Sinne des Wortes, Treppen. Mehrere Häuser haben das Ansehen jener Höhlen, welche die ungestümen Wellen der Loire in der Gegend von Tours in die Felsen gewühlt haben. Die Gärten dieser Häuser befinden sich über deren Dächern. Die Luft, die man hier athmet, ist frisch und gesund; die Einwohner scheinen sich eines gesegneten Wohlstandes und aller Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens zu erfreuen. Zur Revolutionszeit wurde es durch die Armee der Vendée in Asche gelegt, dann aber wieder schöner aufgebaut.

Auf einem der Hügel, welche den Hafen von Pornic umschließen, erblickt man die restaurirten Ruinen einer alten Burg, welche einst den Herzögen der Bretagne gehörte und seit den Zeiten Peter Meauclerc's Besatzung hatte. Dieser Peter Meauclerc, der Stammvater

der letzten Herzöge von Bretagne, wird als der klügste und geschickteste Fürst seiner Zeit, der aber mehr Neigung zum Bösen als zum Guten hatte, betrachtet, und that er etwas Gutes, so war es immer mit so viel Lasterhaftem vermischt, daß das Verdienst von jenem verdunkelt wurde. Ein wilder, ungestümer Mann, hatte er beinahe immer die Waffen in der Hand und wendete sie abwechselnd gegen die Feinde des Reichs, gegen seine Unterthanen, gegen den König und gegen die Ungläubigen an.

Das Schloß von Pornic, seit 1792 von allen menschlichen Wesen verlassen, war in dem Zustande gänzlichen Verfalls, denn der Bürgerkrieg hatte vollends zerstört, was von der Zeit verschont worden war. Es blieb nur noch einiges altes Gemäuer, das sich Gewürm und Raubvögel zum Aufenthaltsort gewählt hatten, übrig, als im Jahre 1824 ein Bewohner von Nantes den Entschluß faßte die Reste dieses altberühmten Monuments, welches sowohl durch seine günstige Lage berühmt war, wie auch durch die Ruinen eines Thurmes, den man auf neueren Karten als einen wichtigen Punkt für Küstenfahrer bezeichnete, — dem gänzlichen Untergange zu entreißen. Seit dieser Zeit sind nun daselbst einige Häuser in italienischem Geschmack aufgeführt worden, wobei man suchte den modernen Styl mit den Trümmern dieses alten Baues zu verbinden, der aus dem zwölften Jahrhundert stammen soll und eine der zahlreichen Besitzungen von Gilles von Laval, Herrn von Retz war, welcher sich unter dem Namen des Marschalls von Retz nur zu bekannt gemacht hat.

Wollen wir versuchen einen kurzen Lebensabriß dieses Marschalls zu geben. Im Jahre 1396 geboren, verlor er im zwanzigsten Lebensjahre seinen Vater, und diente anfangs dem Herzog von Bretagne, seinem Lehnsherrn. Dann unter das Lilienbanner des Königs von Frankreich, Karls VII., tretend, nahm er mit Sturm das Schloß Lude und tödtete dessen Commandanten. Als im Jahre 1429 Jeanne d'Arc der Besatzung von Orleans Hilfe brachte, war er einer der Hauptführer, welche sie unterstützten, und als der König zur Krönung nach Rheims ging, begleitete er ihn dahin, so wie auch sein Bruder René, Sire von Laval, und bei dieser Gelegenheit erhob ihn Karl zum Marschall von Frankreich. Bei Verleihung dieser hohen militairischen Würde an einen noch so jungen Mann berücksichtigte man weniger seine glänzenden Dienste, als seine hohe Geburt; gewiß ist es, daß er diese Würde bei Karls Krönung empfing, und daß er die heilige Oelflasche aus der Abtei von Saint-Remy in die Metropolitankirche von Rheims brachte. Hiermit scheint die ehrenvolle Laufbahn des Marschalls von Retz ihre Endschaft erreicht zu haben, und es bleibt uns nun noch die peinliche Aufgabe übrig, eine Darstellung seiner Thorheiten, Laster und schändlichen Handlungen zu geben, die mehr als seine Heldenthaten beigetragen haben, seinen traurigen Ruhm zu begründen.

Durch das Erbtheil seines Vaters, welches er mit dem zwanzigsten Lebensjahre antrat, schon zu bedeutendem Vermögen gelangt, wurde er durch den Nachlaß seines Großvaters, Johann's von Craon, der im Jahre 1432 starb, einer der reichsten Seigneurs Frankreichs. Man

schätzte sein Vermögen auf dreimalhundertausend Livres jährlicher Rente, was damals mehr war, als heutzutage eine Million, ohne noch die Einkünfte für seine Lehnsrechte, die Emolumente, die seine Aemter einbrachten, und ein Mobiliar von hunderttausend Goldthalern zu rechnen; aber in kurzer Zeit hatte er den größten Theil durch Verschwendung, Prunkliebe und Liederlichkeiten aller Art vergeudet. An den Herzog von Bretagne, Karl V., verkaufte er mehrere Besitzungen, wozu auch das Schloß Pornic gehörte. Als sein Vermögen gänzlich zerrüttet war, widmete er sich der Magie und versprach seinen Leib und seine Seele dem Teufel. Um diese Zeit fing er an Kinder zu opfern, um ihr Herz und Blut zu seinen diabolischen Künsten zu benutzen; seine Leute mußten durch allerhand Leckereien Knaben aus der Nachbarschaft auf seine Schlösser locken, von denen Niemand mehr die Rückkehr sah. Das öffentliche Aergerniß wegen dieser Schändlichkeiten wurde so arg und die Reclamationen nahmen dergestalt zu, daß Gilles von Laval, Marschall von Retz, vor das peinliche Gericht von Nantes belangt wurde. Im September 1440 verhaftet, wurde er mit zwei seiner Mitschuldigen in's Schloß von Nantes gebracht. Man schaudert vor Entsetzen, wenn man die Erzählung der schamlosen und unmenschlichen Handlungen in den Akten dieses gräßlichen Processes liest, dessen Voruntersuchung einen Monat dauerte; die Menge der armen unschuldigen Schlachtopfer war nicht zu berechnen, denn seinen eigenen Aussagen zufolge wurden die Metzeleien acht Jahre lang, ohne Unterlaß, auf mehreren seiner Güter getrieben. Damit die Spuren dieser Schändlich-

keiten unentdeckt blieben, ließ er sie, auf den Reisen, die er machte, in die Gruben und Abtritte werfen; befand er sich aber auf einem seiner Schlösser, so ließ er sie verbrennen und die Asche in alle Winde streuen.

So vieler Missethaten überführt, wurde der Marschall von Retz nebst seinen beiden Genossen zum Galgen verurtheilt. Die Execution des Urtels fand am 25. October 1440 in Nantes, auf der Wiese Biesse statt, an deren Stelle sich jetzt eine Straße gleiches Namens, unfern der Magdalenenbrücke, befindet. —

Das Schloß von Pornic war damals im Besitze der Herzöge von Bretagne. Neben diesem alten Gebäude steht ein steinernes Kreuz von schräger Richtung, welches, man weiß nicht, aus welchem Grunde, das Hugenottenkreuz genannt wird. Der Eingang des kleinen Hafens von Pornic ist ungefähr zweihundert Toisen breit und zieht sich in einer Länge von sechshundert Toisen zwischen felsigen, steilen Küsten bis zur Stadt hin, welche den Hintergrund desselben bildet und deren amphitheatralische Lage einen höchst malerischen Anblick gewährt. Ein Kanal, der im Hafen mündet, wird von den Wässern der Haute-Perche und der umliegenden Sümpfe gespeist, und erstreckt sich ungefähr zwei Stunden weit in's Land hinein. Der Hafen wird von vierzig bis funfzig kleinen Fahrzeugen, welche achtzehn bis zwanzig Tonnen Gehalt haben, besucht; sie machen täglich die Fahrt von der kleinen Bai von Bourgneuf nach der Insel Noirmoutier und andern Küstenpunkten des Departements der Vendée, wo sie Dünger und grünes Viehfutter holen, und dagegen Holz aus den Waldungen des Innern hinbringen. Bei

hoher See ist der Anblick über die Bai hin großartig und gewaltig, und tritt die Ebbe ein, dann kann man den festen, sandigen Grund zu Fuße überschreiten.

Pornic wird wegen seiner Seebäder im Sommer sehr frequentirt; wenn Sturzsee oder hoher Wellenschlag ist, nimmt man sie auf dem ebenen Sandufer oder in den Höhlen, welche die Wogen im Lauf der Zeiten in die Felsen gewühlt haben. Diese Grotten, in denen sich das Wasser mit jeder Fluth erneuert, sind um so geeigneter zu Badeplätzen, als sie einen sichern Schutz gegen die Süd- und Westwinde gewähren, welche unaufhörlich die Meeresfluthen an die Felsenküste peitschen. Während der Badesaison trifft man in Paimboeuf, das von Pornic nur vier Stunden entfernt ist, stets öffentliche Wagen an, welche diese Fahrt in zwei Stunden machen, so daß man (mittelst der Dampfboote, welche die Strecke von Nantes bis Paimboeuf in derselben kurzen Zeit durcheilen) Pornic von der Hauptstadt des Departements aus ganz bequem in vier Stunden erreichen kann.

Von der Plateforme des Schlosses von Pornic aus hat das Auge einen freien, ungehinderten Blick über die Bai von Bourgneuf und die Mündung der Loire; man erblickt Beauvoir, Noirmoutier, den Thurm von Batz, Escoublac mit seinen Dünen und endlich die Hochebene von Four, auf welcher sich majestätisch der Leuchtthurm von Croisic erhebt. Bekanntlich ist die Küste des Departements der unteren Loire theilweise mit Sandhügeln bedeckt, wovon die ausgedehntesten und höchsten die in der Nähe des Fleckens Escoublac sind.

Das Schloß Angouleme.

Die Stadt Angouleme, welche der Volkssage nach von den Römern gegründet wurde, kam, ehe sie unter die Herrschaft der fränkischen Könige gelangte, aus den Händen der Römer unter die Botmäßigkeit der Westgothen. Von der ehemaligen Burg, in malerischen Umgebungen gelegen, sind nur noch einige verfallene Thürme übrig. Sie lag hart an der Stadt und beherrschte sie durch ihre Lage auf einem Hügel. Ehemals wurde sie das Schloß der Königin genannt, weil es der Gräfin von Angouleme, Isabella Taillefer, gehörte, welche in erster Ehe mit Johann ohne Furcht, König von England, vermählt war, und in der Geschichte so berühmt unter dem Namen Comtesse-Reine ist.

Der Name Taillefer schreibt sich her von Wilhelm I., Grafen von Angouleme, welcher in einer Schlacht gegen die Normannen mit einem einzigen Schwerthieb ihren Anführer Storis, ungeachtet seiner Rüstung, von oben bis unten spaltete. Seine Nachkommenschaft legte sich daher den Namen Taillefer zu.

Der starke runde Thurm ist der älteste Theil des Schlosses; man kann annehmen, daß er, sowie einige

andere Gebäude von geringerer Wichtigkeit, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut worden ist. Im Erdgeschoß dieses Schlosses befindet sich der große Saal, welcher, einer Urkunde zufolge, von der Wittwe Hugos III., der im Jahre 1282 starb, angefangen wurde. Darin sieht man noch einige Rüstungen der Familie prangen. Im zweiten Stockwerk befindet sich ein großes Gemach, das vom Grafen Johann, Großvater Franz I., gebaut und mit dem Wappen des Hauses Orleans-Angouleme decorirt ist. Die Zinne dieses alten Thurmes scheint nach des Grafen Johann Zeit entstanden zu sein, obwohl sie schon halb in Trümmern zerfallen ist.

Der große, vieleckige (polygone) Thurm, auf dessen Spitze jetzt ein Telegraph arbeitet, wurde von Hugo IV., welcher 1303 starb, erbaut. Seine Schießscharten sind spitzbogig. Die Erbauung des übrigen Theiles des Schlosses kann man nicht weiter als bis in's funfzehnte Jahrhundert zurückdatiren, und die westliche Partie ist sogar von noch neuerer Bauart.

Die Geschichte dieses Schlosses ist eng verbunden mit der des Herzogthums und der Grafschaft Angouleme. Der erste Graf von Perigord und Angouleme ist Vulgrin I. (866). Der berühmteste ist Wilhelm Taillefer, unter dem die Grafschaft Afterlehn der Krone und Lehn des Herzogthums Aquitanien wurde. Der letzte Graf war Vulgrin III., der im Jahre 1181 starb. Seine Tochter Mathilde brachte die Grafschaft Hugo IX., Herrn von Lusignan und Grafen von der Marche, zu. Im Jahre 1308 kam die Grafschaft an die Krone, von welcher sie 1328 Philipp von Evreux erhielt; im Jahre

1351 dieſer Familie wieder genommen, wurde ſie dem Connetable Karl d'Espagne verliehen. 1360 fiel ſie an die Engländer, wurde aber 1372 theilweiſe wieder erobert. Nun erhielt ſie als Apanage Ludwig, Herzog von Orleans, der Sohn Karls V. von Frankreich, von dem ſie an deſſen jüngern Sohn überging, welcher der Stammvater der Valois, jüngerer Linie, wurde. Franz I., der ein Sprößling dieſes Zweiges iſt, trug anfangs den Namen Graf von Angouleme. Als er König geworden war, machte er ein Herzogthum aus der Grafſchaft und ſchenkte es ſeiner Mutter. Nach deren Tode wurde es mit der Krone vereinigt und im ſiebenzehnten Jahrhundert zu Apanagen für unlegitime Prinzen benutzt. Seit dieſer Zeit iſt der Titel Herzog von Angouleme eben nichts als ein bloßer Titel. Die meiſten hohen Perſonen, welche wir ſo eben citirten, haben das Schloß von Angouleme auch bewohnt.

Das Schloß Crequi.

Die Denkmäler der Vergangenheit stürzen zusammen, fallen in Ruinen; sie gleichen den Cadavern entseelter Menschen, die sich auflösen und zergliedern. Jedes Jahr bröckelt einen Stein von den alten Thürmen los, die dem Revolutionssturm entgangen sind. Im Mittelalter war ganz Frankreich mit diesen Ritterburgen bedeckt, welche mit ihrem festen Grunde, ihren starken Thürmen und breiten Mauern, dauerhaft zusammengekittet, und in jenen kräftigen Formen, welche die gothische Architectur charakterisirt, erbaut, — dem Zahne der Zeit Trotz zu bieten schienen. Doch die Zeit schont nichts, sie zerstört die ungeheuren Steinmassen, löscht jede Spur dieser derben Burgen von der Oberfläche der Erde weg und nimmt in ihren Verheerungen Das mit, was Ewigkeiten währen sollte. Dem Geschichtschreiber bleibt nun nichts mehr übrig, als eilig das Dasein dieser Fragmente zu bestätigen, die noch aufrecht, aber schon gebeugt, stehen, gleich dem vom Sturme entwurzelten Baume. Es ist eine Handlung der Pietät, die Trümmer vergangener Jahrhunderte zu sammeln.

Unfern von Montreuil im Artois erblickt man die Ruinen des Schlosses von Crequi, der alten Residenz der hohen Herren dieses Namens. Sie bestehen aus vier zerfallenen Thürmen und einigen Mauerenden, welche auch bald verschwinden und einen kahlen Schloßplatz zeigen werden, wie wenn hier niemals eine Wohnung gestanden hätte.

Die Existenz der altadeligen Familie der Crequi's kann bis in's neunte Jahrhundert zurückgeführt werden; sie theilte sich in viele Zweige, aus welchen eine Menge berühmter Personen, tapferer Krieger hervorgegangen sind.

Auf der hohen Thurmzinne der Burg Crequi flatterte der glorreiche Banner, vom zwölften Jahrhundert an hochberühmt, auf dem in großen Buchstaben das Feldgeschrei gestickt war: Mit Crequi, dem großen Baron, bindet Keiner an.

Und so war es auch; denn wer an diese tapfern Ritter sich wagte, konnte darauf rechnen nicht gut wegzukommen. Alle diese in Erz gepanzerten Crequi's gingen auf Stoß und Hieb los; jeder Feind kannte ihre Kampfgier und die Heldenthaten, welche in diesem alten, des Thrones würdigen, Geschlecht erblich waren. Auch wurde ihr Name bei allen ritterlichen Thaten genannt, und auf das Schlachtfeld rückten sie zuerst vor.

Die ältere Linie derer von Crequi entstand im Jahre 1343 durch die Verbindung mit dem Hause Blanchefort; aus ihr gingen die Herzoge von Crequi und Fürsten von Poix hervor. Als die berühmtesten Mitglieder dieser Familie nennen wir Jakob und Karl von Crequi.

Jakob von Crequi ist bekannt unter dem Namen des Marschalls von Guyenne. Er kommandirte die Armee Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, gegen die aufrührerischen Lütticher; fünf Jahre später, im Jahre 1413, wurde er Statthalter von Guyenne. Er widersetzte sich den Anstrengungen der Engländer im Lande festen Fuß zu fassen, wurde aber in Bordeaux gefangen genommen. Er entfloh, und war 1415 bei der Schlacht von Azincourt, wo er abermals gefangen und getödtet wurde.

Karl von Crequi, Fürst von Poix, Gouverneur des Dauphiné, Pair und Marschall von Frankreich, vernichtete im Jahre 1636 die spanischen Truppen in der Schlacht am Tessino, und wurde bei der Belagerung von Bremen 1638 getödtet.

Einer seiner Söhne, François de Bonne von Crequi, Herzog von Lesdiguières, wurde ebenfalls Marschall von Frankreich. Er diente in den Jahren 1676 bis 1678 während der Feldzüge in Flandern, dem Elsaß und Lothringen ruhmvoll und eroberte 1684 Luxemburg. Er starb, sagt Voltaire, mit dem Rufe eines Mannes, welcher Turenne ersetzen sollte. Der Herzog von Saint-Simon nennt ihn einen der Vertrauten Ludwigs XIV. und schildert ihn mit folgenden wenigen Worten: „Er war ein Mann, dessen Leben getheilt war zwischen gutem Essen und Trinken, Vergnügungen und hohem Spiel.“ Sein Sohn war der letzte Seigneur dieses Namens; er hinterließ keine Nachkommenschaft. Fast sein ganzes Leben brachte er auf dem Schloß von Crequi zu, unter einer

glänzenden Gesellschaft, die diese alte, jetzt so traurige und gänzlich verlassene, Burg belebte.

Frau von Sevigné war von diesem Herrn bezaubert; sie bewunderte seine Anmuth, seinen Geist und sein schönes Aeußere. Wenn er nach Versailles kam, rissen sich die Hofdamen wahrhaft um ihn, so liebenswürdige Manieren hatte der schöne Cavalier; er wurde dergestalt gepriesen, daß Herzoginnen und Gräfinnen den nachstehenden Vers, dessen Aufzeichnung wir der Frau von Sevigné verdanken, auswendig wußten:

Si j'avais la vivacité
Qui fait briller Coulanges,
Si j'avais aussi la beauté
Qui fait régner Fontanges,
Ou si j'etais comme Conti,
Des grâces le modèle,
Tout cela serait pour Créqui
Dut-il m'être infidèle *).

Die Geschichte erwähnt auch eines Marquis von Crequi, der Generallieutenant war. Er war der Gemahl der berühmten Marquise von Crequi, die beinahe

*) Hätte ich die Lebhaftigkeit, durch welche Coulanges glänzt und die Schönheit, durch welche Fontanges herrscht, oder wäre ich, wie Conti, der Anmuth Muster, Alles dies wollte ich Crequi weihen, dankte er es mir untreu zu sein. [Die letzte Zeile dieses Verses ist im Deutschen schwer wieder zu geben. Der Sinn der Worte ist: Wüßte er mir's (durch seine Liebe) Dank, wenn ich untreu würde. — Es ist hier nämlich von verheiratheten Damen die Rede.]
Anm. d. Ueberf.

ein Jahrhundert lang lebte. Die Salons der edlen Dame waren lange Zeit das Rendezvous der guten Gesellschaft, was das Erscheinen der vor ungefähr zehn Jahren, unter dem Titel: Erinnerungen der Frau von Crequi, publicirten Memoiren, die zwar höchst interessant, aber unächt sind, veranlaßte.

Das Schloß von Ecouen.

Es war eine hohe, edle und großmüthige Idee auf Kosten des Vaterlandes die Töchter der Tapfern zu erziehen, welche ihr Blut für dasselbe vergossen hatten. Diesen Plan, den Napoleon schon lange mit sich herumtrug, verwirklichte er zu Ende des Jahres 1805, nach jener glorreichen Schlacht von Austerlitz, die ihn lebhafter denn je das Bedürfniß erkennen ließ, den Heldenmuth Derjenigen, welche für ihn und für Frankreich kämpften, zu belohnen. Die in jener Zeit geschaffenen Institute erhielten den Namen Maisons-imperiales-Napoleon, aber erst durch das Decret vom 29. März 1809 wurde deren Organisation definitiv geordnet.

Es wurden zwei Anstalten nach einander gegründet, die eine zu Saint-Denis, die andere zu Ecouen. Jedes dieser Häuser sollte dreihundert Zöglinge aufnehmen können. Von dieser Anzahl wurden hundert unentgeldlich aufgenommen und zweihundert zahlten eine Halbpension von fünfhundert Franken. Es mußten Töchter oder Schwestern von Mitgliedern der Ehrenlegion sein.

Das Reglement dieser Anstalten war größtentheils das Werk einer sehr talentvollen Frau, der Madame Campan.

Als die Stürme der Revolutionszeit vorbei waren, gründete Madame Campan, die ohne Vermögen war, ein Pensionat zu Saint-Germain; der Erfolg übertraf ihre Erwartung. Das Institut genoß eines mehr als europäischen Rufes, denn aus Amerika und Westindien befanden sich Zöglinge darin. Alle vornehmen Personen der damaligen Zeit nahmen es in ihren Schutz. Bonaparte besuchte die Anstalt und that seine Schwester Caroline, später Königin von Neapel, sowie auch Stephanie von Beauharnais, seine Adoptivtochter und später Großherzogin von Baden, hinein. Spott und Kritik verschonten auch dies berühmte Institut nicht, denn auf den Theatern wurde die, von Madame Campan ihren Zöglingen ertheilte, Erziehung auf satyrische Weise reproducirt. Als nun das Institut von Ecouen gegründet wurde, erhielt Madame Campan deren Leitung und Oberintendenz gemeinschaftlich mit dem Grafen Lacepede.

Anfangs war das Schloß Chambord in Vorschlag gekommen, aber die ungesunde Lage und Entfernung desselben, dagegen die reine Luft und Nähe des Schlosses von Ecouen, entschieden bald zu Gunsten des letzteren.

Dieses Schloß wurde im funfzehnten Jahrhundert an der Stelle einer sehr alten Burg erbaut, welche seit undenklichen Zeiten der Familie Montmorency gehörte. Im sechzehnten Jahrhundert ließ es Anna von Montmorency durch den besten Schüler des berühmten Peter Lescot, den Architecten Bulland, der es mit Sculpturen

und Ornamenten von viel Geschmack und Zartheit schmückte, bedeutend verschönern. Es bildet ein regelmäßiges Viereck, wovon jede Seite zwei und dreißig Toisen breit ist, und besteht aus vier Hauptgebäuden, welche einen geräumigen Hof umschließen, dessen in Fächer getheiltes Pflaster ehemals für ein Meisterstück galt. In den Ecken des Gebäudes stehen vier Thürmchen und ein wasserleerer Graben umgiebt das ganze Schloß. Die nach Paris zu gelegene Seite hat eine Façade mit einem Porticus von Säulen ionischer und dorischer Ordnung. In einem Gewölbbogen stand früher eine Reiterstatue des Connetable Anna von Montmorency, den Degen in der Hand. Im Innern des Schlosses sind zwei Säulengänge von großer architectonischer Schönheit. Der rechte ist in ionischer Ordnung, der linke, welcher einfacher, aber edler ist, wird aus vier großen corinthischen Säulen gebildet, welche cannelirt sind, auf einem Säulenstuhl stehen und ein Gesims tragen, dessen Fries Waffentrophäen von schönster Ausführung zieren. Das Schloß wurde von mehreren Königen bewohnt. Franz I. besuchte es sehr oft, und hier war es, wo das berüchtigte Edict vom Monat Juni 1559 gegeben wurde, durch welches Heinrich II. alle Lutheraner mit der Todesstrafe bedrohte. Unter Ludwig XIII. wurde das Schloß dem unglücklichen Herzog von Montmorency, der, ein Opfer des Hasses Richelieu's, am 30. October 1632 auf dem Schaffote starb, confiscirt. Das Jahr darauf erhielt es die Herzogin von Angouleme, alsdann fiel es an die Familie Condé, welche es bis zur Revolution besaß. Da der Prinz Condé emigrirt war, so wurde es Nationaleigenthum; die kost-

baren Schätze sowohl der Kunst als auch des Luxus, die sich im Schlosse befanden, kamen in verschiedene Museen.

Zur Zeit des ersten Krieges in der Vendée diente es als Depot für die, in den insurgirten Provinzen gemachten, Gefangenen.

Durch den Kaiser geschaffen, durch den Triumph seiner Waffen erhalten, theilte die Erziehungsanstalt von Ecouen auch alles Mißgeschick Napoleons; als er fiel, sank es mit ihm.

In Folge der Unfälle der französischen Armeen in den Feldzügen von 1813 und 1814 erschienen die Alliirten in der Ebene von Paris.

Zwischen Paris und der feindlichen Armee liegend, befand sich Ecouen mit seinen dreihundert Zöglingen unter dem Schutze der heranrückenden Preußen und Russen. Die Aufmerksamkeit durch seine hohe Lage an der Landstraße erregend und das ringsum liegende Land wie eine militairische Position beherrschend durften die Bewohner des Schlosses dessen unfehlbare Besetzung durch feindliche Truppen erwarten. Welch' prächtige Genugthuung konnte hier an den Töchtern jener Soldaten genommen werden, dieser schönen Officiere, deren Galanterien in Italien, Deutschland und Spanien eben so viel Verheerungen angerichtet hatten, als ihre Waffen!

Und nicht entfliehen zu können! Ecouen liegt in der Ebene, vier Stunden von Paris. Die Chaussee ist wüst und menschenleer, nur Kartätschen pfeifen darüber hin. Wie konnte Madame Campan wagen dreihundert junge Mädchen auf dieser Landstraße fortzuführen und

sie den Kugeln auszusetzen, und wohin sollte sie auch mit ihnen gehen? Paris war von einem Thore bis zum andern verbarricadirt; Niemand konnte hinein!

Es war für die arme, schwache Directrice der Anstalt eine schreckliche Situation, ein schmerzlicher Augenblick, den nur eine liebende Mutter begreifen kann, so viele liebliche Kinder sich um sie in Angst und Furcht drängen und mit rührenden Bitten bestürmen zu sehen, sie zu retten; Kinder, für welche sie der Nation, Gott und ihren Müttern verantwortlich war; Kinder, die sie ihren Angehörigen, rein wie der Schnee, tugendhaft, wie sie sie erhalten, zurückzugeben beschworen hatte; Kinder, die sie zärtlich liebte durch die sorgfältige Erziehung, die sie ihnen gegeben, durch den ruhmvollen Glanz, den alle ihre in's bürgerliche Leben getretenen Zöglinge auf ihre lange, ehrenvolle Laufbahn geworfen hatten, und durch die Liebkosungen, welche sie ihnen zu Theil werden ließ, wenn sie des Abends im großen Schlafsaale in ihren weißen Bettchen lagen, und des Morgens, wenn sie nach vollendetem Gebet mit frischem, munterem Antlitz vor ihr erschienen.

Alle weinten und sie weinte mit ihnen. Man ging in die Kapelle und betete; wenige kannten die Gefahr, die sie erwartete; sie warfen sich vor dem Altar nieder und hörten wie von dem fernen Kanonendonner die Fenster der Kapelle klirrten. Der Gesang der jungen Mädchen wurde von Zeit zu Zeit durch das immer näher rückende Krachen der schweren Artillerie unterbrochen. Die jungen Mädchen neigten ihre lieblichen Häupter, schlossen ihre Augen und falteten ihre Hände zum Gebet.

Alsdann, nachdem sie Gott um seinen Schutz gebeten hatten, sagte die würdige Directorin von Ecouen allen ihren Töchtern, deren Väter und Brüder vielleicht eben jetzt auf dem Schlachtfeld starben, Lebewohl und umarmte sie zum letzten Mal.

Und da man schon die eisernen Räder der Kanonen auf dem Pflaster der Landstraße daher rollen hörte, so begab sie sich mit ihren Zöglingen auf die Terrasse, welche durch ihre hohe Lage eine ausgedehnte Fernsicht erlaubt. So weit sie sehen konnten, war Alles mit feindlichen Truppen bedeckt!

Da ließ Madame Campan die vier Soldaten und den Corporal, welche ihr General Hullin zum Schutze gesandt hatte, ferner die zum Dienst des Hauses gehörigen drei Pompiers und zwei Forsthüter herbeirufen, und da sie so verständig war einzusehen, daß auch nur ein Anschein von Widerstand ihre Angelegenheiten dem Feinde gegenüber verschlimmern könnte, so verabschiedete sie diese Leute, indem sie deren Bereitwilligkeit, ihr in dieser schwierigen Lage getreulich zu dienen, dankend anerkannte. Trotz ihrer dringenden Bitten sie jetzt in ihrer Nähe zu behalten, mußten sie sich, da sie ihren festen Entschluß bemerkten, aus dem Schlosse entfernen. Nur durch einen derselben schickte sie einen Brief an den russischen General Sacken und bat ihn darin um seinen Schutz als Sieger, Edelmann und Christ, für die Erziehungsanstalt von Ecouen und die Ehre von fünf bis sechshundert Familien. Welchen Erfolg konnte dieser Brief haben?

Madame Campan hatte alle ihre Pflichten erfüllt.

Bis gegen Abend an dem Tage der großen Schlacht vor den Thoren von Paris wartete sie auf der Terrasse mit den jungen Mädchen, deren Väter und Brüder in den Gräben der Landstraße verbluteten.

Bei Anbruch der Nacht ließen vier russische Soldaten ihre schweren Schritte auf dem Perron des Schlosses hören. Schaudern und Entsetzen ergriff Alle.

Sie stellten sich der Madame Campan vor.

Sacken hatte den Brief empfangen.

Der eine der russischen Krieger war mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt.

Das Schloß von Pau.

Das Schloß der Edlen von Albret, deren Ursprung aus den schwankenden Berichten der Chroniken nicht zu bestimmen ist, ist jetzt der Stolz und die Zierde der Stadt Pau. Von den Zerstörungen der Zeit und der Kriege beinahe gar nicht betroffen, zeigt es sich in seiner bemoosten, schönen Alterthümlichkeit und Stärke. Der viereckige, geräumige Schloßthurm erhebt sein Haupt kühn neben den Ruinen der alten Ehrenpforte in dem Theile des Gebäudes, welches durch seine Böschungen, Schießscharten, Zinnen und festen Wallthore noch ganz den ursprünglichen Charakter der Burg trägt; ein zweiter Thurm ohne Zinnen und ohne irgend eine bemerkbare Oeffnung gewährt einen düsteren Anblick in dem entgegengesetzten Theile des Burgraumes; in seinen schauerlichen Gewölben wurden einst die heimlichen Strafen, welche das Vehmgericht erkannte, in Ausführung gebracht. Heinrich d'Albret und Anton von Bourbon, welche die anderen Flügel des Gebäudes neu aufführen ließen, haben den Charakter des Baustyls verdorben, denn in dem neuen Theile der Burg sieht man nichts als die Wohnung eines Herzogs oder Marquis des sechzehnten Jahrhunderts.

Aber die dem künstlerischen Geiste Margarethe's von Navarra entsprungenen Ornamente voller Frische, die eleganten und reich ciselirten Kreuzfenster und zahlreichen Medaillons geben eben sowohl Zeugniß von ihrem guten Geschmacke, als die sonderbaren Figuren und tausend andere, dem gothischen Genre eigenthümliche, bizarre Verzierungen den Beschauer an die glänzendste Epoche dieser poesiereichen Architectur erinnern. Den künstlerischen Geist der Königin von Navarra bemerkt man auch an den Verschönerungen der großen Treppe, welche durch den Waffensaal in das Zimmer führt, in welchem der gute Heinrich geboren wurde.

Der alte, naive bearnesische Historiker, Hardouin von Perefixe, drückt sein Bedauern aus nicht genau sagen zu können, an welchem Orte der Sohn Anton's von Bourbon und der Johanna d'Albret empfangen wurde; aber dagegen versichert er, daß die Mutter das erste Zeichen ihrer Schwangerschaft und die Bewegung des Kindes in dem Feldlager der Picardie, deren Statthalter ihr Gemahl war, bemerkte. „Gewiß," setzt er hinzu, „war das sehr wichtig, daß Derjenige, welchen die Vorsehung bestimmt hatte ein außerordentlicher Fürst zu werden und für Frankreichs Muth und Gottes Größe zu zeugen, die ersten Zeichen seines Daseins in einem Lager beim Lärm der Trompeten und Kanonen, wie ein ächter Sohn des Mars, zu erkennen gab."

Heinrich von Albret, der Vater Johanna's, lebte noch, und als er den Zustand seiner Tochter erfuhr, ließ er sie zu sich kommen. Perefixe sagt: „der König Heinrich d'Albret hatte sein Testament gemacht, welches die

Prinzessin, seine Tochter, gar zu gern sehen wollte, da man ihr hinterbracht hatte, daß es zu ihrem Nachtheil und zu Gunsten einer Dame, welche der gute alte Mann liebte, abgefaßt sei. Sie wagte jedoch nicht gegen ihn davon zu sprechen; aber, da er von ihrem Wunsche unterrichtet war, so versprach er ihr, es in ihre Hände zu legen, sobald sie ihm gezeigt haben würde, was sie unter ihrem Herzen trüge, und mit der Bedingung, daß sie ihm während des Gebärens ein Lied singe, „„damit Du mir,““ sagte er, „„nicht ein sauerköpfisches und verdrießliches Kind bringst.““ Die Prinzessin versprach es und hatte, ungeachtet der großen Schmerzen, die sie litt, den Muth, sogleich, als sie ihn hereintreten sah, ein bearnesisches Volkslied anzustimmen. Man bemerkte, daß das Kind, gegen den gewöhnlichen Gang der Natur, weder weinte noch schrie; auch sollte es sicherlich nicht sein, daß ein Prinz, der die Freude von ganz Frankreich werden sollte, unter Geschrei und Aechzen geboren werde. Sobald er zur Welt gekommen war, nahm ihn der Großvater in seinen Rockzipfel und gab seiner Tochter das Testament, welches in einer goldnen Büchse stak, indem er zu ihr sagte: „„meine Tochter, das ist dein, und dieser hier ist mein.““ Als er dann das Kind in seine Arme nahm, rieb er die kleinen Lippen desselben mit einem Knoblauchsblatte und flößte ihm aus seinem goldenen Pokale einen Tropfen Wein ein, damit er männlich und stark werde.“

Das Schloß von Anet.

Nahe dem Marktflecken Anet an dem Ostende des Waldes von Dreux und in einem lieblichen Thale, das von den vereinigten Wässern der Eure und Vesgne befruchtet wird, liegen die Ruinen eines großen Schlosses. Das Land Anet hatte früher zu den Domainen gehört, welches die Prinzen von Navarra in Frankreich besaßen; das hier gelegene Schloß wurde sogar Palast der Könige von Navarra genannt. Nachdem die Staaten und Ländereien dieser Fürsten an die Krone Frankreich gefallen waren, gab König Karl VII. die Herrschaft Anet dem Sire Peter von Brezé, Seneschall der Normandie, zur Belohnung für geleistete Dienste. Der Sohn dieses Seigneurs heirathete Diana von Poitiers und vermachte ihr in seinem Testamente diese Domaine, welche sie zu ihrem Wohnsitz erkor.

Um diese Zeit entbrannte der Herzog von Orleans, später Heinrich II., in Liebe zu dieser Wittwe, welche damals zwei Mal so alt war, wie er. Als er zum Thronfolger designirt war, hatte sie in der Herzogin von Etampes eine Rivalin bekommen. Diese, welche zehn Jahre

war, behauptete an dem Hochzeitstage Dianen's geboren zu sein; sie und ihre Anhänger nannten sie nur die alte Schrunzel. Aber die Leidenschaft des Dauphins nahm nur noch mehr zu, und selbst die Schönheit der Catharine von Medicis, welcher er sich vermählte, konnte seine Liebe zu Dianen nicht schwächen.

Heinrich II. gelangte im Jahre 1547 auf den Thron, und von nun an fehlte Dianen von Poitiers nichts mehr als der Titel Königin. Das Erste, was sie nun durchsetzte, war die Verbannung der Herzogin von Etampes; bald nahm sie auch Aenderungen im Geheimrath des Königs, im Ministerium und im Parlamente vor. Im Jahre 1548 zur Herzogin von Valentinois erhoben, erlangte sie die Abtretung einer Steuer (wie sie Franz I. nur seiner Mutter bewilligt hatte), deren Einkünfte sie zu den Verschönerungen des Schlosses von Anet benutzte, welches von den Dichtern jener Zeit unter dem Namen Dianet gefeiert wurde.

Das alte Kastell der Könige von Navarra war nicht mehr im passenden Verhältnisse zu dem großen Reichthum der allmächtigen Favoritin des Königs von Frankreich; es wurde daher abgetragen und auf dessen Trümmern das Schloß Anet erbaut, welches lange Zeit zu den prächtigsten Palästen Frankreichs gehörte. Heinrich II. ließ den Entwurf zu diesem Schlosse dem damals berühmtesten Architecten, Philibert Delorme, machen, dessen Name durch die Erbauung der Tuilerien unvergänglich in den Annalen der Kunst verzeichnet steht. Philibert Delorme täuschte die großartigen Erwartungen des Königs nicht, denn sein Bauwerk nahm einen Platz unter den prächtig-

sten Denkmälern des Renaissancestyles ein. Heinrich, welcher seine zärtlichen Empfindungen für die Favoritin absichtlich zur Schau trug, wollte, daß sein königlicher Namenszug den Ursprung des neuen Schlosses außer Zweifel setze; die in einander verschlungenen Buchstaben H. und D., von Kronen überragt, sah man überall, an Kaminen, auf Fensterbrüstungen und an den Wänden der Mauern. Der gesuchte, auf Effect berechnete Geschmack jener Zeit begünstigte und vermehrte in den architectonischen Verzierungen das allegorische Symbol der Herzogin. Die Sucht nach sinnbildlichen Anspielungen ging noch weiter; man wollte, daß Jeder bei dem ersten Blick erkenne, daß er in das Gebiet der göttlichen Jägerin der Mythe eingedrungen sei. Ueber einem eleganten Porticus, der den Haupteingang zum Schlosse bildete, wurde eine große bronzene Statue der Diana aufgestellt. Um sie herum lagen, als charakteristische Kennzeichen, Hunde, Eber ꝛc., ebenfalls von Bronze. Außer diesen etwas pedantischen Erfindungen hatte sich die fruchtbare Phantasie des Künstlers noch in einer höchst merkwürdigen Arbeit gezeigt. Auf einem zierlichen Säulenaufsatz war eine große Uhr angebracht worden: ein bronzener Hirsch und eine Meute Hunde von gleichem Metall, die jenen verfolgten, zierten das Zifferblatt; Hirsch und Hunde blieben während des Ablaufs der Stunden in Ruhe, wenn aber die Zeiger andeuteten, daß eine Stunde abgelaufen sei, dann setzte sich der Hirsch in Bewegung, die Meute stürzte sich ihm nach und die Jagd dauerte so lange, bis der Hirsch mit seinen Vorderfüßen die Stunde auf der Glocke der Uhr angegeben hatte.

Diana von Poitiers war sehr gern auf Schloß Anet; sie hatte beträchtliche Summen daran gewendet, um es zu schmücken und zu verschönern; es war eine wahrhaft königliche Wohnung geworden.

Durch den Speer Montgommery's schwer verwundet, sah Heinrich II. seine letzte Stunde nahen. Catharina von Medicis ließ der Herzogin von Valentinois den Befehl zukommen, sich zurückzuziehen und die Krondiamanten zurückzugeben. „Ist der König todt?" fragte Diana, und als man ihr antwortete, daß er zwar noch lebe, aber das Ende dieses Tages nicht mehr sehen würde, erwiederte sie: „Ich habe also keinen Herrn mehr; daß es aber meine Feinde wissen, ich fürchte sie nicht; denn wenn dieser Fürst verschieden ist, werde ich zu sehr mit dem Schmerz über seinen Verlust beschäftigt sein, als daß mir der Verdruß, den man mir erregen möchte, kränkend sein könnte."

Sie brachte ihr ganzes folgendes Leben auf dem Schloß von Anet zu, wo sie in einem Alter von siebenzig Jahren starb. Einer Volksmeinung zufolge wäre Magie die Ursache ihrer vieljährigen Macht über das Herz des Königs gewesen. Die ganze Zauberei Dianen's bestand in den Reizen, welche Geist, Talente und Anmuth verleihen. Brantome zufolge hatte ihr die Natur einen seltenen Vorzug gewährt: sie war niemals krank gewesen. In den kältesten Wintertagen wusch sie ihr Gesicht mit kaltem Wasser und brauchte nie ein Schönheitsmittel. Täglich ließ sie sich um sechs Uhr früh wecken, bestieg ein Pferd, ritt zwei bis drei Stunden spazieren und legte sich bei der Rückkehr wieder in's Bett,

in dem sie bis gegen Mittag las; eine eigenthümliche Verbindung der Thätigkeit mit der Bequemlichkeit! Brantome, der Dianen kurze Zeit vor ihrem Tode sah, versichert, daß sie immer noch schön gewesen sei.

Der Glanz des Schlosses von Anet wurde durch den Tod der Herzogin von Valentinois nicht verdunkelt; seine Berühmtheit nahm nur noch zu. Durch eine der Töchter der Favoritin dem Hause Mercoeur-Lorraine zugebracht, wurde diese Herrschaft gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu einem Fürstenthum erhöht und alsdann Besitzthum der hohen Familie Vendome, die dem königlichen Blut Heinrichs IV. entsprossen war. Zu dieser Zeit suchte der Hof die eine Zeit lang vergessene Straße nach Schloß Anet wieder auf und Menschentritte wiederhallten von Neuem in dem Palaste Dianens von Poitiers. Die Fürsten von Vendome ließen neue Verschönerungen darin vornehmen. Eigenthum und Aufenthaltsort der unruhigen Herzogin von Maine geworden, erlangte es eine neue Wichtigkeit durch eine Reihenfolge glänzender Feste und Vergnügungen, wie durch das Spiel politischer Intriguen. Eine ganz andere Art von Berühmtheit war diesem Schlosse noch vorbehalten; es kam in den Besitz des menschenfreundlichen Herzogs von Penthièvre und wurde eine Stätte der Wohlthätigkeit, und wenn die großen Herren sich des Schlosses von Anet nicht mehr erinnerten, so sollten es nun die Armen kennen lernen.

Solches waren die Anrechte, welche das Schloß von Anet (ein so schönes Denkmal einer durch die Kunst verherrlichten Epoche) an die Geschichte machte; da brach die Revolution aus, von der die alten Schlösser so viel

zu leiden hatten. Jetzt ist der Palast Diana's von Poitiers in Ruinen zerfallen; das einzige Fragment, welches glücklich der Zerstörung entging, ist der große Porticus. Obgleich seiner Bronze- und Marmorzierden beraubt, reicht dieses Ueberbleibsel dennoch hin einen Begriff von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit des Schlosses von Anet zu geben.

Das Schloß Bayard.

Am linken Ufer der Isère, zehn Stunden von Grenoble, erhebt sich auf einem isolirt stehenden Hügel die alte Burg des Ritters ohne Furcht und Tadel. Die Ueberbleibsel dieser großen Steinmasse sind ein Zeugniß seiner ehemaligen Wichtigkeit. In seiner festen Lage wurde das mittlere Hauptgebäude, der Donjon, wie alle alten Burgen, von starken Mauern mit Zinnen vertheidigt; das spitzbogenförmige Hauptthor schützten zwei feste, runde Thürme; in dem einen befand sich die Kapelle und der andere wurde als Waffenhalle benutzt. Die Geschichte des Schlosses Bayard läßt sich kurz auf seinen Namen zurückführen, und dieser Name ist der des Ritters ohne Furcht und Tadel.

Ein vollkommenes Urbild des Muthes, der Selbstverläugnung, der Biederkeit und ein classisches Muster aller ritterlichen Tugenden, deren Vereinigung ohne jede unlautere Beimischung sich nur allein bei ihm findet, ist Ritter Bayard der volksthümlichste Held der französischen Geschichte. Jede Handlung seines edlen Lebens ist eben so bekannt als sein Beiname: Ritter ohne Furcht und Tadel.

Im Schlosse Bayard 1476 geboren widmete sich der junge Sprößling der alten Familie Terrail vom dreizehnten Jahre an dem Kriegsdienste. Auf Turnieren und bei Waffenspielen bereitete er sich frühzeitig zu ernsteren Thaten vor. Er folgt Karl VIII. nach Italien; zu Fornou werden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und er nimmt eine feindliche Fahne, die er dem König überreicht. Unter der Regierung Ludwigs XII. nimmt sein Kriegsruhm den glänzendsten Aufschwung. In einem sonderbaren Zweikampf besiegt er den Spanier Soto-Mayor, und, ein zweiter Horatius Cocles, vertheidigt er die Brücke von Garigliano allein gegen eine ganze Armee. Er entscheidet den Sieg in der Schlacht von Agnadel. Bei der Bestürmung von Brescia schwer verwundet, rettet er durch seine Geistesgegenwart allein das Leben und die Ehre seiner Wirthe, verweigert die Annahme des Goldes, welches ihm diese dankbare Familie anbietet, und vertheilt es unter zwei junge, schöne Mädchen, deren Tugend er beschützt hat. Er kämpft dann bei Ravenna, wo Gaston von Foix nicht umgekommen wäre, wenn er die Rathschläge Bayard's befolgt hätte. Bei dem Rückzug nach der Schlacht von Pavia von Neuem verwundet, ist er dem Tode nahe. „Ich bedaure nicht," sagte er „zu sterben, sondern nur, daß ich, wie ein Weib, im Bette sterben soll." Dem Leben wiedergegeben, ehrt er sich, wie Scipio, durch die größte Enthaltsamkeit und die Bezähmung sinnlicher Triebe.

Als Franz I. den Thron bestiegen hatte, trug Bayard hauptsächlich zum Sieg bei Marignano bei und wird vom König dadurch belohnt, daß er sich durch seine

glorreiche Hand zum Ritter schlagen läßt. Zu Mezières rettet Bayard Frankreich. Nach der Schlacht bei Rebec, wo er in Folge der Fehler Bonnivet's geschlagen wird, übergiebt ihm dieser das Commando. „Es ist zwar spät," sagt Bayard, „aber was liegt daran, meine Seele gehört Gott und mein Leben Frankreich; ich verspreche Euch, die Armee auf Kosten meiner Tage zu retten." Am 30. April trifft ihn der Stein einer Hakenbüchse in die rechte Seite und bricht ihm das Rückgrath entzwei. „Jesus, mein Gott, ich sterbe!" ruft Bayard aus. Man beeilt sich ihn aus dem Kampfgewühl zu tragen. „Nein," sagt er, „dem Tode nahe, werde ich mich wohl hüten dem Feinde zum ersten Mal den Rücken zu zeigen." Mit ersterbender Stimme befiehlt er zu feuern und läßt sich an einen Baumstamm lehnen: „setzt mich so, daß mein Gesicht dem Feinde zugekehrt ist." Da er kein Crucifix hat, küßt er das Kreuz seines Schwertes; er beichtet seinem Stallmeister und sagt dann zum Connetable von Bourbon, der bei seinem Anblick gerührt ist: „Nicht mich müßt Ihr beklagen, sondern Euch, der Ihr gegen Euren König und Euer Vaterland kämpft."

So starb Bayard in dem Alter von acht und vierzig Jahren. Franz I. hielt seine Leichenrede zu Pavia, als er, wie er sich in der Gewalt der Kaiserlichen sah, ausrief: „Ach, Ritter Bayard, Ihr habt mir sehr gefehlt! Ich wäre jetzt nicht hier!"

Seine sterblichen Reste wurden von seinem Heimathsland zurückgefordert und in der Kirche von Minimes, eine Viertelstunde von Grenoble, beigesetzt, nachdem ihnen zuvor die Ehren eines wahrhaft königlichen Leichengepräng

ges zu Theil geworden waren; aber im Laufe der Zeit verfiel diese Kirche und sein Grabmal wurde lange als zerstört betrachtet. In den ersten Tagen des Jahres 1815 entdeckte ein Landmann, der in der Umgebung der Ruinen sein Feld bebaute, das kostbare Denkmal. Der Sarg wurde mit Gepränge in einer Gruft der Kirche St. André in Grenoble beigesetzt, wo er noch heute, seiner Statue gegenüber, zu sehen ist.

Das Schloß Bayard, frei auf einer Anhöhe stehend, trotzt der Heftigkeit und Macht der Südwinde, aber ein Stein nach dem andern bröckelt sich von seinen mürben Mauern herunter; seine mit Schießscharten durchbrochenen Thürme, seine Wendeltreppen, — Alles bricht und zerfällt vor Alter. Indessen gewährt das Ganze noch einen imposanten Anblick; die Mauern sind über achtzehn Fuß stark; die Pferdestallungen, deren Wölbungen durch granitne Pfeiler unterstützt werden, existiren noch im Erdgeschosse; der Hauptfaçade gegenüber erheben sich drei übereinander befindliche Terrassen, deren frische Rasendecke dem Auge wohlthut. Von den Stockwerken des Hauptgebäudes ist nur noch das erste in gutem Zustande; in demselben wird das Cabinet Bayards und das Zimmer gezeigt, in welchem er geboren wurde.

Der Thurm von Nesle.

Die Zeit ſeiner Erbauung iſt nicht genau bekannt; doch hat man Gründe dafür, daß dies im dreizehnten Jahrhundert geſchehen iſt, denn Philipp Auguſt beabſichtigte, ehe er nach Paläſtina ging, der Vorſicht halber Paris mit Wällen zu umgeben. Im Jahre 1190 begonnen, wurden ſie erſt nach zwanzig Jahren vollendet.

Außer der großen Menge von Thürmen, welche dieſer Umgürtung Stärke verliehen, befand ſich auf jeder Uferſeite der Seine, ſowohl bei ihrem Eintritt in Paris, als auch bei ihrem Austritt, ein feſter Thurm. Beim Eintritt ſtand der Thurm von Billy auf der rechten, und das Thürmchen auf der linken; bei ihrem Austritt ſtand rechts der Thurm von Bois und links der Thurm von Nesle, wo die Wallmauer begann.

Außerhalb der Stadtmauer, welche ſich an den Palaſt von Nesle lehnte, war der große und der kleine Pré-aux-Clers. Dies waren große Wieſen, auf welchen die Studenten ihre Kampfübungen hatten; ſie lagen zwiſchen der Esplanade der Invaliden und dem Flecken Saint-Germain und umfaßten den Raum, welchen heut-

zutage die Straßen der Universität, von Verneuil, Jacob, Colombier, des Petits-Augustins etc. einnehmen.

Der Palast von Nesle, der unmittelbar innerhalb der Ringmauer lag, nahm ungefähr den Platz ein, welchen jetzt die Straßen Nevers, Anjou, Guenegaud und das Palais des Instituts ꝛc. bedecken.

Dieses ausgedehnte Gebäude hatte eine Façade mit eilf großen Arkaden und einen mit Bäumen bepflanzten Hofraum, dessen Ende nach der Wasserseite zu neben der Augustinerkirche, die im Jahre 1368 erbaut wurde, lag, wo sich jetzt der Wild- und Geflügelmarkt befindet.

Der geräumige Hof und die Gärten streckten sich über die ganze Fläche hin, wo jetzt die Straße Mazarin, der Quai Conti oder der Münzquai liegt.

Das Thor und der Thurm von Nesle waren kein Theil dieses Palastes, von dem sie nur, wegen seiner nahen Lage, den Namen hatten; sie standen vor dem großen Gebäude und gehörten zur Ringmauer Philipp August's. Der starke, runde und hundert und zwanzig Fuß hohe Thurm stand auf einer kleinen Erdzunge, die sich in die Seine hinein erstreckte; er war verbunden mit einem weniger starken, aber noch höheren Thurme, in welchem sich eine Wendeltreppe befand; die Pfähle, auf welchen er basirt war, waren unter dem Wasserspiegel der Seine. Durch die Ringmauer hing er mit dem Thor zusammen, welches, eine Art kleiner Festung, von zwei runden Thürmen und einer Zugbrücke gedeckt wurde. Von diesem Thurm und Thor waren die Gebäude des Palastes nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt.

Amaurt von Nesle, der Besitzer des Palastes, verkaufte es im Jahre 1308 an Philipp den Schönen für fünftausend Livres, eine für die damalige Zeit höchst beträchtliche Summe.

Im Jahre 1319 gab Philipp der Lange den Palast seiner Gemahlin Johanna von Burgund, welche darin wohnte, deren Testament zufolge es 1325 verkauft und nun das Gymnasium von Burgund darin gestiftet wurde.

Dieser Verkauf fand im Jahre 1330 zu Gunsten Philipps von Valois statt, welcher dafür zehntausend Livres erhielt, ein Beweis, daß der Werth des Gebäudes bereits gestiegen war.

Dieser König bewohnte es mehrere Jahre, aber als er bei der Schlacht von Poitiers von den Engländern gefangen genommen worden war, so wählte es, während dessen Gefangenschaft, Karl, König von Navarra, der es seinen ehrgeizigen Plänen günstig fand, zur Residenz. Da es dem Dauphin wichtig schien dessen Freundschaft zu gewinnen, so gab er ihm den Palast als Eigenthum, unter der Bedingung der Vereinigung seines Landes mit Frankreich, wenn er ohne männliche Erben sterben sollte. Als der Dauphin aber kurze Zeit darauf hinter die von Karl gegen ihn angezettelten Kabalen kam, nahm er ihm den Palast von Nesle, dessen Verleihung nur eine Folge berechnender Politik gewesen war, wieder und schenkte ihn im Jahre 1380 seinem Bruder, dem Herzog von Berri.

Johann, Herzog von Berri, verschönerte und vergrößerte sein neues Besitzthum dergestalt, daß wir dieser Periode, welche die seines Glanzes war, einige Speciali-

täten widmen müssen. — Bis zu dieser Zeit hatte das Gebäude die Form eines ungeheuren Dreiecks, dessen Spitze nach Süden zu ging, dessen hintere Fläche sich an die Ringmauer lehnte und dessen zwei andere Seiten sich einestheils an das Kloster der Augustiner, anderntheils an den Thurm von Nesle, mit nur geringen Zwischenräumen, anschlossen.

Die unregelmäßig gebauten und isolirt längs dem Ufer der Seine hin stehenden Hauptgebäude wurden durch den Herzog von Berri nach einem Bauplane vereinigt und in Kapellen umgewandelt, in denen sich Säle nebst einer Bibliothek befanden.

Außer diesen bedeutenden Verbesserungen vergrößerte es der Herzog auch durch den Ankauf eines naheliegenden Hauses und Gartens, deren Grund und Boden zu freundlichen Anlagen benutzt wurden.

Die alten Gebäude des Palastes wurden mit den neuen durch eine Menge kleiner Thürme mit spitzen Dächern verbunden und in den inneren Hofräumen Gärten und Baumgänge, wie sie sich in Klöstern finden, angelegt. Neben dem Thurm wurde ein besonderes Gebäude aufgeführt, welches zum Ballspiel und anderen ritterlichen Uebungen bestimmt war; zu diesem gelangte man aus dem Palast durch eine Gallerie.

Die Verschönerungen, die im Innern vorgenommen wurden, entsprachen der Pracht des Aeußern. Die Kapellen wurden mit herrlichen Glasmalereien der Fenster, mit Holzsculpturen der Wände, mit reichvergoldeten und verzierten Altären und prachtvollen Reliquienkästchen, die eben so merkwürdig durch ihre Arbeit als ihren Inhalt

waren, geschmückt; denn der Herzog war ein Liebhaber und Kenner von edlen Steinen, Bijouterien und namentlich von Reliquien. Die Wohngemächer zierten Tapeten von den kostbarsten Stoffen und herrlich gemalte Glasfenster, durch welche das Licht der Sonne in mildem Glanze hereinfiel. Betten, die so groß waren, daß sie zwölf Personen aufnehmen konnten, waren dermaßen mit vergoldeten und mit Edelsteinen durchwebten Draperien behangen und bedeckt, daß sie Thronhimmeln glichen; ungeheure Schenktische, in vier Abschnitte getheilt und mit vergoldetem und mit edlen Steinen besetztem Silberzeug beschwert; Lehnsessel mit mehr oder weniger hohen Tritten, je nach dem Stand und Rang der Personen, für die sie bestimmt waren; Zimmer und Säle zu verschiedenen Zwecken, unter denen namentlich der Waffensaal merkwürdig, dessen Wände mit langen zweischneidigen Schwertern, kurzen Dolchen mit gewundenen Klingen, mit einer Menge von Schlachtbeilen, Lanzen, Speeren, Pfeilen, Armbrüsten, Helmen, Cuiraſſen, Rüstungen ꝛc., wovon den meisten die reiche Vergoldung und der Juwelenglanz großen Werth verlieh, behängt waren, — Alles dies schmückte und zierte das Innere dieses Palastes.

Der prachtliebende Eigenthümer desselben, der nicht weniger reich als sein Bruder, der König, war, verschwendete große Summen, um seine zahlreichen Gäste mit Pomp zu unterhalten, und ununterbrochen folgten sich Feste, Turniere und Jagdpartien. Eine zahllose Dienerschaft vermehrte noch durch die Pracht ihrer Livreen den Glanz des Hauses. Die Armen wurden in diesem

Hause des Reichthums und der Pracht auch nicht vergessen, und der Gottesdienst von einer Menge Kaplans, Beichtväter und Almoseniers versehen. Das Kassenwesen befand sich in den Händen von Schatzmeistern, Controleurs und anderen Beamten. Für alle möglichen Bedürfnisse des Lebens, des Wohlseins und der Lust sorgten Aerzte, Chirurgen, Stallmeister, Herolde, Amtswärtel, Sänger, Musiker, Hausmeister, Kellermeister, Pagen, Lakeien und eine Menge anderer Diener. Wenn man nun noch die Bogenschützen, Waffenträger und Ritter, welche die Hauswache bildeten, hinzufügt, so wird man die ungeheure Menschenmasse, die sich namentlich bei festlichen Gelegenheiten in diesem Palaste bewegte, sowie die außerordentlichen Ausgaben, die Alles dies verursachte, ermessen können.

Der plötzliche Tod des Grafen von Evreux während eines Mahles hatte die täglichen Vergnügungen des Herzogs von Berri nicht unterbrechen können; diese konnte nur das vorrückende Alter und die Störungen des Bürgerkrieges einschränken. Die Adeligen, die Bürger und Bauern bekämpften sich unter einander, und der alte Herzog fühlte die Rückwirkung dieser Zwietracht, obgleich er sich bemühte sie von seiner prunkenden Residenz entfernt zu halten. Er konnte seine kostbare Wohnung kaum gegen Volkstumulte schützen und nur mit großen Anstrengungen gelang es seiner Umgebung ihm bis zu seinem Tode, der am 15. Juni 1416 erfolgte, den Besitz des Palastes zu erhalten. Dessenungeachtet war sein Leichenbegängniß prachtvoll, wie es sein Leben gewesen war. Der Adel, die Bürgerschaft und das Volk drängten sich

dazu und mischten sich unter seine zahlreiche Dienerschaft, die in großen Trauerstaat gekleidet waren, und unter eine Masse von Armen, denen der Verstorbene eine Summe von zwölftausend Goldthalern in seinem Testamente ausgesetzt hatte. Eine andere Anordnung seines Testamentes, das er acht Tage vor seinem Tode aufsetzte, spricht nicht weniger ehrenvoll für seinen Charakter; durch dieselbe befiehlt er, daß den Kindern Johann's von Montagu die, bei dessen Hinrichtung, zu Gunsten des Herzogs von Berri confiscirten Juwelen und Kleinodien zurückgegeben werden, denn die Großen und Mächtigen damaliger Zeit errötheten nicht sich durch den Nachlaß Verurtheilter und auf Kosten von deren rechtmäßigen Erben zu bereichern.

Mit dem Tode des Herzogs von Berri endigte die Glanzperiode des Palastes Nesle.

Am 24. Mai 1446 schenkte Karl VII. diese Besitzung Franz I., Herzog der Bretagne; da aber dieser Herzog keine männliche Nachkommenschaft hinterließ, so fiel es wieder an die Krone zurück. Hundert Jahre später verkaufte es Heinrich II. an verschiedene Privatleute, welche auf dem Terrain mehrere Gebäude aufführten.

Was den Thurm und das Thor von Nesle anbelangt, so bestanden sie viel länger, allein sie waren nicht der Schauplatz irgend einer, der Aufzeichnung werthen, historischen Begebenheit. Einzig erwähnenswerth ist, daß, als Heinrich IV. im Jahre 1589 Paris belagerte, Sully, der Herzog von Aumont und einige Edelleute der Armee, die den Auftrag hatte die Stadt von der Seite des Faubourg St. Germain anzugreifen, durch das Thor von

Nesle, ihrer funfzehn bis zwanzig, bis zum Pont-neuf vordrangen; hier aber scheiterte ihr Muth und ihre Tapferkeit an dem lebhaftesten Widerstand, und, von der Uebermacht fast erdrückt, mußten sie sich zurückziehen und jeden Fuß breit des Terrains vertheidigen, welches sie erst erobert hatten.

Endlich verkaufte Ludwig XIV. im Jahre 1659 den alten Wallgraben des Thurmes von Nesle, und auf diesem Grunde war es, wo 1661 das Collegium Mazarin erbaut wurde und sich jetzt der Palast des französischen Instituts befindet.

Wir beschließen die Geschichte dieses Gebäudes, Palastes oder dieser Veste, wie man es nennen will, durch die traurige und sonderbare Historie, deren Schauplatz es der Volkssage nach gewesen ist. Die Tradition klagt in Uebereinstimmung mit der Geschichte mehrere Königinnen von Frankreich an, sich im Thurm von Nesle den abscheulichsten Verbrechen hingegeben zu haben. Die öffentlichen Gerüchte bezeichneten als die dieser Schandthaten Schuldigen: Johanna von Navarra, Gemahlin Philipps des Schönen, Bianca, Johanna und Margarethe von Burgund und Isabelle von Bayern. Drei Söhne Philipps des Schönen waren verheirathet: Ludwig, der Aeltere, an Margarethe, Philipp, der Zweite, an Bianca und Karl, der Jüngste, an Johanna, welche sämmtlich Prinzessinnen verschiedener Linien des Hauses Burgund waren. Diese drei Fürstentöchter waren schön, geistreich, aber auch galant bis zur Ausschweifung. Die Kleiderformen, die sie damals eingeführt hatten, waren solche, die alle ihre Reize verriethen, indem dadurch Busen,

Beine, ja selbst die Hüften entblößt waren. Als diese unanständige Mode von einem Dichter, Namens Johann von Meung, mit dem Beinamen Clopinel (weil er ein wenig hinkte), getadelt wurde, indem er wagte über die Gewohnheiten und Sitten der Hofdamen Notizen zu geben, welche wenig geeignet waren, vorauszusetzen, daß dies keusche und anständige seien: da ließen ihn die drei Schwägerinnen holen, versahen sich mit Ruthen und schlossen sich mit ihm in ein Zimmer ein, wo sie ihn zwangen sich vor ihnen auszuziehen. Als er nun in dem Zustande völliger Nacktheit war, gab Margarethe den spröden Schönen ihres Hofes den Befehl ihn zu geißeln. Clopinel zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er Geist hatte; er fiel nämlich vor ihnen auf die Knie und bat Diejenige von den Damen, welche sich durch seine Schriften am meisten getroffen fühle, ihn zuerst zu schlagen. Aber keine der beleidigten Schönen wollte den Anfang machen, und der Dichter kam mit dem Schreck davon.

Die drei burgundischen Prinzessinnen entgingen übrigens nicht der Anklage des Ehebruchs, und zwei von ihnen wurden der Begehung dieses Verbrechens überführt.

Dem Historiker Brantome zufolge machte Johanna von Burgund, Gemahlin Philipps des Langen, sowohl ihrer Würde als Königin, wie auch ihrer Pflicht als Ehefrau die größte Schande. „Sie bewohnte den Theil des Palastes von Nesle, von welchem sie am besten die Vorbeigehenden sehen konnte, und diejenigen, welche ihr am meisten gefielen, von welcher Menschenclasse sie auch sein mochten, ließ sie rufen und in ihr Zimmer kommen,

und wenn sie dann von ihnen erlangt hatte, was sie wollte, ließ sie sie von der Höhe des Thurms hinunter in das Wasser werfen und ertränken. Ich will nicht behaupten, ob dies wahr sei," fügt er hinzu, „aber wenigstens wird es von den meisten Bewohnern von Paris bestätigt und erzählt."

Man sieht, daß Brantome die Wahrheit der Erzählung nicht zu vertreten wagt, und zur Ehre der Menschheit möchte man dies schandvolle Blatt aus der Geschichte Frankreichs reißen. Nichtsdestoweniger stimmen alle Autoren über diese entsetzliche Thatsache überein; sie sind nur in Ungewißheit über den Namen der Königin, welche sich dieser großen Verbrechen schuldig gemacht hat. Wir haben Johanna von Burgund genannt, weil sie es ist, welche von den in der Geschichte jener Zeit am meisten bewanderten Schriftstellern als die Schuldige bezeichnet wird. Ein Dichter, Namens Villon, welcher vor Brantome's Zeit lebte, bestätigt diese, den meisten Glauben verdienende, Ansicht, wenn er sagt: daß eine Königin befahl den bekannten Studenten Buridan in Paris vermittelst eines Sackes in die Seine zu werfen *).

Nun, Johanna von Burgund, Gemahlin Philipps des Langen, lebte zur Zeit Buridans, und während ihres achtjährigen Witthums bewohnte sie fast unausgesetzt den Palast von Nesle.

---

*) Semblablement où est la royne,
Qui commanda que Buridan
Fust jeté dans un sac en Seine.

Die Baſtille.

Zu Anfang der Regierung Karls V. überzogen und verheerten die Engländer Frankreich. Ihre Gegenwart auf franzöſiſchem Grund und Boden flößte Angſt und Entſetzen ein; man beſchloß daher die Ringmauer von Paris auszudehnen und die Vorſtädte durch eine Reihenfolge von Fortificationen mit einzuſchließen.

Der erſte Grund hierzu wurde von Karl V. gelegt, aber man dachte damals nicht daran eine Hauptfeſte aufzuführen. Jetzt handelte es ſich nur um zwei ſtarke Thürme, welche zur Vertheidigung des Thores Saint-Antoine dienen ſollten. Einige Jahre ſpäter wurden zwei neue Thürme erbaut und die anderen unter Karl VI. aufgeführt. Dieſes Bauwerk beſtand alſo aus einer Reihe von Thürmen, die durch hohe, mit Zinnen verſehene, Mauern verbunden waren, welche im Innern zwei große Höfe bildeten. In den Thürmen befanden ſich die Gefängniſſe. Die Stärke der Mauern betrug in dem unteren Stockwerke zwölf Fuß und in dem oberſten ſechs Fuß. Doppelthüren von drei Zoll ſtarken eichenen Pfoſten verſperrten den Eingang. Eine Wendeltreppe führte in

alle Gemächer der Thürme und ging herab bis zu den feuchten unterirdischen Löchern, in deren Mauern die Unglücklichen gewöhnlich ihr Grab fanden.

Es gab mehrere Grade von Gefängnissen in der Bastille; die schrecklichsten waren die Cachots im untersten Theil der Thürme und diejenigen, welche man eiserne Käfige nannte; dann kamen die sogenannten Calotten, welches kleine, dunkle, im Sommer brennend heiße und im Winter eiskalte, Löcher waren. Die oberen Gefängnisse, die zwischen den Calotten und den unterirdischen Räumen lagen, waren achteckig; das Tageslicht konnte nur kümmerlich durch ein schmales Fensterchen, das mit einem dreifachen Gitter versehen war, hineindringen. Beinahe alle Gemächer, nur die obersten und untersten nicht, hatten Oefen oder Kamine, welche mit Eisenstangen geschlossen waren; auch hatten sie sämmtlich Nummern.

Lange Zeit nach seiner Gründung erst wurde dieses feste Schloß, die Bastille, mit einem zwanzig Fuß tiefen Graben umgeben, der jedoch nur bei reichlichen Regengüssen oder bei dem Anschwellen der Seine mit Wasser angefüllt war.

Das Schloß wurde mit außerordentlicher Strenge bewacht. Des Nachts machten die Sergeanten alle Viertelstunden die Runde. Bei Ablauf einer jeden Stunde gab die im Innern stehende Schildwache den Officieren durch einen Glockenschlag das Signal, daß er munter sei. Die Zugbrücken wurden nur auf Befehl des Königs heruntergelassen. Der Policeipräfect und die Minister erhielten die militairischen Ehrenbezeugungen. Wenn sie

erſchienen, präſentirte die Wache das Gewehr und das große Thor öffnete ſich für ſie.

Jeder Gefangene, nachdem er in die Baſtille gebracht war, wurde auf's peinlichſte durchſucht, nur vornehme Leute ſahen ſich bisweilen von dieſer ſtrengen Maßregel verſchont. Wenn der Gefangene entkleidet war, wurde er in ein Gemach geführt, drei ſchwere Thüren ſchloſſen ſich hinter ihm, ſechs Riegel wurden vorgezogen, drei Schlüſſel drehten ſich in den Schlöſſern, und kein Geräuſch der Welt traf von nun an ſein Ohr; er wußte nicht, ob er bis an ſein Lebensende in dieſer ſchreckenvollen Haft bleiben werde.

Selbſt der Tod dieſer Gefangenen war oft geheimnißvoll; man ließ ſie auf dem Kirchhof von Saint-Paul unter einem angenommenen Namen begraben.

Durfte ein Gefangener die Baſtille wieder verlaſſen, ſo mußte er das unverbrüchlichſte Stillſchweigen über Alles, was er im Innern geſehen hatte, feierlich angeloben.

Der Schwur wurde ſtets gehalten, denn der Unglückliche, den die Erinnerungen an jene traurige Lage mit Entſetzen erfüllten, fürchtete bei der geringſten Indiscretion das plötzliche Erſcheinen eines mit einem geheimen Verhaftsbefehl verſehenen Häſchers, und er hätte ein unbedeutendes Wort mit neuen Qualen bezahlen müſſen. —

Täglich ein Mal konnte der Gefangene in dem Schloßhof, einem ziemlich engen Raum, der von vier Mauern von mehr als hundert Fuß Höhe eingeſchloſſen war, friſche Luft ſchöpfen. An einer der Mauerwände befand ſich die große Uhr, deren Zifferblatt von zwei in

Ketten liegenden hölzernen Figuren gehalten wurde; am Fuße derselben las man auf schwarzer Marmortafel eine Inschrift mit goldenen Lettern, woraus man ersah, daß diese Uhr auf Befehl des Herrn Raymund Gualbert von Sartines hierher gekommen sei.

So war das Leben in der Bastille. Der Mensch, seiner Familie entrissen, mußte in Geduld und voller Seelenleiden seine geheimnißvolle Strafe bestehen, oft wußte er die Ursache seiner Haft gar nicht, nie aber, wenn das Ende derselben sein würde.

Zwei mächtige Herren wurden in die Bastille gebracht und verließen sie nur um das Schaffot zu besteigen; dies waren Ludwig von Luxemburg, Graf von Saint-Paul und Jakob von Armagnac, Herzog von Nemours. Ersterer wurde am 19. December 1475 auf dem Greveplatze und letzterer im Monat August 1477 auf dem Platze der Hallen enthauptet; beide waren der Verschwörung gegen Ludwig XI. angeklagt. Der König hatte befohlen, daß die Hinrichtung Jakobs von Armagnac nicht auf dem steinernen Schaffot, das fortwährend auf dem Hallenplatze aufgerichtet war, sondern auf einem hölzernen stattfinden solle. Die Kinder des Unglücklichen wurden unter das Gerüst gestellt, damit ihnen das Blut ihres Vaters durch die Spalten der Bretter das Gesicht bespritzte; mit solchen despotischen Handlungen begann Ludwig XI. den Ruin des Feudalismus.

Am 15. Juni 1602 kam rasch die Seine herunter von Fontainebleau ein Boot gefahren und landete an dem Arsenal in Paris. Mehrere Schergen traten heraus und führten eine Person, die, nach der Kostbarkeit ihrer

Kleidung und dem ſtolzen Ausdruck ſeines Geſichts zu ſchließen, dem hohen Adel angehören mußte. Der Gefangene, von ſeinen Wächtern umgeben, durchſchritt die Gärten des Zeughauſes, wurde in die Baſtille geführt und in den Kerker, den ehemals der Graf von Saint-Paul bewohnte, gebracht. Auf beſonderen Befehl des Königs wurde ſein Proceß dem Parlament zuertheilt; die Voruntersuchung leitete der erſte Präſident deſſelben, Achilles von Harlay, welcher hierin von dem zweiten Präſidenten Nikolaus Pothier und den Räthen Stephan Fleury und Philibert Thurm, als Berichterſtattern, aſſiſtirt wurde.

Der Name des Gefangenen war: Karl von Gontaut, Herzog von Biron, Pair, Admiral und Marſchall von Frankreich. Man klagte ihn an mit dem Ausland intriguirt und unterhandelt zu haben; der Marſchall war Statthalter von Burgund; er wollte, in Folge eines Geheimvertrages, die dritte Tochter des Herzogs von Burgund heirathen, unter der Bedingung, daß der König von Spanien alle ſeine Rechte auf das Herzogthum Burgund auf ihn übertrage.

Die Procedur nahm ſogleich ihren Anfang und wurde mit Eifer fortgeführt. Der Herzog hatte in allen ſeinen Verhören eine außerordentliche Heftigkeit kundgegeben und gegen die Perſon des Königs, ſo wie gegen die Zeugen und die Richter beleidigende Worte geſprochen. Er erwartete das Ende der gegen ihn verhängten Unterſuchung, als am 15. Juli 1602, gegen zehn Uhr Morgens, Herr von Bellièvre, Kanzler von Frankreich, von

einem Gerichtsschreiber des Parlaments begleitet, zu ihm in's Gefängniß trat. Biron war des Hochverraths für schuldig und überführt erachtet und demzufolge verurtheilt worden auf dem Greveplatze enthauptet zu werden; aber in Anbetracht seiner Familie hatte ihm der König die Oeffentlichkeit seiner Hinrichtung erlassen und befohlen, daß in dem Hofe der Bastille ein Schaffot errichtet werde. Und in Folge dieses Befehls war auch ein solches pünktlich am Morgen desselben Tages im Schloßhofe gezimmert worden.

Biron unterbrach das Vorlesen des Erkenntnisses mehrmals, und wenig fehlte, daß er dem Gerichtsschreiber in's Gesicht geschlagen hätte, dessen Furcht nur durch die Gegenwart einer zahlreichen Wache beschwichtigt werden konnte. Der Marschall wurde roth vor Wuth, kurze, abgebrochene Worte entflohen seinen Lippen; er verfolgte den Kanzler und den Gerichtsschreiber, als sie das Gefängniß verließen, mit Schimpfworten, alsdann ging er mit großen Schritten in seinem Gemach hin und her, indem er unaufhörlich der Wuth, die sein Inneres verzehrte, durch Worte Luft zu machen suchte.

Kaum war eine Stunde seit dem Weggang der Justizbeamten verflossen, als ein Mann hereintrat: es war der Henker.

„Gnädiger Herr, die Stunde ist da."

„Schon!" rief der Marschall aus. „O, der König ist undankbar, und wenn ich jetzt die Mitglieder seines verfluchten Parlaments in meinen Händen hätte, ich würde sie Alle ohne Mitleid erwürgen."

Dann ſchrie er ohne Aufhören: „Das iſt der Lohn für meine Dienſte! Das Parlament iſt vom König erkauft, der König ſchachert mit ſeinem Gewiſſen.“

Indeſſen, er mußte dem Scharfrichter und ſeinen Gehilfen folgen, und als er ſieben oder acht Schritte gethan hatte, befand er ſich auf dem Schaffot, welches man in gleicher Fläche mit ſeinem Kerkerfenſter, deſſen Eiſengitter entfernt worden war, errichtet hatte. Achtzig bis hundert Mann zu Fuß umgaben es; als der Marſchall erſchien, ergriff die Menge unwillkührliches Schaudern.

„Was machen dieſe Schurken, dieſe Hallunken da?“ ſchrie er mit fürchterlicher Stimme.

Der Henker reichte ihm ein rothes Tuch; er nahm es, verband ſich die Augen und kniete nieder; der Henker that einen Schritt rückwärts... Plötzlich ſtand der Marſchall wieder auf, riß das Tuch von den Augen, ergriff des Henkers Hand, welche das verhängnißvolle Beil hielt und fing nochmals an zu ſchreien: „Alſo keine Gnade für mich?“ Das Beil bewegte ſich zuckend in der rechten Hand des Scharfrichters, denn der Marſchall knipp und drückte convulſiviſch deſſen Arm; dann ſchien ihn ſeine Energie zu verlaſſen, ſein Geſicht bedeckte ſich mit Todesbläſſe, er verband ſich wieder die Augen, kniete nieder und legte ſein Haupt auf den Block. Der Henker hob das Beil. „Nein, nein,“ ſchrie Biron mit durchdringender Stimme, „ich will noch einmal den Himmel ſehen!“ Er betrachtete mit wirren Blicken den Himmel, alsdann richtete er ſeine Augen mit wildem Ausdruck auf den Scharfrichter. Dieſer hatte Furcht, die Soldaten

zitterten; denn der Marschall war nicht gebunden, seine Hände waren frei, und er litt den Fieberwahnsinn der Raserei. Es entstand eine Pause der Ungewißheit und der tödtlichen Stille, ein Moment, der die letzten gewaltsamen Lebensäußerungen eines Verurtheilten, der sich an diese Erde klammert, zur Anschauung bringt. Endlich sinkt der Marschall, erschöpft, bleich und das Gesicht in kaltem Schweiß gebadet, auf beide Kniee nieder und seine Stirn berührt den Block. Der Henker machte eine schnelle Bewegung mit beiden Armen; der Marschall zuckte nochmals empor, als bereits sein Kopf und drei seiner Finger zugleich vom Schaffot herabrollten.

Um neun Uhr des Abends wurde sein Körper in der Kirche von Saint-Paul beigesetzt. —

Während der Regierung Ludwigs XIV. wurden mehrere berühmte Namen in die Gefängnißregister der Bastille verzeichnet. Am 7. September 1661 wurde der Ober-Intendant Fouquet darin in Haft gebracht.

Gegen Ende des Jahres 1671 gingen in Paris unheimliche Gerüchte von Mund zu Mund; überall sprach man von im Finstern schleichenden Personen, erfahren in der Zauberei und in der traurigen Kunst Gifte zu bereiten.

Margarethe d'Aubray, Gemahlin des Herrn von Gobelin, Marquis von Brinvilliers, wurde dieser Verbrechen angeklagt und den 27. Januar 1672 in die Bastille gebracht.

Den Gerüchten, die damals in Umlauf waren, zufolge, hatte die Marquise Brinvilliers ein Liebesverhältniß mit einem Rittmeister, Namens Godin von Saint-Croix, der ebenfalls Giftmischer war. Oft hatte sie ver-

ſucht ihren Gatten zu vergiften, um ihren Geliebten heirathen zu können, aber Saint-Croix, dem an einem fortwährenden Beſitz ſeiner Geliebten wenig lag, hatte dem Marquis jedes Mal, wenn er Gift bekommen hatte, Gegengifte eingegeben; aber endlich unterlag er doch. Der Vergiftung ihres Vaters und ihres Gemahls angeklagt und überführt, wurde die Marquiſe von Brinvilliers verurtheilt, enthauptet und dann deren Körper zu Aſche verbrannt zu werden. Dieſes Erkenntniß wurde am 17. Juli 1676 auf dem Greveplatz ausgeführt.

Dieſem Proceſſe folgten mehrere andere ähnliche, unter denen namentlich zu bemerken ſind, die gegen die Frau Deshaies (bekannter unter dem Namen Voiſin), Filaſtre Vigoureux, und gegen drei Prieſter, welche alle auf dem Greveplatze lebendig verbrannt wurden. Dieſe Proceſſe wurden von einem, der vielen Vergiftungen wegen, beſonders eingeſetzten Gerichte geführt, welches die „heiße Kammer“ genannt wurde.

Die Verhältniſſe des Janſenismus, kurz nachdem Ludwig XIV. majorenn geworden war, und der Widerruf des Edicts von Nantes im October 1665, hatten die Baſtille mit einer großen Anzahl beklagenswerther Opfer bevölkert; viele von ihnen ſtarben in Folge der langen Haft in ihrem Kerker. Man ſchaudert vor Entſetzen, wenn man an alle die Schändlichkeiten und Quälereien denkt, die der Despotismus und die religiöſe Unduldſamkeit in dieſem Staatsgefängniß verübt hat; ſchon die bloße Anführung der Namen entſetzt und ihre Reihenfolge iſt ſo groß, daß man allen Muth verliert ſie zu nennen.

Am 18. September 1698 brachte Saint-Mars von den Margaretheninseln in die Bastille einen Gefangenen, der unter dem Namen des Mannes mit der eisernen Maske bekannt ist. Dieser Held politischer Mysterien, über den seit Voltaire alle Welt geschrieben hat, starb plötzlich am 19. November 1703 und wurde Tags darauf in der Kirche von Saint-Paul beerdigt. Die Gerüchte lauteten, daß es eine vornehme Person sei; aber in jener Zeit wurde kein nur einigermaßen bedeutender Mann in Europa vermißt. Die Einen sagten, es wäre der Herzog von Monmouth, aber der starb bekanntlich auf dem Schaffot; Andere meinten, es wäre der Herzog von Beaufort, der aber bei der Belagerung von Candia umkam. Voltaire wagte zu behaupten, daß der geheimnißvolle Gefangene Niemand anders als ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen wäre, dessen Geburt auf den Rath des Cardinals Richelieu geheim gehalten worden sei. Alle diese unvergleichlichen Muthmaßungen fallen in ihr Nichts zusammen, denn es scheint jetzt außer allem Zweifel zu sein, daß der Mann mit der eisernen Maske der Graf Methioli, Staatssecretair Karls III., Herzogs von Mantua, war. Dieser Diplomat hatte die Interessen Frankreichs in Bezug auf die Festung Casal mittelst geheimer Verhandlungen, gegen eine Summe Geldes, verrathen. Ludwig XIV., der sich getäuscht sah, wollte sich rächen; er ließ daher den Italiener auf französisches Gebiet locken und ihn für seine ganze Lebenszeit in's Gefängniß werfen. Diese Uebertretung des Völkerrechts in der Person des Bevollmächtigten eines Staates hätte einen Krieg entzünden können; daher der

Entschluß der Geheimhaltung dieser Gewaltmaßregel und die große Vorsicht, welche man anwandte, den Gefangenen mit Niemandem, wer es auch sein mochte, communiciren zu lassen. Diese Entdeckung, die kürzlich in den geheimen Archiven des auswärtigen Amtes gemacht wurde, wirft alle jene sinnreichen Fabeln über den Haufen, und all' diese großen Segelschiffe, die man mit so viel Freude am fernen Horizont zu erblicken glaubte, waren nichts als optische Täuschungen.

Während der Regentschaft änderte die Bastille ihre Bestimmung beinahe gänzlich. Ausschweifung und Liederlichkeit hatten Politik und Religion entthront, und man sperrte nun ohne Erbarmen einen Jeden ein, der es gewagt hatte auch nur einen leisen Tadel gegen die lockern Sitten des Hofes zu stammeln. Voltaire kam deshalb zwei Mal in Haft.

Oft auch war wohl in dieser Zeit die Gefangenschaft nur die unfreiwillige Lösung eines Liebesabentheuers, und mancher Edelmann büßte hier sein Glück bei den Schönen, oder seine Treulosigkeit. Es war schwer sich auf das glatte Parket der feinen Liste und Intriguen des Hofes zu wagen, ohne zuweilen den Rest der ehelichen Gewissenszweifel irgend einer hohen Person, oder auch die zur Schau getragene Eifersucht irgend einer edlen Dame, welche die süße Gewohnheit des Liebhaberwechsels abzulegen suchte, unangenehm zu berühren; und alsdann wurden Eheleute wie Maitressen gewaltig zornig, die Policeiagenten wurden in Trab gesetzt, die Rache ging ihren Gang, und das Ende vom Liede war, daß

irgend ein zufällig überraschter „rother Absatz“ *) in die Bastille marschirte, um daselbst sechs Monate lang fern von Madrid über das Vergängliche alles Schönen nachzudenken!

Auch Eifersüchteleien und Duelle wurden schnell durch einen geheimen Verhaftsbefehl beseitigt.

Bekannt ist die Geschichte der Herren von Alligre und Latude, welche in der Nacht vom 25—26. Februar 1756 auf wunderbare Weise aus der Bastille entwischten.

Am 6. Mai 1766 fuhr ein verschlossener und mit zahlreicher Escorte umgebener Wagen aus der Bastille und hielt am Quai der Erfrorenen bei den Thürmen der Conciergerie an.

Ein Greis stieg aus der Kutsche; es war Thomas Arthur von Lally, Generallieutenant des Königs. Ungeachtet mehrerer Siege über die Engländer wurde Herr von Lally angeklagt fast allen französischen Colonien in Westindien durch schlechte Verwaltung geschadet und sie ruinirt zu haben. Ueber eine solche Anklage entrüstet und seinem guten Recht vertrauend, stellte sich der unglückliche Greis freiwillig und wurde am 1. November 1762 in die Bastille abgeführt.

Nachdem Lally ausgestiegen war, ging er, von Garden umgeben, durch den schmalen Hof, welcher nach dem Quai zu hinausgeht; er stieg die sechs Stufen hinab, welche in die düstere Vorhalle der Conciergerie führen; da angekommen, winkten ihm zwei Schließer mit der

*) Ehemals Abzeichen des Adels in Frankreich.
Anm. d. Uebers.

Hand, er folgte ihnen in den gewölbten Corridor, welcher links vom Eingange war und wurde in einen Kerker gebracht, der auf einen kleinen Hof hinausging und deſſen hohe Mauern ihm nur einen ſchmalen Streifen Himmelsbläue ſehen ließen. Die Thüre war offen gelaſſen worden; einige Minuten darauf kam der Gerichtsſchreiber und las ihm das Erkenntniß des Parlaments vor, durch welches er zum Tode verurtheilt wurde.

„Aber was habe ich denn gethan?“ fragte Herr von Lally mit einer Stimme, in der ſchon mehr Reſignation als Verzweiflung lag und richtete ſeine Blicke auf die Thür, auf deſſen Schwelle der Geiſtliche des Gefängniſſes unbeweglich ſtand. Der Prieſter führte den Verurtheilten in die Kapelle und erſuchte ihn die letzten Tröſtungen der Religion bußfertig entgegenzunehmen.

„Ich bitte, mein Herr, laſſen Sie mich einen Augenblick allein,“ und Herr von Lally ſetzte ſich in einen Winkel der Kapelle, ſtützte den Ellbogen auf ſeine Knie und den Kopf in ſeine Hand, wie ein Mann, der über etwas nachdenkt.

Einige Minuten darauf ſtürzten ſich zwei verborgen geweſene Männer auf ihn und ergriffen ſeine rechte Hand die ſie emporhielten; in dieſer Hand hatte er einen ſpitzen Zirkel; ein Streifen Blut netzte ſeine linke Bruſt: ſchon hatte ſich Lally getroffen.

Der Befehl kam die Hinrichtung zu beſchleunigen. Man ergriff den Verurtheilten, band ihm die Hände mit Stricken zuſammen, ſteckte ihm einen Knebel in den Mund und legte ihn auf einen Karren. Alles dies geſchah ſchnell und haſtig, denn das Blut floß fortwährend aus ſeiner

Bruſt, und man wußte wohl, daß das Volk ſein Schauſpiel, die Gerechtigkeit ihren Lauf und der Henker ſeinen Lohn haben wollte.

Auf dem Grèveplatz angekommen, ſtieg der Greis auf das Blutgerüſt und ließ ſeine traurigen Blicke über die Menge hin, welche unter ihm ſummte, ſchweifen. Der Mundknebel, der ihn faſt erſtickte, verhinderte ihn auch nur ein Wort hervorzubringen. Er fiel auf die Knie nieder, ſtreckte den Hals hin, der erſte Schlag des Beiles ſchlug ihm ein Stück vom Kopf weg.... Das war eine Ungeſchicklichkeit des Sohnes vom Henker, eines jungen Mannes ohne Erfahrung in ſeiner Kunſt; ſein Vater ſtieß ihn weg, ergriff das Beil mit beiden Händen und der Reſt des geknebelten Kopfes rollte auf die Dielen des Schaffots herunter.

Man beerdigte den Beſtraften, deſſen vorderes Kopfſtück noch den Knebel im Munde trug, und am Abend wurde der Sohn des Henkers von ſeinem Vater hart getadelt. —

Herr von Lachalotais, Generalprocurator im Parlament von Bretagne, wurde bei Gelegenheit der Unruhen in dieſer Provinz im Jahre 1766 in die Baſtille gebracht. Voltaire erzählt in ſeiner Correſpondenz, daß dieſer Gefangene ſeine Memoiren mit einem Zahnſtocher und ein wenig in Waſſer aufgelöſtem Ruß geſchrieben habe.

Weltbekannt iſt die Eroberung und Zerſtörung der Baſtille durch das Volk im Jahre 89. Der damalige Gouverneur, von Launay, wurde ergriffen, in Paris herumgeführt, ermordet und dann noch zum Ueberfluß enthauptet. Die Gefängnißthüren wurden erbrochen, aber

man fand nur noch ſieben Gefangene, die im Triumph durch die Stadt getragen wurden. Kurz darauf wurde die Demolirung der Zwingburg beſchloſſen; die Steine derſelben verwendete man ſpäter zur Erbauung der Eintrachtsbrücke.

Bei der Zerſtörung des Grundes der Baſtille fand man in den unterirdiſchen Kerkern mehrere mit Ketten beladene Skelette, welche frommgläubig auf dem Friedhof von Saint-Paul begraben wurden.

Das Schloß von Saint-Germain.

Die Erbauung des alten Schlosses von Saint-Germain kann nicht weiter als bis in's Jahr 1525 zurückverlegt werden. Um diese Zeit ungefähr unternahm es Franz I., dem man bereits die Gründung der königlichen Schlösser Fontainebleau und Chambord verdankte, dies Schloß von Saint-Germain, welches seit jener Zeit so wie wir es noch jetzt sehen geblieben ist, wieder aufzubauen. Wir werden daher hier nicht die alte Burg beschreiben, welche an der Stelle des jetzigen Schlosses unter den Königen vor Franz I. schon bestanden hatte, und erwähnen blos, daß die vortheilhafte Lage zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit der Herren des Landes darauf hinlenkte, weshalb sich denn auch, wie alte Chronikenschreiber anführen, bereits im zweiten Jahrhundert eine königliche Wohnung in Saint-Germain befinden mochte.

Mehrere Schriftsteller haben sowohl die Vermählung Franz I. mit Claudia, als auch die entschiedene Vorliebe dieses Fürsten für dieses Schloß, in hochtönenden Phrasen zum Besten gegeben.

Aus Liebe zu Diana von Poitiers, welche die Schönheit der Landschaft und die Reinheit der Luft da-

hin gelockt hatte, geschah es, daß Franz I. das Schloß Saint-Germain aus seinen Ruinen neu erstehen ließ. In Folge einer eigenthümlichen Laune, welche die Galanterie jener Zeit allein begreiflich macht, ließ er dem Gebäude die Form eines gothischen D geben. Damit es dieser Residenz an keiner Annehmlichkeit fehle, verband er damit einen Park von vierhundert und sechzehn Morgen Flächenraum, der von einer Mauer eingeschlossen war und durch eine große Menge von Hirschen, Rehen und Ebern, die man aus dem Walde von Fontainebleau herbeischaffte, bevölkert wurde.

Mehrere Könige hatten eine besondere Vorliebe für Saint-Germain; unter Heinrich IV. wurde neben dem älteren Schloß eine neue königliche Wohnung aufgeführt, welche den Namen Neuschloß erhielt. Jakob II. ist der letzte König, der dieses Schloß zu seiner Residenz erkor, und mit den gekrönten Wirthen hat auch die Bedeutsamkeit desselben aufgehört. Die beiden Hauptgebäude haben durch diese Verlassenheit sehr gelitten. Das neuere Schloß existirte schon vor 1793 nicht mehr, und wenn das alte den Verheerungen der Zeit in der Revolution widerstanden hat, so hat man das der erstaunlichen Festigkeit seiner Bauart, welche die Hand der Verwüster fern davon hielt, zu verdanken. Es hat die Form eines unregelmäßigen Fünfecks und ist mit tiefen Gräben umgeben, die man mittelst zweier Zugbrücken überschreitet. Die mittlere Höhe desselben beträgt neunzig Fuß, von dem im Graben ruhenden Grunde an gerechnet.

Aus diesem ehemaligen Königspalast ist nun ein Correctionshaus für die Soldaten geworden. Laßt uns

in dieſes Haus treten; man ſieht nur junge, kräftige Leute, welche von ihren Kräften eine paſſende Anwendung zu machen lernen; Herzen, die für alle edeln Empfindungen ſchlagen, und ſich bemühen würdig befunden zu werden, um wieder die Uniform tragen zu können.

Dieſes Inſtitut iſt am 3. December 1832 durch königliche Ordonnanz gegründet worden. Die erſten Verſuche dieſer Art machte man in den Gebäuden des ehemaligen Collegiums Montaigu, welches zwiſchen dem Collegium Saint-Barbe und dem Pantheonplatz liegt, aber dieſe Localität wurde bald für die Menge der Detenirten unzureichend, und deshalb wählte man Saint-Germain. Die geräumigen Gemächer und Gallerien wurden in gewöhnliche Zellen umgewandelt, in die ſich die Gefangenen des Abends zurückziehen. Aus den Kellerräumen ſind dunkle Zellen entſtanden, welche Diejenigen zu bewohnen haben, die ſich der eingeführten Hausordnung nicht fügen. Die ungeheure Höhe der Waffen- und Gallaſäle iſt in zwei Stockwerke, welche Werkſtätten enthalten, getheilt worden, und das königliche Schloß kann jetzt fünfhundert Detenirte aufnehmen.

Dieſe Schöpfung iſt namentlich dadurch merkwürdig, daß die verurtheilte Militairperſon in ihrem Dienſtverhältniß nur ſuſpendirt iſt und nicht aufgehört hat ein Theil der Armee zu ſein, deren beſonderen Geſetzen ſie noch immer unterworfen bleibt. Wir führen nachſtehend einen Fall der guten Reſultate dieſes Inſtitutes an. Vor einiger Zeit hatten ſechzehn Detenirte ihre Strafzeit abgebüßt, oder es war ihnen theilweiſe der Reſt derſelben erlaſſen worden. Anſtatt nun das Schloß ſchnell zu ver-

laſſen, um ekelhaften Verlockungen, die ſie erwarteten, entgegen zu eilen, ſah man ſie in der Uniform der verſchiedenen Corps, zu denen ſie gehörten, und unter dem Befehl eines Unterofficiers, in Reihe und Glied aus dem Schloſſe marſchiren und in beſter Ordnung Paris, deſſen tauſendfache Verſuchungen ſie früher ſo oft zu Zügelloſigkeiten veranlaßt hatte, durchſchreiten und ſich geraden Wegs nach Verſailles begeben, wo ſie in der militairiſchen Disciplin die Stütze fanden, die ihnen zur Aufrechterhaltung der gefaßten guten Grundſätze Bedürfniß war. Weit entfernt, daß ihnen die ergriffene Vorſichtsmaßregel läſtig gefallen wäre, ſagten ſie dem Unterofficier, der ſie befehligt hatte, für ſeine bereitwillige Begleitung tauſend Dank.

Das Schloß von Amboiſe.

„Oſtwärts von Tours," ſagt ein alter Chronikenſchreiber, „liegt Stadt und Schloß Amboiſe, ein Ort, der ſich ebenſo durch ſeine liebliche Lage an den Ufern der Loire, wie durch alle Arten von Annehmlichkeiten des Lebens vor vielen andern bemerklich macht."

Von Julius Cäſar gegründet, von den Normannen zwei Mal zerſtört, wurde das Schloß Amboiſe von den erſten Grafen von Anjou, Sulpitius, Hugo und Ingelgar, wieder aufgebaut. Die Nachkommen des letzteren verſchönerten und vermehrten nach und nach die väterliche Burg, welche im Jahre 1341 an Philipp von Valois überging und nun eine königliche Reſidenz wurde. Ludwig XI. und Karl VIII. bewohnten das Schloß Amboiſe ſehr oft, aber namentlich unter dem letztgenannten Fürſten erreichte es eine hohe Stufe von Glanz und Bedeutſamkeit.

Auf einer ſoliden Maſſe ziemlich hoher Felſen, am Einfluß der Amaſſe in die Loire, gebaut, ſieht man die Umriſſe dieſes Schloſſes von der Brücke aus (deren hohes Alter der Chronikiſt Gregorius von Tours durch

seine Erwähnung bezeugt), und wird von der einen Seite durch den Fluß und von der Landseite durch einen breiten und tiefen, in den Felsen gehauenen Graben beschützt. Seine mit Zinnen versehenen und durch Strebepfeiler gestützten Mauern, seine runden Thürme und hohen spitzen Dächer und Giebel geben dem Ganzen das unverkennbare Gepräge gothischer Bauart. Mehrere Theile des Gebäudes verdienen ganz besondere Aufmerksamkeit. Die Kapelle, die sich durch großen Reichthum an architectonischen Verzierungen und sorgfältige Ausführung derselben auszeichnet, erinnert durch ihren etwas italienischen Baustyl den Beschauer daran, daß der junge König, welcher sie gründete, von Italien, welches er so schnell im Triumphe durchzogen hatte, sehr eingenommen gewesen sein mochte. Der Hauptbau der alten Veste ist ein starker, runder Thurm von vier und achtzig Fuß Höhe. Im Innern desselben befindet sich eine Steige ohne Stufen, oder vielmehr eine Auffahrt, deren Abschüssigkeit so wenig merklich und so eben ist, daß ein Wagen bis hinauf zur Dachplatte kommen kann, von welcher man eine überraschende Aussicht auf die so gerühmten Ufergelände der Loire hat.

Abgesehen von Thurm und Kapelle, besaß das Schloß bis auf die neuere Zeit noch ein anderes Wunderding, auf welches der Fremdenführer vorzüglich die Aufmerksamkeit der Besucher hinzulenken suchte. Dies war nämlich ein ungeheures Hirschgeweih mit Kopf, Hals und Brust von eben so riesenhaften Formen. Jeder war bei dem Anblick dieses gigantesken Hirschkopfes höchlich erstaunt, bis im Jahre 1700 Philipp V.,

König von Spanien, auf den Einfall kam, es genau zu unterſuchen, und ſiehe da, er fand, daß es das Produkt eines, zwar ſehr geſchickten, Künſtlers, aber doch nicht das Werk der Natur war.

Wichtige Begebenheiten, deren Schauplatz das Schloß Amboiſe war, verleihen ihm ein großes hiſtoriſches Intereſſe. Am 1. Auguſt 1469 ſtiftete Ludwig XI. hier einen Ritterorden, den er unter den Schutz des Erzengels Michael, welchen er mit ganz beſonderer Andacht verehrte, ſtellte, „weil er," wie es in der Einſetzungsurkunde heißt, „der erſte Ritter war, welcher zum Preiſe Gottes ſiegreich gegen den Teufel, den ewigen Feind des Menſchengeſchlechtes, kämpfte, ihn aus den Himmeln ſtürzte, und der den ihm geweihten Ort, genannt Mont Saint-Michel, immer tapfer gegen die Feinde unſers Königreichs bewahrt, geſchützt und vertheidigt hat." Dieſe Worte und die Deviſe des Ordens: Immensi tremor Oceani (der Schrecken des unermeßlichen Oceans) gaben einer alten Volksſage Bedeutung, nach welcher der Erzengel jedes Mal, wenn ſich die Engländer dem Mont Saint-Michel zu nähern ſuchten, Stürme in den Lüften erregte und das Meer von Alles zertrümmernden Orkanen zu hohem Wogenſchlag aufwühlen ließ.

Der Michaelsorden, der anfangs in ſo hoher Achtung ſtand, wurde ſpäter ſo ohne alles Maß zuertheilt, namentlich unter Catharine von Medicis, daß er all' ſein Renommee verlor, und nach Heinrichs II. Tode nur noch das „Halsband für allerlei Vieh" genannt wurde.

Die Erinnerungen, die an Karl VIII. auf Schloß Amboiſe erweckt werden, beziehen ſich nicht allein auf

die in so ausgedehntem Maße hier geschaffenen Bauwerke dieses Königs; er brachte einen Theil seines Lebens hier zu und sollte auch in den Mauern seines Lieblingssitzes sterben. Als er einst von einem Fenster herab dem Ballspiel mehrerer Ritter zuschaute, ging er, um es mehr in der Nähe zu sehen, in den Schloßgraben hinunter und stieß dabei so heftig mit dem Kopfe an eine niedere Thür, daß er einige Stunden darauf starb (1497). Diese unheilbringende Pforte wird noch gezeigt.

Im Jahre 1560, unter der so kurzen Regierung Franz II., erhöhte eine politische Begebenheit, die in der Geschichte unter dem Namen „die Verschwörung von Amboise" bekannt ist, noch die Berühmtheit dieser königlichen Residenz. Das scheinbare Haupt dieser Verschwörung, dessen eigentlicher Chef trotz seines beständigen Abläugnens der Prinz Conti war, hieß la Renaudie, der den Ruf eines tapfern Kriegshauptmanns genoß. Belleforest rühmt ihn zugleich als einen der beredtesten Menschen der damaligen Zeit. Bei einem Proceß, in welchen er in Betreff der Nutznießung eines Gutes verwickelt war, beging er eine Fälschung, die seiner Ehre schadete und sein Leben auf's Spiel setzte. Da der Herzog von Guise Renaudie's Flucht begünstigte, so ging er nach Genf und wurde Calvinist. Dann durchreiste er Deutschland und die Niederlande, um Verbindungen mit den Notabilitäten des Protestantismus anzuknüpfen. Da er aber einsah, daß es mit dem religiösen Eifer nicht allein gethan sei, und daß er, wollte er zu einem Ziele kommen, Ehrgeiz und Interesse anregen müsse, so ging er wieder nach Frankreich zurück, indem ihm der Herzog von Guise die

Erlaubniß hierzu, ſowie auch die nochmalige Reviſion ſeines Proceſſes verſchaffte.

Anſtatt an ſeinen Proceß zu denken, beſchäftigte ſich la Renaudie nur damit die Macht der Herzöge von Guiſe, der Widerſacher und Verfolger der Calviniſten, zu bekämpfen. Als er auf die Ergebenheit und Discretion einer Anzahl einflußreicher Männer rechnen zu können glaubte, entwickelte er ihnen ſeinen Verſchwörungsplan, den ſie für gut befanden. Eine in Genf ſtattgefundene Berathung entſchied, daß er, ohne ſeinem Gewiſſen zu nahe zu treten, noch die königliche Macht zu verletzen, Zuflucht zur Gewalt nehmen dürfe, um den König dem Einfluß der Guiſen zu entziehen. Die Verſchworenen vereinigten ſich am 1. Februar 1560 zu Nantes; la Renaudie hielt eine Rede an ſie, welche uns durch de Thou erhalten worden iſt. Dann ging er nach Paris und war ermächtigt daſelbſt funfhundert Mann Cavallerie und funfzehnhundert Mann Infanterie auszuheben. In Paris wohnte er bei einem Advokaten, Namens Avenelles, dem er das Unternehmen vertraute, der ihn aber aus Furcht und Zaghaftigkeit verrieth.

Der Hof, von dem Complott benachrichtigt, verläßt das unvertheidigte Blois, wo er ſich damals befand und begiebt ſich nach Amboiſe. Die Verſchworenen brechen in kleinen Abtheilungen, um keinen Argwohn zu erregen, ebenfalls dahin auf; aber in der Maße, wie ſie dort ankommen, bemächtigt man ſich ihrer; der Herzog von Nemours läßt ſie in die Gefängniſſe der Stadt werfen oder an die Mauerzinnen aufhängen, je nachdem er von ihnen neue Aufſchlüſſe erwartet, oder nicht. Von dieſem

Mißgeſchick in Kenntniß geſetzt, entſchließt ſich la Renaudie das Schloß Amboiſe anzugreifen und mit bewaffneter Hand zu nehmen. Er marſchirt durch den Wald von Chateau-Renaud, als ihm der junge Pardaillan, ſein Vetter, entgegentritt und mit der Piſtole in der Hand auf ihn losſtürzt; la Renaudie ſpringt vom Pferde und ſchlägt den jungen Mann mit zwei Schwerthieben zu Boden, aber ein Page Pardaillan's trifft ihn mit ſeiner Büchſe und ſtreckt ihn todt neben ſeinen Herrn nieder. Der Leichnam la Renaudie's wurde nach Amboiſe gebracht und mit folgender Inſchrift an den Galgen gehängt: La Renaudie, genannt Laforet, Haupt der Rebellen.

Das Schloß von Clisson.

Die Kriege in der Vendée, für die Bretonen so unheilbringend, waren namentlich für die Stadt Clisson äußerst nachtheilig. Die Einwohnerzahl dieser Stadt, die sich auf dreitausend erhoben hatte, ist auf zwölfhundert herabgesunken, seine Klöster, Kirchen sind verschwunden und das einst so furchtbare Schloß ist jetzt ein Trümmerhaufen. Wenn man aus der Stadt tritt, kommt man an eine halbzerstörte Pforte, die mit altem Gemäuer zusammenhängt und noch einen ziemlich imposanten Anblick gewährt. Unfern dieser Pforte erblickt man noch eine kleinere. Je weiter man vordringt, desto mehr sieht man die Spuren schrecklicher Verwüstung verbunden mit noch stehenden, altergrauen Mauerwänden. Im ersten Hofe links sind feuchte Keller, in die man hinuntersteigen kann; diese unterirdischen Räume, in welche das Tageslicht nur durch dichte Gitter eindringen konnte, waren die Gefängnisse des Schlosses.

Von dem ersten Hofe gelangt man in eine Bastion, in welcher zwei Ulmen stehen, deren starke, graue, bemooste Stämme deutlich genug das hohe Alter dieser Ruinen verkündigen. Nachdem man nun noch zehn Thore

und Pforten, die zum Theil durch Zugbrücken und durch, in die zehn Fuß dicken Wallmauern angebrachten, Fallgitter geschützt sind, hinter sich gelassen hat, kommt man in den zweiten Hof. Hier befanden sich die Wohnungen jener Kriegsmänner, welche aus ihrer Burg ein Gefängniß machten und die sich nur hinter unzugänglichen Wällen und Mauern in Sicherheit glaubten.

In der Mitte des Hofes befand sich ein Ziehbrunnen, der Zeuge der wildesten Grausamkeiten, die in den letzten Bürgerkriegen begangen wurden. Dieser Brunnen ist jetzt verschüttet... Eine Trauerweide, die seinen Rand beschattet, verkündet Vergessenheit dem Mörder und Theilnahme für das Opfer.

Tausend unbestimmte Gefühle bestürmen hier den Beschauer. Man sieht mit Staunen diese Befestigungswerke an, die mit dem Granit, auf dem sie ruhen, in Festigkeit und Dauer wetteifern zu wollen schienen. Gemächer befinden sich in dem Innern dieser alten Veste, so groß und mächtig, als wenn sie für Riesen bestimmt gewesen wären. Wenn irgend etwas einen richtigen Begriff von diesen colossalen Bauten geben kann, so ist es der Küchenheerd, der in zwei Kamine, jedes achtzehn Fuß lang und neun Fuß tief, getheilt ist.

Jetzt dringt die Sonne in diese Mauern, die ihr Licht einst nur durch schmale, vergitterte Oeffnungen empfingen; der Sturmwind pfeift in diesen verlassenen Sälen, die sonst von Waffengetöse wiederhallten; der Epheu rankt sich an den morschen Zinnen hinan, auf denen hochadelige Banner wehten; diese Thürme, die so oft den Angriffen der Menschen widerstanden, konnten den Stür-

men der Zeit nicht widerſtehen. Um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts war der Donjon ſchon halb zerfallen.

Die durch, in Stein gearbeitete, Kreuzbogen getheilten Fenſter, die Form der Zinnen und Mauerkränze, der ganze Plan der Gebäude, Alles deutet auf die mauriſche Architectur, die Tochter milderer Himmelsſtriche, hin, die unter unſerm trüben Himmel ſo eigenthümlich erſcheint.

Dieſe Veſte wurde von Olivier I. von Cliſſon, bei ſeiner Rückkehr aus dem erſten Kreuzzug, gegründet, und ihre vortheilhafte Lage auf einem Felſen und am Zuſammenfluß zweier Ströme ließ mit Sicherheit vermuthen, daß ſich ſchon früher ein feſter Bau auf dieſem Terrain befunden haben mochte. Der Sage nach wurde dieſe Burg an der Stelle eines alten Kaſtells erbaut, welchem römiſche, durch die Normannen zerſtörte, Fortificationen Platz gemacht hatten.

An dieſe altergrauen Ruinen knüpfen ſich die glänzendſten Erinnerungen der bretoniſchen Geſchichte. Hier wurde Olivier von Cliſſon, dieſer unverſöhnliche Feind der Engländer, dieſer Rival Montfort's, dieſer Waffenbruder Dugueſclin's, den, als Connetable von Frankreich, zu erſetzen er würdig befunden wurde, geboren.

Olivier von Cliſſon war erſt zwölf Jahre alt, als ſein Vater in Paris auf Befehl Philipps von Valois enthauptet wurde. In England erzogen, kam er in ſein Vaterland zurück, ſobald er die Waffen tragen konnte und nahm an den Streitigkeiten zwiſchen den Grafen von Montfort und von Blois thätigen Antheil. Die Schlacht bei Aurai endigte den Kampf zum Vortheil der letztern

(1364). Cliſſon, der zum Siege kräftig mitgewirkt hatte, war mit der Art und Weiſe, wie man ſeine Dienſte bezahlte, nicht zufrieden. Karl V. berief ihn an ſeinen Hof und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Der Waffenbruder Dugueſclin's geworden, unterſtützte er ihn mit Kraft, um das Königreich von der Plage der großen Freicorps, die damals in Frankreich ihr Weſen trieben, zu befreien (1370). Auf ſeinem Sterbebette bezeichnete Karl V. Olivier Cliſſon als den einzig Fähigen während der Minderjährigkeit Karls VI. die Würde eines Connetable von Frankreich zu üben. Er war es, der im Jahre 1382 die franzöſiſche Armee bei der Schlacht von Rosbeck befehligte, die für die Flamänder ſo unheilvoll war. In der Nacht vom 13. zum 14. Juni 1393 wurde er in der Straße Culture-Saint-Catherine in Paris von einer Rotte von zwanzig Meuchelmördern, an deren Spitze ſich Peter von Craon, der Rache gegen ihn hegte, angegriffen und für todt liegen gelaſſen.

Der unbeugſame Charakter Cliſſon's wurde zur Zeit, als Karl VI. wegen Geiſteszerrüttung unter die Vormundſchaft ſeiner Onkel gekommen war, die Urſache ſeines Untergangs. Der Zauberei angeklagt und zu einer Geldbuße von hunderttauſend Mark Silbers verurtheilt, zog er ſich ergrimmt auf ſein Schloß Joſſelin in der Bretagne zurück, wo er bald nachher ſtarb. Habgier und Geiz verdunkeln leider die großen Eigenſchaften Cliſſon's; ſein Nachlaß belief ſich auf eine Million und ſiebenmalhunderttauſend Livres, eine ganz ungeheure Summe, wenn man den hohen Werth des Silbers im vierzehnten Jahrhundert bedenkt. Vergeblich hat Saint-Foix ſich

bemüht sein Andenken wieder in ein gutes Licht zu bringen: die Stimme seiner Zeitgenossen klagt ihn mit zu viel Ueberzeugungskraft an, als daß es möglich wäre der Ansicht Glauben zu verschaffen, daß die Quelle seines enormen Vermögens eine ganz reine gewesen sei.

Als die Kriege der Ligue begonnen hatten Frankreich zu verwüsten, belagerte im Jahre 1588 Heinrich von Bourbon, König von Navarra, das Schloß Clisson. Da er es nicht nehmen konnte, so warf er sich auf Beauvais, dessen er sich bemächtigte. Nach dem Tode Heinrichs III. wollte der Herzog von Mercoeur, welcher das Haupt der Ligue in der Bretagne war und die Absicht hatte sich dieses Herzogthum anzueignen (auf welches er die Rechte des Hauses Blois, deren letzte Erbin seine Gemahlin war, geltend machte), — den Nachfolger dieses Fürsten nicht anerkennen. Die bretonischen Generalstaaten erklärten sich gegen ihn und die meisten festen Plätze blieben dem rebellischen Herzog verschlossen. Er belagerte das Schloß Clisson vergeblich.

Seit jenem Kampfe war dies Schloß vollständig verlassen worden. Schon fingen seine alten Mauern, seit zwei Jahrhunderten von keines Menschen Fuß mehr betreten, an in Ruinen zu zerfallen, als es der Krieg in der Vendée vollends unbewohnbar machte.

Die Ruinen des Schlosses von Clisson gehören jetzt einem Liebhaber von Antiquitäten, der sie aus Liebe zur Kunst schützt. Unglücklicherweise ist das Leben des Menschen kurz; der erbarmungslosen Speculanten aber giebt es viele. —

Das Schloß von Luynes.

Das Schloß von Luynes, das auf einem Felsen, nahe der kleinen Stadt gleiches Namens, liegt, wurde dem Anschein nach zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbaut. Die Thürmchen mit ihren von Schießscharten gebildeten Fenstern und die Wendeltreppen gehören ebensowohl, wie die in Ruinen zerfallenen Wälle und der große fast ganz zusammengestürzte Thurm, jener Epoche an.

Dies Schloß gehörte zu dem Landgute Maillé, welches im August 1619 von Ludwig XIII. zu Gunsten seines Günstlings, Karls d'Albret, Connetable von Luynes, zu einem erblichen Herzogthum erhöht und vergrößert wurde.

Karl d'Albret, der nichts als einen schönen Körper und den Willen besaß vorwärts zu kommen, war Leibpage Heinrichs IV., seines Pathen, und später Spaßmacher, Unterhalter des Dauphins (Ludwig XIII.) geworden. Er hatte sich dem jungen Prinzen durch sein Talent, Würger (eine Art Elstern) auf Sperlinge zu dressiren, angenehm gemacht, und dann hatte er sein Ansehn erhöht und befestigt, indem er in die religiösen Ideen des

jungen Königs einging und alle seine frommen Uebungen mitmachte. Ludwig XIII., welchem es Bedürfniß war zu spielen, zu beten, zu lieben und beherrscht zu sein, ließ seinem Spiel- und Betegefährten bald eine solche Macht über sich gewinnen, daß der Marschall d'Ancre und die Königin-Mutter darüber in Besorgniß geriethen.

Um dem Ehrgeiz Karls von Luynes, der ihn unter diesen Umständen nach Gefallen befriedigen konnte, Grenzen zu setzen und ihn zu gleicher Zeit zu sättigen, vertraute ihm Concini die Statthalterschaft von Amboise an. Allein diese Gunst stachelte nur die Ehrsucht des Günstlings noch mehr an; die argwöhnischen Vorsichtsmaßregeln und Vorschriften Concini's flößten ihm den Wunsch und die Kühnheit ein sich ihrer zu überheben, und sein ganzes Streben ging von nun an dahin die Würde eines Marschalls von Frankreich zu erlangen. Er machte den König zu seinem Vertrauten, indem er ihm die Luft einflößte selbst zu herrschen und die Schranken der Vormundschaft zu durchbrechen; denn zur Erreichung seiner Pläne war es durchaus nöthig mit einem Schlag den Minister und die Regentin zu treffen. Der Minister wurde ermordet und die Regentin nach Blois verbannt, und Ludwig XIII., der auf diese Weise seine Regierung begann, rief aus: „Jetzt bin ich König!" Aber er hatte blos die Vormundschaft gewechselt, denn von nun an regierte sein Günstling an der Stelle seiner Mutter.

Grenzenlose Habgier und Ehrsucht sind die Hauptcharakterzüge von Karl d'Albret; Stellen, Würden, Aemter, Ehrenbezeugungen, der Degen eines Connetable, die

Staatssiegel, Landbesitz, Geld, — nach Allem strebte seine gierige Hand, Alles wollte und nahm er für sich und die Seinigen, die, wie Ludwig sagte, in ganzen Schiffsladungen von Avignon an den Hof kamen, ohne daß ein einziger einen ganzen Rock auf dem Leibe gehabt hätte! Ueberdies war er ein höchst mittelmäßiger Kopf ohne Gedankenfülle und ohne administrative oder militairische Befähigung, der nur in der Vertheidigung seiner Macht, die so viele eifersüchtige und mächtige Mitbewerber angriffen, Talent zeigte. Allerdings mußte er um so mehr Gewandtheit und Anstrengung, um sich in der Gewalt zu behaupten, anwenden, als ihn der König endlich noch weniger liebte wie den späteren Richelieu, und er auch die Erhaltung seiner Verwaltung für das Wohl des Landes nicht für nützlich hielt.

Die Unordnung und Anarchie, welche nach Concini's Tode Drangsale aller Art über Frankreich verbreitet hatten, nahmen unter der Verwaltung des Herzogs von Luynes immer mehr zu. Der Bürgerkrieg organisirte sich förmlich, weil die Mißvergnügten die Königin-Mutter, welche der Herzog von Epernon aus Blois entführt hatte, an ihre Spitze stellen konnten. „Seit der berühmten Ligue," sagt ein Geschichtschreiber, „hatte man keine so furchtbare Partei in Frankreich gesehen." Ludwig XIII. und Maria von Medicis bekämpften sich und unterhandelten mit einander wie zwei gleichstehende Mächte. Der letzte, von Richelieu abgefaßte und am 16. August 1620 zu Brissac geschlossene Vertrag sollte wahrscheinlich eben so wenig wie die vorhergehenden gehalten werden,

als der Tod des Herzogs von Luynes den König von seinem Vormund befreite und ihn veranlaßte seiner Mutter die Autorität zurückzugeben, für welche sie drei Jahre lang gekriegt hatte.

Noch war dieser Bürgerkrieg nicht beendigt, als Luynes einen andern, gefährlicheren entzündet hatte, um seinen Connetabledegen einzuweihen und Ludwig XIII. immer in Athem zu halten. Von diesen Motiven angestachelt, wie auch durch die Unduldsamkeit seiner Meinungen (denn der Minister des Sohnes Heinrichs IV. hatte den Jesuiten erlaubt in Paris ihre Collegien wieder zu eröffnen) wollte er die den Protestanten unter der vorhergehenden Regierung gemachten Concessionen wieder nehmen. Ein Geist der Aufregung gährte damals in ganz Frankreich, denn wenn unbedeutende Gründe hinreichten Provinzen in Aufstand zu versetzen, so konnten gewichtige Ursachen um so eher das Auflodern einer großen Revolution zu Wege bringen. Der ganze Süden Frankreichs ergriff die Waffen, und Ludwig XIII. zog in's Feld, ohne sich an die Ermahnungen des alten Duplessis-Mornay, welcher dem Herzog von Luynes folgende hübsche Lehre gab, zu kehren: „Seine Unterthanen mit den Waffen zu bekämpfen, ist ein Zeichen der Schwäche. Die Regierungsgewalt ist wesentlich in dem freien Gehorsam des Volkes begründet; sie befestigt sich durch die Gerechtigkeit und Umsicht dessen, der regiert. Waffengewalt soll nur gegen auswärtige Feinde angewandt werden. Der selige König würde gewiß solche Staatsminister, die, unwissenden Aerzten gleich, keine anderen Mittel als Feuer und Eisen vorzuschlagen gewußt und ihm

gerathen hätten den kranken Arm mit dem gesunden abzuschneiden, ersucht haben noch einmal die Anfangsgründe der Politik zu buchstabiren."

Luynes, welcher seine militairische Befähigung zeigen wollte, ließ den weisen Rath Heinrichs IV. reden und führte die königliche Armee gegen die Protestanten. Aber er entehrte sein Feldherrnschwert, indem er gegen die festen Plätze der Calvinisten nichts vermochte, es dagegen aber zog, um das platte Land und unbefestigte Städte zu verwüsten. Er hatte sich so verhaßt und verächtlich gemacht, der König war seiner so müde, daß er gerade zur rechten Zeit starb und auf diese Weise der Ungnade entging. Was am meisten die Rohheit und Barbarei jener Zeit beweist, ist die Thatsache, daß der Connetable, kaum einem Fieber, welches ihm der Verdruß über sein Kriegsunglück zugezogen hatte, erlegen, — von seinen Domestiken, nachdem man seine Equipage geplündert hatte, nackend liegen gelassen wurde, wie er zu der Zeit gewesen war, als er mit seinen beiden Brüdern einen Mantel besaß.

Das Schloß von Blois.

Dieses Monument vergangener Zeiten trägt nicht den Charakter eines besonderen Baustyles; alle architectonischen Systeme findet man hier vereinigt, ja gewissermaßen unter einander gemischt, und man bemerkt leicht, daß die verschiedenen Theile dieser Gebäudemasse in sehr großen Intervallen entstanden sind. Die erste Gründung dieses Schlosses ist jedoch sehr alt, aber von den ursprünglichen Bauten ist bereits seit mehr als zwei Jahrhunderten nichts mehr zu sehen. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, als die Fürsten von Champagne ein neues Schloß auf dem Grund des alten erbauen ließen, war nur noch ein einziger Thurm übrig. Als Ludwig XII. noch Herzog von Orleans war, bewohnte er dieses Schloß oft und vergrößerte es durch ausgedehnte Bauten.

Der nach Osten zu gelegene Flügel wurde zu zwei verschiedenen Zeitperioden aufgeführt. Der älteste Theil desselben enthält den Saal, in welchem in den Jahren 1576 und 1588 unter Heinrich III. die Generalstaaten ihre Sitzungen hielten. Der Rest dieses Flügels wurde

vollends unter der Regierung des eben genannten Fürsten erbaut. Die ganze nördliche Partie dieses Palastes ist aus der Zeit Franz I. Große historische Erinnerungen knüpfen sich an diesen Schloßtheil; Heinrich II., Karl IX., Heinrich III. residirten daselbst, und hier war es, wo der Herzog von Guise unter den Dolchstößen der vom König gedungenen Meuchelmörder fiel.

Heinrich III., über die Kühnheit der Ligue bestürzt, hatte dem Herzog von Guise untersagen lassen sich Paris zu nahen. Dieser verschmähte jedoch die Befehle des Souverains und hielt seinen Einzug in die Hauptstadt. Heinrich schickt die Schweizergarden gegen ihn, aber die Bürger von Paris ergriffen die Partei des Herzogs; sie errichteten Barricaden und belagerten den Louvre. Genöthigt zu entfliehen, begab sich der König nach Rouen und von da in's Schloß von Blois, wohin er die Generalstaaten und zu gleicher Zeit, indem er eine Wiederversöhnung vorgab, den Herzog von Guise berief.

Die Generalstaaten eröffneten ihre Sitzungen am 16. October 1588. Der Klerus hatte hundert und vier und dreißig Deputirte, der Adel hundert und achtzig und eben so viele der dritte Stand. In der Eigenschaft als Großmeister des königlichen Hauses machte der Herzog von Guise in der ersten Sitzung die Honneurs. Ein Schriftsteller jener Zeit sagt hierüber: „Die Deputirten waren in den Saal getreten und die Thüre war geschlossen, der Herzog saß auf seinem Sessel, er trug ein Kleid von weißseidenem Stoffe, den Hut à la Bigearre aufgeschlagen, und seine dunkeln Augen durchdrangen die dichten Reihen der Deputirten, wie wenn er seine Diener

ſuchen und unterſcheiden und ſie mit einem einzigen Blick ſeines Auges in der Hoffnung, das Ziel ſeiner Wünſche, ſeines Strebens und ſeiner Größe bald erreicht zu haben, ſtärken und ihnen, ohne ein Wort zu ſprechen, ſagen wollte: Ich ſehe euch. Alsdann erhob er ſich, verneigte ſich vor der Geſellſchaft und ging, von zweihundert Edelleuten und Hauptleuten der Garden begleitet, den König abzuholen, welcher bald darauf voll Majeſtät, ſein großes Ordensband tragend, in den Saal trat."

Die Rede des Königs war voller Mäßigung; doch aber fühlten ſich die Liguiſten durch ſie beleidigt und nöthigten ihn einige Ausdrücke zu widerrufen. Die Vollziehung des Einigungsvertrags und deſſen geſetzliche Kraft durch die Einwilligung der Generalſtaaten war die wichtigſte Handlung, welche dieſe Verſammlung vornahm. Das große politiſche Intereſſe an den Zeitverhältniſſen trat als herrſchende Idee in allen Discuſſionen hervor und machte die Deputirten für jeden andern Gegenſtand gleichgültig, während doch die Bedeutſamkeit der Hauptfrage ſelbſt, die zu löſen war, Jeden, obgleich man es läugnete, unſchlüſſig machte, die Hand an's Werk zu legen. Zwei Monate waren in kleinen Feindſeligkeiten vergangen, die allein ſchon, wenn das überhaupt noch nöthig geweſen wäre, den böſen Willen des Herzogs von Guiſe offenbaren mußten. So nöthigte er den König in derſelben Zeit, als er ihn zwang den Krieg gegen die Hugenotten kräftig zu führen, zu einer bedeutenden Reduction der ohnehin unzureichenden Steuern ſeine Einwilligung zu geben, ſo daß es ihm unmöglich ward ſeine oben angeführte Verpflichtung zu halten. Der Hauptgedanke

des Herzogs, kurz vorher ehe er ermordet wurde, und der erste Punkt den er erobern wollte, war, sich von den Generalstaaten zum Connetable von Frankreich ernennen zu lassen.

Wenn auch die geheimen Umtriebe des Königs und der mannichfache Wechsel in der Dienerschaft des Hofes die Aufmerksamkeit des Herzogs nicht erweckt hätten, so würden ihm schon seine Freunde, argwöhnisch geworden, Klugheit und Vorsicht anempfohlen haben. Aber Guise, der nicht bedachte, daß Verzweiflung die Schwachen manchmal zu heftigen und extremen Entschlüssen treibt, beruhigte seine Anhänger und beruhigte sich selbst durch die Erinnerung aller der günstigen Gelegenheiten, die sein Feind, ohne sie zu benutzen, hatte vorbeigehen lassen. „Sie werden es nicht wagen!“ sagte er, weil sie es bisher nicht gewagt hatten, und er beharrte in seiner Meinung mit einer Blindheit, die Terrain für den Glauben der Fatalisten war, trotzdem daß ihm die zuverlässigsten Nachrichten über das Attentat, welches der König gegen ihn beschlossen hatte, zugekommen waren.

Die Ermordung des Herzogs von Guise ward im Geheimrath des Königs vorgeschlagen, es wurde darüber discutirt und abgestimmt; gleicherweise berathschlagte man über die Formen der Ausführung, über die Wahl und Stellung der Executoren, kurz, die Operation wurde lange hin und her bedacht, vorsichtig geprüft und vorbereitet mit wahrhaft merkwürdiger Kaltblütigkeit. Anquetil erzählt:

„Am 22. December 1588 ließ der König dem Herzog sagen, daß, da er den heutigen Tag unbehindert

haben wollte, er erſt morgen früh Rathsverſammlung halten werde; er (der Herzog) möchte ſich aber in den Saal begeben, da einige Gegenſtände verhandelt würden, die ſeine Freunde angingen. Als der Herzog daſelbſt ankam ſah er ſich von königlichen Garden, die abſichtlich dort aufgeſtellt waren, umgeben und ihn bis zur Treppe hinauf begleiteten, indem ſie ihn als den Großmeiſter des königlichen Hauſes baten, ihnen den Gehalt auszahlen zu laſſen. Als die Begleiter des Herzogs dieſe ſupplicirende Truppe ſehen, entfernen ſie ſich und gehen in ihre Appartements zurück. Sobald der Herzog in dem Rathsſaale iſt, wird die Thür geſchloſſen, die Garden ſtellen ſich auf ihre Poſten und verhindern es, daß neue Nachrichten, die dem Herzog zugeſchickt werden, bis zu ihm gelangen. Kaum iſt er eingetreten, ſo wird er blaß, ſei es nun wegen Unwohlſeins oder in Folge innerer Bewegung und Befürchtung; er beklagt ſich über Uebelkeit, doch ein herzſtärkendes Mittel ſtellt ihn wieder her. In dem Augenblick, als er ſich wieder beſſer befindet, bekommt er die Nachricht, daß ihn der König in ſeinem Cabinet zu ſprechen wünſche. Er grüßt die Verſammlung freundlich, verläßt den Saal, geht in das anſtoßende Gemach des Königs und von da in deſſen Cabinet. Wie er hier eben den Thürvorhang zurückziehen will, naht ſich ihm einer der gedungenen Mörder, Namens Saint-Malines, faßt mit der einen Hand nach dem Griff ſeines Degens und ſtößt ihm mit der andern einen breitklingigen Dolch von oben nach unten in die Kehle, während mehrere andere Officiere (gascogniſche Edelleute, die ohne beſtimmte Function im Dienſt des Königs waren)

ihn in den Kopf und Leib stoßen, um zu prüfen, ob er gepanzert sei. Der Herzog stößt einen tiefen Seufzer aus und ruft laut: „Ich sterbe; mein Gott, habe Erbarmen mit mir!"

In demselben Theile des Schlosses sieht man noch den Thurm, in welchem der Cardinal von Lothringen, der Bruder des Herzogs von Guise, eingekerkert und einige Tage nach dem Tode des letztern ebenfalls ermordet wurde.

Nach Morgen zu befindet sich ein anderer Flügel, der in zwei verschiedenen Epochen gebaut wurde. In dem ältesten dieser beiden Hauptgebäude befindet sich der Saal, in welchem, mit zwölfjähriger Unterbrechung, die Generalstaaten sich zwei Mal versammelten. Der älteste wurde unter Heinrich III., der eine besondere Vorliebe für diesen Palast hatte, vollendet.

Als später Gaston von Frankreich, Herzog vor Orleans, Eigenthümer des Schlosses von Blois geworden war, ließ er durch den berühmten Mansard ein neues Gebäude, das durch seinen reichen architectonischen Schmuck merkwürdig ist, aber nicht vollendet wurde, zu den alten hinzufügen. Vor dem Schlosse dehnt sich ein außerordentlich großer Hof aus, in welchem zwei prächtige Turniere gegeben worden sind, das eine zu Ehren des Prinzen von Castilien, als er sich mit Claudia von Frankreich vermählte, und das andere bei Gelegenheit der ehelichen Verbindung des Marquis von Montferrat mit der Schwester des Herzogs von Alençon.

Das Schloß von Blois hat zwei Frauen von sehr unähnlichem Charakter zum Ruhesitz und Zufluchtsort

gedient, nämlich, der Isabelle von Bayern, Gemahlin Karls VI., dieser schamlosen Messaline, welche Frankreich dem Untergang nahe brachte, und Valentinen von Mailand, der Gemahlin Ludwigs, Herzogs von Orleans, welcher von den Anhängern des Herzogs von Burgund schändlich gemeuchelt wurde. Als sie, in Blois einsam lebend, ihr Ende nahen fühlte, ließ sie ihre Kinder an ihr Sterbebett kommen; unter ihnen befand sich auch Dunois, den man, der Sitte damaliger Zeit zufolge, den Bastard von Orleans nannte. Valentine ermahnte sie den Ruhm ihres Hauses zu behaupten und namentlich die schändliche Ermordung ihres Vaters zu rächen. Dunois antwortete besser als die anderen. „Man hat ihn mir geraubt," rief sie aus, „ich sollte seine Mutter sein."

Diese Fürstin starb 1408 im acht und dreißigsten Jahre eines Lebens voller Mäßigung, Keuschheit, edler Charakterzüge und reiner Sitten in einer Zeit, wo gänzliche Verderbtheit des Herzens und schlechte Leidenschaften herrschend waren.

Die letzten hohen Personen, welche ein Asyl im Schlosse von Blois suchten, waren die Kaiserin Maria Luise, zweite Gemahlin Napoleons, und ihr Sohn, der König von Rom, die sich am 30. März 1814, als die Kanonen der Allirten vor den Thoren von Paris donnerten, hierher flüchteten.

Das Schloß von Tarascon.

Die Gründung der Stadt Tarascon wird von einigen Schriftstellern den Phöniciern zugeschrieben, doch kann diese Ansicht, da hierüber keine genauen Quellen vorhanden sind, bestritten werden. Mit Bestimmtheit kann man jedoch behaupten, daß diese Stadt unter der römischen Herrschaft schon eine gewisse Bedeutung hatte, denn sie stand unter der Obhut einer Citadelle, welche Arx Jovis hieß.

Die Stadt liegt am linken Ufer der Rhone, Beaucaire gegenüber. Eine prächtige Kettenbrücke, die sich auf eine, in der Mitte des Stromes befindliche, kleine Insel stützt, ist das durch Reisende und Waarenzüge belebte Verbindungsmittel zwischen der Provence und dem Languedoc.

Tarascon war ehemals mit ziemlich bedeutenden Fortificationen umgeben, jetzt aber sind seine Mauern und Zinnen größtentheils verfallen und es sind nur noch wenige der Bemerkung werthe Theile übrig geblieben; unter anderen eins der drei in die Wallmauer gebrochenen Thore, welches von edler und prachtvoller Archi-

tectur ist. Die Straßen der Stadt sind schön, mehrentheils gerade, regelmäßig und breit; die, welche nach dem Hauptplatz führt, ist mit Säulengängen geschmückt, die bei üblem Wetter Schutz gewähren. Es ist die einzige Stadt des Departements, wo solche in edlem Style aufgeführte, zugleich bequeme und elegante Hallen noch bestehen. Der Marktplatz ist zwar ein wenig klein, aber fast nur mit imposanten Häusern begrenzt. Unfern der Landstraße befindet sich der Corso, eine sehr hübsche und sorgfältig unterhaltene Promenade. Die Umgebungen der Stadt sind freundlich und angenehm, namentlich längs den Ufern der Rhone hin, deren schützende und mit Bäumen bepflanzte Dämme eine prachtvolle Aussicht gewähren.

Unter der Regierung Karls II., im Jahre 1256, ließen sich die Dominikaner in Tarascon nieder, wo sie, Dank der Freigebigkeit dieses Fürsten, mehrere ansehnliche Gebäude aufführen konnten, unter anderen die Kirche, welche noch heute den Namen ihres Ordens trägt und auf deren Frontispiz man ein allegorisches Basrelief einer wohlthätigen Handlung sieht. Diese Kirche erinnert an eine historische Begebenheit, welche wir nachstehend erzählen.

Ein Bürger von Tarascon, Namens Heinrich, ging eines Abends — es war zu den Zeiten der Ligue — in diese Kirche, um sein Gebet zu verrichten, und schlief darin ein. Als er erwacht, findet er die Thüren verschlossen und begiebt sich nun in einen Beichtstuhl. Es hatte gerade Mitternacht geschlagen, als Heinrich hört wie die Thüren geöffnet werden und beim Scheine der

Lampe, welche auf dem Chor brennt, sieht er mehrere Männer nach und nach hereintreten und heimlich mit einander sprechen. Heinrich horcht aufmerksam zu und vernimmt, daß die Geistlichkeit einem Theil der Liguisten unter dem Befehle Dampin's die Thore der Stadt öffnen will; er hört auch das Loosungswort der Verschworenen, welches hieß: la mort. Nun macht sich Heinrich schnell aus dem Staube, benachrichtigt die königlichen Behörden von diesem verrätherischen Beginnen und die Stadt wird gerettet. Dieser Mann, welcher vom König großmüthig belohnt wurde, erhielt bei dieser Gelegenheit von seinen Mitbürgern den Beinamen La Mort, welchen mehrere seiner Nachkommen noch heute führen.

Das Kloster der Kapuziner in Tarascon war ehemals sehr reich dotirt und hatte eine schön geschmückte Kirche; der letzte Prior desselben war der Pater Cherubin, General dieses geistlichen Ordens. Als dieser Mönch eine Mission nach Rom zu dem Papst Clemens XIV. erhielt, beauftragte er den berühmten Vien ihm sechs Gemälde in größtem Maßstabe, die Geschichte der heiligen Martha darstellend, für seine Klosterkirche zu liefern. Diese Gemälde sind glücklicherweise den zerstörenden Händen der Revolutionsmänner entgangen, und sind jetzt die Hauptzierden der St. Marthakirche in Tarascon, eben so zwei andere von Venloo, welche gleichfalls im Kapuzinerkloster sich befanden. Auch der große Saal des Rathhauses ist mit mehreren Gemälden geschmückt, welche einst die Wände jenes Klosters zierten.

Es ist eine allgemein in Tarascon verbreitete Sage, daß Martha, die Schwester der Maria Magdalena, mit

ihrer Dienerin in dieſe Stadt kam und den chriſtlichen Glauben dahin brachte. Das Land wurde damals von einem ungeheuren Drachen, den man nach dem Namen der Stadt „Taraske" taufte, verheert; Martha erwürgte ihn mit ihrem Gürtel und befreite ſomit die Einwohner von dieſem Schrecken.

Dieſe Legende, die mit denen der Gargouille von Rouen, des wilden Thieres von Gevaudan und mehreren andern ziemlich gleichlautend iſt, gab in der Folge zu ſonderbaren Feſten Veranlaſſung, welche jährlich am erſten Pfingſttage gefeiert wurden. Gleichförmig gekleidete Laſtträger holten nämlich gegen Mittag die Taraske und führten ſie zum Thore Jarnègues hinaus. Die Darſtellung der Taraske beſtand in einem Drachenungeheuer, das durch eine große Menge Tonnenreifen, die mit bemalter Leinwand behängt wurden, einen furchtbaren Umfang erhielt; ſein Kopf war ein Mittelding zwiſchen Stier und Löwen, die Füße hatten gehörige Krallen und der Schwanz war ſchuppig und in Windungen geformt. Dieſes ſchreckenerregende Bild wurde von einem Dutzend Männern getragen und einer kroch in das Innere der Taraske hinein, um deſſen Bewegungen zu erleichtern. Pulverſpeiende Raketen wurden in die Naſenlöcher des Thiers geſteckt und angezündet, ſobald der Zug begann. Die Bewegungen des Monſtrums waren entſetzlich anzuſehen, es zappelte am ganzen Leibe, wie wenn es von Wuth und Tobſucht beſeelt geweſen wäre. Mehr wie einmal war der Anblick dieſer ſcheußlichen Figur den Einwohnern des Landes unheilvoll geworden.

Das Schloß Tarascon ist das größte und prächtigste Baudenkmal des funfzehnten Jahrhunderts im südlichen Frankreich. Im Jahre 1400 begonnen, wurde es von König René, der es zur Residenz erkor und im Schloßhofe prachtvolle Turniere gab, vollendet. Diese Königswohnung ist ein Gefängniß geworden; bei dieser trübseligen Umwandlung hat es nun zwar seinen innern Schmuck verloren, aber doch seine äußere Majestät behalten. Die Form desselben ist ein Viereck von bedeutender Höhe, hat nach der Stadt zu zwei schöne runde und nach der Rhone zu gelegen zwei mehreckige Thürme zum Schutz. Eine Ringmauer, die mit mehreren viereckigen Thürmen besetzt ist, erstreckt sich nach der Nordseite hin. Wenn man auf der Rhonebrücke steht, sieht man das ganze Schloß in seiner imposanten Masse auf dem östlichen Ufer vor sich liegen, während auf der entgegengesetzten Flußseite die fantastisch-geformten Thürme von Beaucaire sich erheben. Naht man sich von der Landseite Tarascon, so sieht man das Schloß schon von fern, das sich durch seine weiße Farbe und Höhe (es überragt die größten Gebäude der Stadt bedeutend) am Horizont in kräftigen Umrissen abzeichnet; es ist noch von so festem, frischem Aeußeren, daß man ihm ein Alter von vier Jahrhunderten nicht zutraut. Alle Grafen von Provence haben dieses Schloß, und zwar sehr oft, bewohnt; sie hielten hier Hof, gaben Carousels; auch war es der Schauplatz des im Monat Juni 1449 von König René gegebenen berühmten Turniers, von welchem die alten Historiker der Provence mit so großer Begeisterung sprechen.

Das Spiel des Drachenzuges wurde in diesem Schloß in Gegenwart Königs René und seiner zweiten Gemahlin, Johanna von Laval, mehrmals gefeiert, und die Tarasque wurde alle Jahre zum ersten Pfingsttage unter Lärm und Jubel dahin begleitet; aber seit 1789 wird dieses Spiel nur bei außerordentlichen Gelegenheiten aufgeführt und wahrscheinlich wird es bald ganz der Vergessenheit anheim gefallen sein.

Das Schloß von Pleſſis-les-Tours.

Dieſes Schloß, welches ehemals Montils-les-Tours genannt wurde, gehörte dem Herrn Hardouin von Maillé, Kammerherrn Ludwigs XI., und wurde von dieſem um die Summe von fünftauſend und funfzig Goldthalern, (ungefähr funfzigtauſend Francs), erworben. Der König ließ das alte Schloß niederreißen, und an deſſen Stelle ein neues erbauen, welches er Pleſſis-les-Tours nannte.

Dieſer Palaſt hatte in ſeinem Aeußeren nichts Bemerkenswerthes, weder hinſichtlich ſeiner Eintheilung noch ſeines Bauſtyles und hat ſeine Berühmtheit nur dem vieljährigen Aufenthalt Ludwigs XI. zu verdanken, mit deſſen einfachem Geſchmack und düſterm Charakter es übrigens ſehr im äußern Anſehen harmonirt.

Zu Anfang ſeiner Regierung verſammelte Ludwig XI. auf dem Schloſſe Pleſſis eine Anzahl von Prälaten und vornehmen Herren unter dem Vorwand, ihre Meinung über die Maßregeln zu vernehmen, um die ſich im ganzen Lande kundgebende Unzufriedenheit mit der Staatsverwaltung zu beſchwichtigen; ſein eigentlicher Zweck war aber ihre Geſinnungen zu ergründen und zu erfahren, wel-

che zu ſeinen Freunden und welche zu ſeinen Feinden er rechnen dürfe. Der Herzog Karl von Orleans, welcher in dieſer Verſammlung für die Fürſten das Wort führte, hielt es für ſeine Pflicht dem Könige Bemerkungen über die hohen dem Volke auferlegten Steuern, ſowie über die despotiſche Richtung der Regierung zu machen. Der König war über dieſe Vorſtellung und Ermahnung um ſo mehr aufgebracht, als er ſich deren Richtigkeit nicht verbergen konnte. Er machte deshalb dem Herzog in Gegenwart der ganzen Verſammlung Vorwürfe in ſo harten und beleidigenden Ausdrücken, daß Karl wenige Tage darauf an den Folgen eines durch Aerger und Ingrimm ſich zugezogenen Fiebers auf ſeinem Schloß von Amboiſe ſtarb.

Das Schloß Pleſſis war Zeuge einer der grauſamſten Rachethaten, die Ludwig XI. verübt hat. Bekanntlich trieb Johann Balue, der aus einem gewöhnlichen Geiſtlichen nach und nach Biſchof von Angers, von Evreux und von Arras, Cardinal von Sainte-Suzanne und als Staatsminiſter Mitwiſſer aller Geheimniſſe des Königs wurde, das Vergeſſen ſeiner Pflichten ſo weit, daß er an ſeinem Herrn zum Verräther wurde, indem er Alles, was im Geheimrath beſchloſſen ward, dem Herzog von Burgund mittheilte. Nachdem ſeine Correſpondenz mit dem Herzog aufgefangen worden war, ließ ihn der König in einem Kerker des Schloſſes in einen ſogenannten eiſernen Käfig, in welchem er weder liegen noch ſtehen konnte, einſperren. Es wird verſichert, daß Balue ſelbſt dieſe ſchreckliche Erfindung gemacht habe und zugleich der erſte war, welcher die entſetzliche Strafe darin erlitt.

In der letzten Zeit ſeines Lebens, wo er, von Furcht und Gewiſſensunruhe verzehrt, düſter und mißtrauiſch bis zum Uebermaß geworden war, ſchloß ſich Ludwig XI. förmlich von aller Welt ab und lebte bis zu ſeinem letzten Athemzug, nur umgeben von Triſtan l'Ermite, ſeinem Gevatter und Henker, und von Olivier-le-Daim, ſeinem Barbier, auf dem Schloſſe Pleſſis-les-Tours. In ſolcher Geſellſchaft ſchleppte er ſeine matten, ſchlaffen Gliedmaßen auf einer langen Gallerie hin und her, und das einzige Vergnügen, welches er, wenn er zum Fenſter hinausſah, vor ſeinen Augen hatte, war der Anblick von eiſernen Gittern, Ketten und ganzen Alleen von Galgen, die gleich Landſtraßen zu ſeinem Schloſſe, das mit tauſenden von Fuchseiſen umſtellt war, führten. Triſtan ſtrich immer um dieſe Galgenſtraße herum, und jeder Unbekannte, der ſich da ertappen ließ, wurde ohne weitern Proceß gehängt und ertränkt. Kämpfe zwiſchen Katzen und Ratten, der Tanz junger Bauern und Bäuerinnen, welche deshalb in den Schloßhof geführt wurden und der Anblick ländlichen Glückes und unbefangenen Weſens, das war es, was dem Antlitz des Tyrannen einen etwas weniger grämlichen Ausdruck verlieh. Auch trank er das Blut kleiner Kinder, um ſich zu verjüngen, ein Heilmittel, welches dem Temperament des Kranken ſehr angemeſſen ſchien. Man machte für ihn, ſagen die Chronikenſchreiber, fürchterliche und wunderbare Arzneien. Angſt und Gewiſſensbiſſe, die gerechte Strafe für alle diejenigen, welche Blut vergießen, machten ſeine letzten Lebenstage qualvoll; er verlangte unter bitteren Thränen von einem Eremiten, den er von Calabrien hatte

kommen lassen, daß er ihn dem Leben erhalte. Aber er mußte doch sterben. Ludwig XI. war der erste, welcher den Namen „allerchristlichster König" trug, und die Protestanten zerstreuten seine Asche nach allen Winden hin: die Ueberschreitungen religiöser und politischer Freiheit entweihten das Grab desjenigen, welcher die Macht der Religion gemißbraucht und schlecht angewendet hatte.

Unter Ludwigs XI. Regierung gab es wenige große Männer; wie konnte es auch anders sein? Die eiserne Hand des Despotismus drückt den Geist darnieder und läßt keine bedeutenden Menschen entstehen. Die Geschichte hat indessen die schöne Antwort aufbewahrt, welche Johann von la Vacquerie, erster Präsident des Parlaments von Paris, dem König bei Gelegenheit eines Edictes gab, welches dieser wackere Beamte mit dem öffentlichen Wohl für unvereinbar hielt. „Was verlangt Ihr?" sagte der König zu ihm. — „Den Verlust unserer Stellen," antwortete la Vacquerie, „ja selbst den Tod eher als Gewissensbisse."

Als im Jahre 1440 Johannes Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden hatte, war Ludwig XI., und es gereicht zu seinem Ruhme, weise genug, die Verbreitung dieser edlen Kunst in Frankreich zu begünstigen. Philipp von Commines, der unter seiner Regierung lebte, ist einer der wenigen guten Schriftsteller jener Zeit. Seine Memoiren, die anspruchslos und doch so gründlich sind, zeigen auf bewundernswerthe Weise, welchen Einfluß die Politik Ludwigs XI. auf sein Land wie auf ganz Europa ausübte.

Unter der Regierung Ludwigs XVI., im Jahre 1778, wurde das Schloß Pleſſis-les-Tours, das ſich zu einer königlichen Reſidenz wenig mehr eignete, in ein Armenhaus umgewandelt. Als es ſpäter (1794) Nationaleigenthum geworden war, kauften es Speculanten an, die es beinahe gänzlich zerſtörten. Jetzt iſt nur noch ein kleiner Theil davon übrig geblieben, der durchaus ungenügend iſt einen richtigen Begriff von dem Zuſtande deſſelben im funfzehnten Jahrhundert zu geben.

Das Schloß von Azay-le-Rideau.

Beinahe alle Schlöſſer haben — wie es deren Anſchauung beweiſt — eine anmuthige Lage. Das von Azay erhebt ſeine hohen Mauern auf einer, vom Indre gebildeten, Inſel, und gewiß giebt es nichts Pittoreskeres, als ein großes und ſchönes Schloß, das von Waſſer umgeben und von Bäumen umſchattet iſt. Azay verdient wegen der Mannigfaltigkeit und dem Reichthum ſeiner architectoniſchen Zierden unter die Zahl der ſchönſten Monumente des Renaiſſanceſtyles gereiht zu werden.

Die Gebäude, die jetzt noch vorhanden ſind, gehören allerdings nicht ganz jener Kunſtepoche an. Der große ſtarke Thurm weiſt unbedingt auf das Daſein einer ehemaligen Ritterburg hin. Die übrigen vorhandenen Gebäude ſollen aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſtammen. Der ganze Schloßraum, welcher jenen alten Thurm und die beiden Hauptgebäude, die mit vielen Thürmchen geſchmückt ſind, in ſeine Ringmauer einſchließt, iſt auf Pfählen gegründet und gewährt in ſeiner Ganzheit einen eben ſo freundlichen als impoſanten Anblick. Die alten feſten Mauern werden von den Wellen des Indre benetzt,

welcher sich, nachdem er das Schloß umrauscht und vereinigt hat, nochmals theilt und mehrere kleine, von Baumgruppen beschattete, Inseln bildet.

Wenn man die im Schloß Azay befindlichen Archive durchsieht, so findet man eine große Reihenfolge von Seigneurs darin verzeichnet, welche es seit dem dreizehnten Jahrhundert bewohnt haben. Hugo Ridelley, Sire von Azay, beginnt diese Liste.

Weshalb ist dem Schlosse der Beiname le Rideau (Vorhang) beigelegt worden? Man kennt die Ursache nicht, vermuthet aber, daß er von der Lage des Schlosses auf einer Insel und von dessen Einhüllung und Umschattung durch die großen auf ihr sich befindlichen Bäume herkommt.

Die alte Herrschaft Azay ist aus dem Besitz Franz I. nach und nach übergegangen auf die Dauphins von Auvergne, auf mehrere Herren der Familien der Montpensier, Sancerre, Cossé, Saint-Gelais, Lansac, Lusignan und Vassé.

Franz I. besuchte diese alte Burg sehr oft, die ihm gewissermaßen als Lustschloß diente. Was gab es auch Anmuthigeres, als den Hofhalt dieses Königs und die artige Sitte der Hofdamen der Königin, diese jungen adeligen Mädchen, welche zu intimen Verhältnissen im Palaste dienten. Wenn der König in Fontainebleau, Azay, Saint-Germain oder Chambord auf die Hirschjagd ging, so begleitete ihn diese anmuthige Schaar junger Mädchen und seine Majestät ergötzte sich mit ihnen, wenig sich darum kümmernd, daß man ihn einen sittenlosen Fürsten nannte. Der Hof Franz I. war, wie Brantome sagt, schon

recht hübsch verdorben: „Ein Hof ohne Frauen, äußerte einst dieser galante König, ist ein Jahr ohne Frühling, ein Frühling ohne Rosen, ein Garten ohne Blumen, und gleicht eher dem Hofe eines türkischen Satrapen, als dem eines allerchristlichsten Königs.“ Wenn der König sich einmal auf eins seiner Schlösser, ohne die Frauen mitzunehmen, begab, eine Sache, die übrigens sehr selten vorkam, „so waren wir, sagt Brantome, verwundert, zerstreut und verdrießlich, und die acht Tage, die wir von ihnen und ihren schönen Augen getrennt waren, kamen uns wie eine Ewigkeit vor, und immer fragten wir uns: wann werden wir wieder am Hofe sein, indem wir nicht den Ort als den Hof bezeichneten, wo sich der König befand, sondern den, wo die Königin mit ihren Damen war.“

Franz des Ersten Wunsch und Absicht war es, den chevalerésken Geist alter Zeiten wieder zu beleben, nicht daß er ein Institut, welches mit den Ideen und Sitten des Feudalismus langsam zu Grabe ging, wieder heraufbeschwören wollte; aber es gefielen dem ritterlichen Sinne des tapfern Monarchen diese stolzen Heldenthaten, guten Schwerthiebe, diese Zweikämpfe mit blankgeschliffenen Klingen, die so hübsch zu Frauenliebe und zur süßen Freiheit in Sitten und Reden paßten. Nie hatte man so viele Turniere gesehen, und niemals waren sie mit größerer Kühnheit bestanden worden; zur Ehre seiner Herzensgeliebten brach man eine Lanze, Könige, Prinzen von Geblüte, wie einfache Ritter. Wie schön waren die mit tausend Farben geschmückten Tribunen anzuschauen! welch' reicher Kranz edler Damen, die inmitten von Trophäen

und Wappenschilden sitzend, dem Tapfersten den Preis ertheilten! Daher sind auch alle in jener Epoche erbauten Schlösser überreich an galanten Devisen, an in einander verschlungenen Buchstaben, welche von Amoretten getragen werden, und das Schloß von Azay erinnert mehr, wie jedes andere, an diese Eigenthümlichkeiten einer längst vergangenen Zeit.

Das Schloß Braisne bei Soissons.

Soissons war schon lange vorher, ehe sich die römische Oberherrschaft über Gallien erstreckte, eine bedeutende Stadt, nur war sie nicht befestigt, und Cäsar war der erste, welcher sie mit Fortificationen umgeben und zwei feste Burgen nebst einigen anderen Bauwerken aufführen ließ, von denen noch einige Trümmer zu sehen sind. Diese Stadt gehörte damals zu den Niederlanden und war, wie wir schon bemerkten, von großer Bedeutung. Mehrere römische Kaiser, unter anderen Tiberius und Nero, hielten sich in Soissons auf und alle trugen sie zu deren Vergrößerung durch ansehnliche Bauwerke bei, bis endlich Klodwig, der erste christliche König, der einen Theil Galliens erobert hatte, seine Residenz in Soissons aufschlug, wodurch es gewissermaßen die Hauptstadt Frankreichs wurde. Hier war es, wo dieser König seine Vermählung mit Klotilde feierte, welche ihren Gemahl zum christlichen Glauben bekehrte und später unter die von der katholischen Kirche verehrten heiligen Frauen aufgenommen wurde.

Nachdem Klodwig, dem Tode nahe, sein Reich unter seine vier Söhne getheilt hatte, fiel der Theil von Soissons an den ältesten, an Klotar. Später, nachdem

er seinen Sohn, der sich gegen ihn empörte, besiegt und seine Vettern hatte ermorden lassen, wurde er alleiniger König der Franken. Darauf verließ er aber, von Gewissensbissen verzehrt, Soissons und begab sich nach Noyon zu dem später heilig gesprochenen Bischof Medardus, um von ihm Vergebung seiner Sünden zu erhalten; aber in dem Augenblick, als der König in Noyon ankam, gab der Heilige seine Seele Gott zurück. Klotar ließ den Leichnam des frommen Prälaten nach Soissons bringen; er folgte dem Leichenzuge zu Fuß, das Haupt mit einem schwarzen Schleier bedeckt, und ließ die kostbaren Ueberbleibsel des angebeteten Mannes in der Kapelle des Schlosses von Crouy beisetzen, das Klodwig und Klotilde bewohnt hatten, und welches er sich zur gewöhnlichen Residenz erkor, obgleich er Paris und alle großen Städte des Königreichs besaß. Große Arbeiten ließ er gleich darauf vornehmen, um aus dieser Kapelle ein Denkmal großer Pracht zu machen; da sie aber durch den Tod des Königs unterbrochen wurden, so geschah die Vollendung des Gotteshauses erst später durch die mit der Kapelle verbundene Geistlichkeit, welche, in dankbarer Erinnerung der guten Werke dieses Fürsten, seinen Körper neben den des frommen Bischofs von Noyon beisetzten.

Nachdem diese Kapelle sich so bedeutend vergrößert hatte, wurde bald ein Kloster, das dem heiligen Medardus gewidmet ward, damit verbunden; dann entstand aus dem Kloster eine Abtei, welche so bedeutend wurde, daß ihr mehrere Päpste ganz außerordentliche Privilegien bewilligten, ja sogar auch einige Concilien sich hier versammelten. Die Mönche dieser Abtei waren zahlreich und

mächtig. Fast alle Priors derselben hielten es ihrer Ehre und Würde angemessen, auch einige materielle Spuren von ihrer Herrschaft zurückzulassen; auch hat sich diese Kapelle im Laufe so vieler Jahrhunderte wunderbar erhalten und selbst jetzt, nach so vielen politischen Stürmen, welche die äußere Gestalt von ganz Europa verändert haben, kann man zu Soissons unter den Gewölben der Abtei St. Medardus noch immer die Steinbilder Klotars und seines Sohnes Karibert sehen.

Soissons wird in mehr als einer Hinsicht rühmlichst in den Jahrbüchern des Christenthums genannt. Diese Stadt war es, in welcher sich unter Kaiser Diocletian zwei arme Handwerksleute, St. Crispin und St. Crispinianus, dem Predigen und der Ausbreitung des Christenthums widmeten. Dieser fromme Eifer gefiel den Römern nicht, denn auf Befehl Diocletian's wurden sie in den Kerker geworfen und mußten die schrecklichsten Qualen erdulden, erlitten aber lieber den Tod, ehe sie ihrem Glauben untreu wurden. Auf diese beiden Märtyrer folgten Sixtus und Sinicus, durch deren frommen Eifer die Bewohner von Soissons große Fortschritte im katholischen Glauben machten; auch sie wurden canonisirt.

Soissons war ehedem reich an Reliquien; man zeigte daselbst ein Manuscript des heiligen Augustin, einen Gürtel und einen Schuh der heiligen Jungfrau, die Reliquien des heiligen Medardus, welche mit den der oben erwähnten Märtyrer und anderer Heiligen eine sehr zahlreiche Sammlung bildeten.

Zur Zeit Karls des Großen und unter der Regierung seines Sohnes, Ludwigs des Frommen, stand Sois-

sons auf dem Höhepunkte seines Glanzes. Unter diesen beiden Herrschern wurde die Abtei des heil. Medardus beträchtlich bereichert; auf dieses glückliche Gedeihen folgten jedoch Kriegsunruhen, Revolutionen und die feindlichen Einfälle der Normannen, welche die reiche Abtei plünderten; sie erholte sich zwar einigermaßen wieder, war aber von jener Zeit an nur ein schwacher Widerschein ihrer ehemaligen Größe, und jetzt sieht man nur noch Spuren von ihr, die jedoch immer noch imposant genug sind, um die Bewunderung der Alterthums- und Geschichtsfreunde zu erregen.

In Soissons war es auch, wo die Königin Fredegonde, verhaßten Andenkens, sich aller ihrer Wuth und Rachsucht hingab, und wo der berühmte Abailard gezwungen wurde sein Buch zu verbrennen und vor seinen Richtern und Henkern Buße zu thun.

Nachdem Soissons einen so bedeutenden Platz in der französischen Geschichte eingenommen hat, ist es jetzt zu einer stillen, bescheidenen Stadt herabgesunken, deren ehemalige Wichtigkeit sich nur noch durch die bis auf unsere Zeit gekommenen Fragmente und Ruinen offenbart. Außer den schönen Trümmern der Abtei St. Medardi und der königlichen Schlösser, erblickt man hier auch noch die Ruinen des Schlosses von Braisne, der ehemaligen, an der Stadt gelegenen Veste, deren hohe, von der Zeit geschwärzte Thürme, starke Mauern und breite Gräben (von einer üppig wuchernden Vegetation belebt) ihre einstige Macht und Größe bezeugen.

Das goldene Thor zu Fréjus.

Man weiß nicht, in welche Zeit man die Gründung von Fréjus verſetzen ſoll. Dieſe Stadt war ſchon von Bedeutung zur Zeit Cäſars, der ſie vergrößerte und ihr den Namen Forum Julii beilegte, aus dem man Frejuls, alsdann Fréjus gemacht hat. Der Hafen der Stadt ſtand mit dem Meere durch einen breiten und tiefen Kanal in Verbindung und war ſo groß, daß Auguſtus die dreihundert Schiffe dahin bringen ließ, welche er bei der Schlacht von Actium erobert hatte.

Das Gedeihen dieſes Ortes war bis ins zehnte Jahrhundert in fortwährendem Zunehmen, aber als ihn damals die Sarazenen genommen hatten, plünderten ſie Fréjus und legten es in Aſche. Da nun von dieſer Zeit nichts mehr für den Hafen gethan wurde, ſo füllte er ſich mit Sand und Schlamm an, welchen ein reißender Strom, genannt Rivière d'argent (Silberfluß), herbeiführte, ſo daß ſich die großen, in den Stein gekitteten, bronzenen Ringe, an welche man die Schiffe anlegte, jetzt eine halbe Stunde von der Stadt befinden.

Eine große Menge antiker Bauwerke, die trotz der Zerstörungen der Zeit und der Kriege stehen geblieben sind, beurkunden den ehemaligen Glanz von Fréjus; dies sind Thürme, Wasserleitungen, Mauern, Statuen, Triumphbogen. Das am besten erhaltene Monument ist aber ohne Zweifel das goldene Thor, ein Name, den es von den zum Zusammenfügen angewendeten Nägeln, deren Köpfe von Gold sind und wovon man noch einige bewahrt, bekommen hat. Dieses Thor, welches zur Communication zwischen Stadt und Hafen diente, ist so fest, daß, obwohl einer der Pfeiler stark beschädigt ist und an seiner Basis nur noch den dritten Theil seiner ursprünglichen Stärke hat, er nun auf diese Art schon seit Jahrhunderten besteht, ungeachtet des außerordentlich schweren Mauerwerks, das er tragen muß. Das goldene Thor war eigentlich ein Triumphbogen, dessen ursprüngliche Pracht einige naheliegende Häuser, die aus dessen Trümmern gebaut sind, noch darthun; diese bestehen aus marmornen Capitälern, Basreliefs und fragmentarischen Sculpturen.

Die anderen Hauptspuren aus der römischen Oberherrschaft findet man in einem Circus und einem sehr großen Aquäduct, welcher das Wasser der Siagne in die Stadt leitete. Die Umgürtung des Circus ist gut erhalten, und wenn man die Arena von dem sie sieben bis acht Fuß hoch bedeckenden Schutt säubern wollte, so würde man sie höchst wahrscheinlich noch ganz unverletzt finden; in dem oberen Theil bemerkt man einige zertrümmerte Karniese, aber die Sitze sind ganz verschwunden. Was die Wasserleitung anbelangt, die auf einer oder zwei Reihen Bogen, je nach der mehr oder minderen

Erhöhung des Terrains, ruhen, so sieht man an diesem Prachtwerke recht die Macht und Kunstfertigkeit des Menschen. Die noch stehenden zwölf Arkaden haben nicht weniger als vier und zwanzig Fuß Höhe und die Wasserleitung, welche auf ihnen ruht, ist vier Fuß hoch. Je weiter die Arkaden von der Stadt entfernt stehen, desto niedriger sind sie und stoßen endlich an einen unterirdischen Kanal, welcher durch Berge und Felsen sechzig Kilometer*) weit geht, in Monts endet und hier Wasser aufnimmt. Dieser Aquäduct konnte sehr leicht hergestellt werden und hätte dann fortwährend die Stadt mit hinreichendem und gesundem Wasser versehen ... aber anstatt ihn wieder in guten Stand zu setzen, hat man ihn ruhig von der Zeit zerstören lassen, ja es haben sich selbst wahrhaft barbarische Verwaltungsbehörden nicht gescheut, Privatleute zu ermächtigen, den Aquäduct zu demoliren, um daraus die nöthigen Materialien zu einigen elenden Bauten zu ziehen. Uebrigens galt Fréjus, das ohne Brunnenwasser und von Sümpfen umgeben war, lange Zeit als eine der ungesundesten Städte Frankreichs; doch es scheint, daß dieser Zustand sich gebessert hat, weil, wie ein neuerer Schriftsteller sagt, die Sümpfe vertrocknet sind und die Stadt Ueberfluß an Trinkwasser hat. „Es sei mir erlaubt, sagt dieser Autor, mein Erstaunen auszudrücken, wie neuere Geographen fortfahren können Fréjus für eine der Gesundheit unzuträgliche Stadt auszugeben. In früheren Zeiten konnte diese Behauptung wahr sein, jetzt beruht sie aber auf einem Irrthum. Es giebt Sachen,

*) Ein Kilometer ist = 3079 Fuß. A. d. Ueberf.

welche man nur aus dem Grunde immer und immer wiederholt, weil sie einmal behauptet wurden; nein, Fréjus ist nicht „ein kleiner ungesunder Ort," wie Voltaire sagte, und der Cardinal Fleury würde sich jetzt nicht mehr „von Gottes Ungnade Bischof von Fréjus" tituliren lassen. Wir besitzen Brunnen, welche hinsichtlich des gesunden Wassers, das sie führen, jeden Vergleich mit dem römischen Aquäduct aushalten können."

Fréjus und seine Umgegend ist der wahre Garten der Provence; das Klima ist hier wunderbar mild und überall auf dem Lande und an den Landstraßen stehen Orangen-, Citronen-, Olivenbäume, Aloës ꝛc. Die Stadt liegt in einer großen Ebene, die, nach Westen durch eine Bergkette geschützt, sich südlich bis an das Meer ausdehnt, eine Lage, welche ihre sprichwörtlich gewordene Fruchtbarkeit bedingt. Es giebt kaum eine Scholle dieses so fruchtbaren Landes, die nicht römische Legionen betreten hätten und jedes Jahr, wenn der Landmann seinen Acker pflügt, findet er Trümmer, welche den hohen Grad von Vollkommenheit, die diese Besieger der Welt in den schönen Künsten erreicht hatten, beurkunden. Meistens sind es Bruchstücke von Statuen von bewunderungswürdiger Arbeit, Vasen von eleganter Form, Medaillen, kleine Broncebilder, — Alles Gegenstände, die ein Museum zieren würden. Eine große Menge dieser Antiquitäten ist nach Paris gesendet worden; die bemerkenswerthesten sind drei Statuen, die der Venus, der Urania und des Janus.

Unter der römischen Herrschaft ward Fréjus die Geburtsstätte mehrerer berühmter Männer, deren Namen die Blätter der Geschichte aufbewahrt haben; unter anderen

nennen wir den Mimen Roscius; Julius Agricola, Schwiegervater der Tacitus; den Feldherrn Cornelius Gallus, und den Landwirth Julius Graecinus, deſſen Schriften Plinius rühmt.

Fréjus, das ſo reich an Denkmälern hohen Alterthums iſt, beſitzt ſehr wenig neuere, die beſchrieben zu werden verdienten; aber unerwähnt dürfen wir nicht die gothiſche St. Stephanskirche laſſen, die, auf dem Fundamente eines alten Tempels erbaut, ungeachtet ihrer Unregelmäßigkeit, wegen der kühnen Stellung ihrer Pfeiler und einiger anderer characteriſtiſcher Eigenthümlichkeiten, merkwürdig iſt. Eine ſolche iſt zum Beiſpiel die Taufkapelle, welche ein Gebäude für ſich bildet, und deren Dom von ſchwarzgranitnen, mit weißmarmornen Capitälern verſehenen, Säulen getragen wird, ſowie ein Sarkophag, deſſen Sculpturen von ſchönſter Ausführung vortrefflich erhalten ſind.

Auch eine Begebenheit der neuern Geſchichte hat ſich zu Fréjus zugetragen: Bonaparte, von Egypten zurückkehrend, war ſo glücklich geweſen, den engliſchen Kreuzern zu entgehen, und die Fregatte la Muiron, die ihn an Bord hatte, und ſo Cäſar und ſein Glück trug, war an den Küſten Frankreichs angekommen; aber es handelte ſich jetzt für den großen Capitain darum, die Quarantaine zu vermeiden, um nicht unnützerweiſe koſtbare Zeit zu verlieren. Er zeigte ſich vor Fréjus und die Autoritäten der Stadt zögerten zu ſeinem Gunſten die geſetzlichen Vorſchriften zu übertreten; als aber die Bewohner der Stadt vernommen hatten, daß der Beſieger Italiens, der Mann, auf den jetzt die ganze Welt

ihr Augenmerk richtete, in ihrer Nähe sei, da zwangen sie die Behörden auf der Stelle die Thore der Stadt zu öffnen; eine zahllose Menge eilte ihm entgegen, und dieser zweite Cäsar ging als Triumphator durch das goldene Thor, diesen Triumphbogen, der vor mehr als zwei Jahrtausenden von den Besiegern der Welt errichtet worden war.

Das Schloß von Saumur.

Saumur ist eine von den wenigen Städten, welche die Spuren der Geschlechter, die auf die römische Oberherrschaft folgten (deren zahlreiche Denkmale selbst die allmächtige Zeit nicht ganz zerstören konnte), noch am besten bewahrt haben. Anfangs war es nur eine Festung, erbaut, um die unbehinderte Passage über die Loire aufrecht zu erhalten; da aber, wie wir bereits bei Beginn dieses Werkes gesagt haben, die Burgen damals die sichersten Stützen der Hütten waren, so wurden bald einige armselige Häuser um die Veste herum, die damals das Schloß Truncus hieß, angebaut.

Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts waren diese bescheidenen Wohnungen schon zu einer hübschen Häusermasse angewachsen, welche eine wegen ihrer militairischen Position wichtige Stadt bildete, deren Bedeutsamkeit Foulques Nera, indem er sich 1026 ihrer bemächtigte und sie zu einer der Hauptstädte des Landes Anjou erhob, wohl zu würdigen wußte. Unter Philipp von Valois kam sie in königlichen Besitz, aber bald wurde sie von diesem wieder getrennt und dem Herzog Franz von Guise gegeben.

Karl IX. nahm sie von Neuem in Besitz, um sie wieder an Heinrich von Bourbon zu verschenken; da aus diesem aber der König Heinrich IV. wurde, so kehrte die Stadt Saumur nun für immer unter königliche Autorität zurück.

Saumur besitzt mehrere ausgezeichnete Kirchen, von denen die älteste die Kirche Notre-Dame-de-Nantilly ist, welche eine ahnsehnliche Sammlung Gobelinstapeten, eine Art großer Gemälde, deren einziges Verdienst in sonderbar-originellen Darstellungen besteht, aufzuweisen hat. In dieser Kirche wurde der Körper von Thiephaine-la-Magine, der Amme von Marie von Anjou (welche Gemahlin Karls VII. wurde), und von René von Anjou, beigesetzt. Auf dem Grabsteine befindet sich folgendes Epitaphium:

Ci gist la nourrice Thiephaine
La Magine, qui ot grant paine
A nourrir de let, en enfance
Mary d'Anjou, royne de France
Et après son frère René
Duc d'Anjou et depuis nommé
Comme encore roi de Sicile,
Qui a voulu en cette ville
Pour grant amour de nourriture
Faire sa sépulture *).

*) Hier liegt die Amme Thiephaine-la-Magine, welche unter großer Mühe Marie von Anjou, Königin von Frankreich, mit ihrer Milch aufgezogen hat, und hernach auch deren Bruder René, Herzog von Anjou, welcher später zum König von Sicilien, der er noch ist, ernannt wurde, und aus Dankbarkeit für die große Anhänglichkeit der Amme ihr hier in dieser Stadt dies Grabmal errichten ließ.

Die Kirchen von St. Peter, St. Nicolaus und St. Johannes sind aller Berücksichtigung werth. Das Rathhaus, welches im funfzehnten Jahrhundert unter der Regierung Ludwigs XI. erbaut wurde, ist ein bemerkenswerthes Gebäude. Aber die beiden Hauptzierden der Stadt sind seine zwei steinernen Brücken über die Loire.

Ein Historiker, dem wir einige dieser Details entlehnen, sagt: „Ehemals war eine einfache Fähre das einzige Verbindungsmittel zwischen den beiden Ufern. Die Mönche der St. Florentins-Abtei zogen dafür einen Zoll, den sie so viel wie möglich dadurch zu erhöhen suchten, daß sie die Reisenden entsetzlich prellten. Dieser mönchischen Habgier endlich müde, entlehnten eines schönen Tags die Bürger von Saumur von der nahen, befreundeten Stadt Tours einige Mark Silbers, und in kurzer Zeit waren, zum großen Verdruß der Mönche, über die beiden Arme der Loire hölzerne Brücken gebaut. Große Anklagen von Seiten des Abtes erfolgten, aber es war Alles verlorene Mühe, die Brücken standen da, und die Bürger genossen in Frieden der Zollbefreiung, die ihnen ihr Fleiß und ihre Dankbarkeit verschafft hatte, — bis viele Jahre darauf Heinrich II. den Mönchen, um sie zu entschädigen, diese Brücken schenkte, mit der Bedingung aber, daß sie dieselben nach und nach von Stein baueten. Die Einwohner von Saumur blieben jedoch vom Brükkengeld befreit und mehrere Jahrhunderte lang übte die St. Florentinsabtei ihr Herrenrecht auf den fremden Reisenden aus. Im Jahre 1752 endlich machten diese alten Denkmale berüchtigten Streites zwei prächtigen steinernen Brücken Platz, welche von dem berühmten Ingenieur von

Ceffart angefangen und von Lecreulx beendigt wurden." Es sind wahrhafte Meisterwerke, die hinsichtlich der Kühnheit der Bogen und der Solidität der Ausführung weder der heiligen Geistbrücke, noch in Pracht und Eleganz den Brücken von Neuilly und Bordeaux nachstehen.

Die Veste von Saumur, mehrmals zerstört, wurde vom heiligen Ludwig wieder aufgebaut und erhielt von ihm den Namen Salvus murus, Sauf mur (Schutzmauer), aus welchem Saumur entstand, welche Benennung dann auch der Stadt beigelegt wurde. Diese Festung, die ehemals vielleicht furchtbar gewesen ist, erhebt sich auf einem Kreidefelsen; ihre Mauern schützten einst Thürme, von denen jedoch keine Spuren mehr vorhanden sind. Karl VII. bewohnte dieses Schloß zu der Zeit, als er damit umging sein Königreich wieder zu erobern, und später bezeichnete es Heinrich IV. dem berühmten Dupleſſis-Mornay, der daselbst eine protestantische Hochschule gründete, zum Aufenthaltsort. Jetzt dient es zu einem Magazin für Waffen und Kriegsvorräthe.

Saumur hatte schon längst seine militairische Bedeutsamkeit verloren, als die Insurrection der Vendée ausbrach. Von der royalistischen Armee, welche Heinrich von Larochejaquelin commandirte, belagert, ergab sie sich an diesen unerschrockenen Chef und wurde der Mittelpunkt des Armeecorps, welches von Cathelineau, der von dem einfachen Stande eines Fuhrmanns General der Insurgenten geworden war, befehligt wurde. Mehr als einmal floß während dieser Unruhen französisches Blut

unter den Mauern der Stadt, bis sie endlich den Republikanern in die Hände fiel.

Saumur ist jetzt ein stiller Ort, der nur einigermaßen durch die hier befindliche Kriegsschule, die eines verdienten Rufes genießt, belebt wird.

Das Schloß von Annecy in Savoien.

Schloß Annecy war ehemals die Residenz der Herzöge von Savoien-Nemours. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieses merkwürdige Baudenkmal, das auf einem isolirt liegenden Felsenblocke steht, dem unruhigen Geiste eines Kriegshelden seine Entstehung verdankt. Diese Burg, dem Horst eines Adlers ähnlich, kann einen richtigen Begriff von jenen Baronen des Mittelalters geben, welche sich unzugängliche Raubnester bauten, um ungestraft ihre Plünderungen begehen zu können.

Wenn man die mächtigen Ruinen dieser furchtbaren Veste durchwandert, deren hundertjährige Thürme man von allen Punkten der Ebene erblickt, dann sieht man auch, daß sie alle Schicksale eines Waffenplatzes erfahren hat.

Um feindlichen Ueberfällen Trotz bieten zu können, war es bei den ununterbrochenen Kämpfen jener Zeiten nothwendig, daß Annecy einen Schutzwall, wie dieses Schloß einer ist, erhielt. Auf einem für uneinnehmbar geltenden Punkte erzwingen sich furchtlose Kriegsmänner von den Belagernden leicht Capitulationen, welche Siegen

gleichen; ein Beweis hiervon ist, daß, als im Jahre 1630 Chatillon die Stadt Annecy belagerte, diese allein den siegreichen Waffen Ludwigs XIV. zu widerstehen wagte und jener Feldherr genöthigt war ihr Zugeständnisse zu machen.

Als Residenz der Grafen von Genf ist die Geschichte des Schlosses von Annecy eng mit der Savoiens verbunden. Diese Stadt war sehr betheiligt an dem Ruhm und den Unfällen ihres Mutterlandes. Sie wurde von den Helvetiern in Asche gelegt und erstand von Neuem, um immer wieder ein Raub der Flammen zu werden (1412, 1448 und 1559). Dann wurde Annecy, wie wenn es das Schicksal zum Gegenstand einer bittern Ironie hätte machen wollen, von einem ganz entgegengesetzten Unglück, von einer Ueberschwemmung bedroht. Das Schmelzen des Schnee's war so plötzlich, daß die Bewohner der Stadt ihr Heil nur dem Asyl, welches sie auf dem Schlosse fanden, zu verdanken hatten.

Am Fuße eines Berges gelegen und benetzt von den klaren Wellen eines See's, gewährt die kleine Stadt Annecy, deren Name schon so viele historische Erinnerungen erweckt, einen äußerst reizenden Anblick. Die Umgebungen der Stadt sind wunderbar schön, die Gestade des See's sind fruchtbar und sorgfältig durch den Landmann cultivirt, und überall bieten sich den Blicken des erstaunten Touristen die prachtvollsten Aussichten dar. Was die Denkmäler vergangener Zeit betrifft, so ist das Schloß, von dem wir eben gesprochen, das einzige, welches der Aufmerksamkeit würdig ist; doch können wir nicht umhin, noch der beiden Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, Er-

wähnung zu thun, die, wenn das Aufthauen des Schnee's den See zu sehr anfüllt, die überflüssigen Gewässer einem Bergstrome, dem Fier, zuleiten.

Auf das Waffengeräusch ist nun schon seit langer Zeit die tiefste Ruhe gefolgt, und es würde schwierig sein, in der friedfertigen Bevölkerung dieser kleinen Stadt die Nachkommenschaft so kriegerischer Vorfahren wieder zu erkennen.

Mont Saint-Michel.

Es ist in jenem Theile der Nieder-Normandie, welche das Avranchin heißt, wo der St. Michaelsberg, dieser berühmte Ort, dessen Name an so viele traurige Begebenheiten erinnert, sein düsteres Haupt erhebt. Diese alte Abtei mit ihren Nebengebäuden steigt schroff aus einem flachen Sandufer, das sieben bis acht Stunden Oberfläche hat, in die Höhe. Der ungeheure Granitkegel erhebt sich ungefähr hundert und zehn Fuß über den Strand und die auf demselben befindlichen Gebäude mögen eine Höhe von zweihundert und dreißig Fuß haben. Alle Steine, welche zu diesen Bauten angewendet worden sind, wurden von dem Felsen losgesprengt, was nothwendigerweise seine Form ändern mußte. Auf dem Gipfel desselben steht das Schloß, und der untere Theil, jedoch nur auf der Südseite zu, ist von einigen armen Fischern bewohnt.

Man hat behauptet, daß zur Zeit der Celten auf dem St. Michaelsberg, der damals Mont Bellenus hieß, eine Druidenschule gewesen wäre, und daß er im Zeitalter des Augustus Mons Jovis genannt wurde, wegen eines Jupitertempels, den die Römer darauf erbaut hät-

ten. Diese sehr gewagten Behauptungen beruhen jedoch nicht auf sicheren historischen Beweisen. Gewisser ist, daß in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts sich hier einige Einsiedler niederließen und ein kleines Kloster gründeten. Zu Anfang des achten Jahrhunderts ließ der heilige Albrecht, Bischof von Avranches, eine kleine mit einigen Zellen umgebene Kirche bauen, welche er dem Erzengel Michael widmete. Später, zur Zeit, als die Normannen das Land erobert hatten, beschenkte deren Häuptling Rhon oder Rollon die St. Michaelskirche auf dem Berge, „welcher kämpft gegen die Wogen des Meeres und die Stürme der Luft" (wie es in alten Chroniken heißt), reichlich. Seine Nachfolger bewahrten stets eine große Verehrung für diesen heiligen Ort und ließen, so oft sie ihn besuchten, großmüthige Beweise ihrer Freigebigkeit zurück. Im ersten Zehent des eilften Jahrhunderts ließ Richard II., dritter Herzog der Normandie, da die Kirche dem Bedürfniß nicht mehr genügte, eine größere bauen; doch ereilte ihn der Tod, ehe sie vollendet ward. Um diese Zeit mochte es ungefähr sein, daß der Mont Saint-Michel auch militairische Bedeutsamkeit erlangte. Die Kriege der Normannen mit den Engländern hatten begonnen und da die Herzöge sehr wohl einsahen, welchen Vortheil ihre Feinde jenseits des Meeres aus dem Besitz dieses Küstenpunktes ziehen könnten, so ließen sie ihn befestigen. Als im funfzehnten Jahrhundert die Engländer einen Theil Frankreichs erobert hatten, belagerten sie auch den Mont Saint-Michel mit allen Mitteln damaliger Kriegskunst. Eine Schaar von hundert und zwanzig Rittern warf sich in das Schloß, vertheidigte es tapfer,

trieb die Feinde zurück und nahm den Belagerern auch noch zwei Stück schweren Geschützes weg. Diese Feldstücke werden noch heute den Fremden gezeigt; sie stehen zur Seite des Hauptthores; die eine ist beinahe ganz in dem Sand versunken, während die andere noch zur Hälfte sichtbar ist; ihre Feuerschlünde haben mehr als einen Fuß im Durchmesser.

Vor der Revolution registrirten die Mönche alle Namen der Könige und vornehmen Personen ein, die hierher kamen, dem heiligen Erzengel Michael ihre Ehrfurcht zu bezeugen und in seiner Kirche Spuren ihrer Munificenz zurückzulassen. Die merkwürdigste dieser Pilgerfahrten ist die Ludwigs XI. im Jahre 1469. Er begab sich dahin in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, legte, nachdem er gebetet hatte, eine Summe von sechshundert Goldthalern auf den Altar nieder und stiftete dann die Brüderschaft oder liebenswürdige Compagnie einer gewissen Anzahl Ritter, deren Anzahl nicht stärker als sechs und dreißig sein sollte, welche er den Orden zum heiligen Michael nannte. Der Saal, in welchem das Ordenscapitel gehalten und der Ritterſaal genannt wurde, existirt noch; er ist sehr groß und sechs und dreißig Granitsäulen stützen die Wölbung. Jedenfalls sollte in der Zahl sechs und dreißig ein symbolischer Gedanke liegen; der Baukünstler dachte sich die Wölbung als den Thron und die Säulen als die edlen Ritter, welche des Thrones Stütze waren. Jetzt ist dieser Saal in eine Werkstatt umgewandelt und schon seit längerer Zeit ist der Eintritt in denselben untersagt.

Es ist wahrscheinlich, daß der Mont Saint-Michel unter der Regierung Ludwigs XI. ein Staatsgefängniß wurde. Der arglistige, mißtrauische und blutdürstige Charakter dieses Fürsten, verbunden mit den reichen Geschenken, die er den Mönchen dieser Abtei zukommen ließ, lassen dies vermuthen, indessen schriftliche Urkunden sind hierüber nicht vorhanden. Bestimmt weiß man jedoch, daß Franz I. einen Professor der Sorbonne, welcher ihn getadelt und geschmäht hatte, in das Schloß einsperren ließ; dieser Beklagenswerthe starb darin.

Während der Religionskriege hatte der Mont Saint-Michel viel zu leiden, doch wurde hierin zwischen der Abtei und der Festung ein Unterschied gemacht. Später gab Ludwig XIV. auf Ansuchen des Herrn von Souvré das Gouvernement den Superioren der Abtei, welche Würde sie bis zur Revolution behielten.

Zu dieser stürmischen Epoche der französischen Geschichte wurde der Mont Saint-Michel ein Staatsgefängniß und ward namentlich für solche den Eid nicht leistende Priester bestimmt, welche zu alt oder zu kränklich waren, um deportirt werden zu können.

Im Jahre 1811 ließ Napoleon die Veste zu einem Zuchthaus einrichten, welches durch königliche Ordonnanz vom Jahre 1817 für solche Verbrecher bestimmt wurde, die zur Deportation verurtheilt worden waren.

Der Mont Saint-Michel, so wie er jetzt ist, nimmt ungefähr einen Flächenraum von zwanzigtausend Quadratfuß ein; auf dem höchsten Punkte des Schlosses befindet sich seit der Kaiserzeit ein Telegraph.

In architectonischer Beziehung sind die Gebäude des St. Michaelsberges höchst interessant; mehrere sind wegen ihrer kühnen Bauart und eleganten Form weit und breit berühmt. Doch darf man nicht in der Bauweise einen einzigen herrschenden Gedanken suchen wollen, den findet man nicht; denn die verschiedenen Theile dieser Gebäudemasse sind nach Maßgabe der Bedürfnisse entstanden und zusammengefügt worden.

Wenn der Reisende nach Mont Saint-Michel kommt, so betritt er zuerst eine Art Chaussée, welche auf dem Strande hin nach der äußeren Eingangspforte führt; zwei alte Kanonenläufe liegen auf diesem Wege, dem Zufall überlassen, hingeworfen. Die Außenpforte zeigt leider schon diese Uebertünchung, welche den alten Baudenkmalen ihren Charakter und ihre natürliche Farbe raubt; dann kommt man in den Löwenhof, der wahrscheinlich wegen eines in einer Mauerwand befindlichen Basreliefs, das einen Löwen, der mit seiner Tatze ein Wappenschild hält, so genannt wurde. Eine andere Pforte, über welcher man ein unentzifferbares Wappen erblickt, führt in den zweiten Hof; von diesem aus erhebt sich nach dem Strande zu eine Wallterrasse, die gewöhnlich der Boulevard genannt wird. Die Hauptpforte der ehemaligen Abtei ist nach der Stadt zu gerichtet, einem Orte, der aus einem merkwürdigen Gemisch unter einander geworfener Häuser, die zwei krumme, unregelmäßige Reihen bilden, besteht.

Am Ende dieser Haupt- und einzigen Straße erblickt man das Schloßthor; zwei mit Zinnen versehene Thürmchen, die einen ernsten, feierlichen Eindruck auf den Beschauer machen, waren zur Vertheidigung dessel-

den bestimmt. Oben erblickt man hie und da Schießscharten und unten eine vollkommen runde Wölbung, durch welche eine Treppe bis zur Pforte führt; diese spitzbogige Thür hat einen Oberbau von drei Nischen, welche aber jetzt nicht mehr mit Figuren geschmückt sind.

Hat man diese Pforte hinter sich, so kommt man in die Vorhalle, in welcher ein Wachtposten steht. Rechts, hinter einer niedern Thür, führt eine schmale Treppe, das Thor der Kirche umkreisend, nach dem Eingang zum Gefängniß.

Der ehemalige große Speisesaal der Mönche ist jetzt eine Kaserne und ihre Schlafzellen im obern Theil des Gebäudes dienen den Detenirten zur unfreiwilligen Wohnung.

Ueber dem Rittersaale befindet sich, von einer durch schwache, dünne Säulen unterstützten Gallerie umgeben, der sogenannte Klosterhof, welcher, zweihundert Fuß über dem Strande gelegen, vermittelst bleierner vom Dache heruntergeleiteter Röhren das Regenwasser in bereitstehenden Kübeln aufnimmt. Von der Gallerie aus betritt man die Zellen derjenigen, welche zu einsamer Absperrung verurtheilt sind.

Der Fremde, von diesem Anblick bewegt, geht schnell weiter, durchschneidet den Pfeilersaal und gelangt in die Vorhalle der niederen Gewölbe. Hier bestürmen ihn schreckliche Eindrücke, er betritt nur zögernd diese finsteren und feuchten Räume, deren Wände Salpeter ausschwitzen. Am äußersten Ende eines halb zerfallenen Ganges erblickt man die traurigen Reste eines unterirdischen Friedhofes; von hier kommt man in einen dunklen Saal, und zuletzt

in einen Kellerraum, in welchem die größte Finsterniß, die tödtlichste Stille herrscht.

Ein langer Corridor führt in eine ziemlich geräumige Halle. Hierin befindet sich ein großes Rad, welches Gefangene drehen, um die Lebensbedürfnisse und Mundvorräthe mittelst einer Winde heraufzuziehen. Der Tradition zufolge waren unter dieser Halle die Kerker der zu ewiger Gefangenschaft Verurtheilten, sowie auch die düsteren Räume, die zu heimlichen Hinrichtungen und zum Hungertode bestimmt waren. Manche versichern jedoch, daß solche schreckliche Kerker, aus denen die Unglücklichen niemals wieder zum Vorschein kamen, gar nicht existirt hätten. Soviel ist aber gewiß, daß sich auf der Stelle, wo jetzt das Rad steht, eine Oeffnung befindet, die über zwei Fuß im Durchmesser hat und sehr tief ist. Man kennt die ehemalige Bestimmung dieses Loches nicht mehr. Uebrigens würde der Streit über das Vorhandensein dieser heimlichen Verließe ganz unnütz sein, aber man weiß, daß sich in allen unterirdischen Räumen, deren Ausdehnung sehr bedeutend ist, geheime Kerker befanden. In diese konnten sehr leicht die Opfer der Rachsucht und Politik auf ewig eingesperrt werden und darin, wenn es für nöthig befunden wurde, Hungers sterben. Als zur Revolutionszeit diese scheußlichen Kerker durchsucht wurden, fand man mehrere mit Ketten beladene Skelette darin und auch in anderen engen, zugemauerten Behältnissen wurden menschliche Gebeine gefunden.

Unter derselben Halle sah man noch kurz vor 89 einen hölzernen Käfig; er war aus Balken, welche schmale

Zwischenräume bildeten, gezimmert und mochte ungefähr eine Räumlichkeit von sechs Quadratfuß haben.

Das Gefängniß des Mont Saint-Michel ist ein wahres Labyrinth von Gebäuden, deren Räume alle gewölbt sind und noch obendrein von Pfeilern gestützt werden.

Ueber der Gallerie, in welcher nur äußerst selten Gefangene frische Luft schöpfen dürfen, sind die kleinen Zellen, in welchen die Mönche von dem Orden des heiligen Bruno gesperrt wurden, welche das Kapitel bestrafen wollte, und die von allen Punkten Frankreichs hierher geschickt wurden, um darin die Ordensregeln in ihrer ganzen Strenge auszuüben. Die Abtei des Mont Saint-Michel galt damals für ein Correctionshaus für Mönche.

Wenn man aus dem ehemaligen Kloster tritt, so kommt man unmittelbar an die Kirche, von welcher aber nur noch der Chor in dem früheren Zustande ist, die anderen Räumlichkeiten sind zu Werkstätten für die Gefangenen umgewandelt worden.

Die Kirche wurde, so wie sie jetzt ist, im Jahre 1448 von dem Cardinal von Estouteville, dem ein und dreißigsten Abte, begonnen, aber erst ein und vierzig Jahre später (1489) vollendet. Das Wenige, was man noch davon sieht, erweckt Bedauern über das Zerstörte; man erblickt hier alles Charakteristische des gothischen Styles, Kühnheit, Größe, elegante Form und jene Abwechselung der Linien und Conturen, die eben dieser Bauart ihren eigenthümlichen Reiz verleiht.

Ehemals konnten die Pilger, welche die Abtei schwarmweise besuchten, in jeder Kapelle ihr Gebet verrichten und

die Mönche zeigten ihnen bereitwillig alle Merkwürdigkeiten des ungeheuren Gebäudes.

Einige Schritte vor dem Hauptportal der Kirche ist die Plateform, auf welcher die politischen Gefangenen täglich zwei Mal herumgehen dürfen. Von da schweift der Blick auf den unermeßlichen Strand hin, der manchmal von den Wellen des Meeres bespült wird, meistentheils aber eine trostlos langweilige Sandfläche, deren Anblick zur Verzweiflung bringt, darbietet. In der Ferne jedoch erblickt man den Ocean, die Felsen von Cancale, die Küsten der Bretagne und Normandie, welche den ungeheuren Meerbusen bilden, und endlich den Felsenkegel von Granville.

Aber der unglückliche, der Freiheit beraubte Gefangene empfindet nur um so lebhafter die Entbehrung dieses höchsten Gutes, indem er in der Ferne, die er so gern erreichen möchte, alle Reize einer schönen Natur erblickt, während er durch ein unerbittliches Geschick an diesen schrecklichen Felsen gekettet ist. Diese entzückende Fernsicht war Erholung und Strafe zugleich, und unter der Restauration ließ man den Zustand, so wie er war, gelten. Die Juliregierung hat jedoch die Mauer, welche die Brustwehr zu dieser Plateform bildet, um mehrere Fuß erhöhen lassen, so daß die Gefangenen nun nicht mehr das traurige Vergnügen haben können, sich des Genusses der frischen, freien Luft und der schmerzlich-süßen Fernsicht zu erfreuen.

Schluß des Ersten Bandes.

M. von Thibiage's

Geschichte

der berühmtesten

Ritterburgen und Schlösser

Frankreichs,

Englands, Deutschlands, der Schweiz ꝛc.

Nebst

deren Sagen, Legenden und den Erzählungen der Heldenthaten ihrer Besitzer.

Deutsch

von

Ludwig Hain.

Zweiter Band.

Merseburg,
Verlag von Louis Garcke.
1846.

Inhalt

des zweiten Bandes.

	Seite
Das Schloß Chambord	1.
" " von If	7.
" " Vaux-le-Praslin	12.
" " von Sully	20.
" " Montfort	29.
" " von Ham	40.
" " Gaillon	48.
Das Thor Notre-Dame zu Cambray	51.
" " Notre-Dame zu Sens	55.
" " Montreuil zu Amiens	59.
" " an der Joubertbrücke zu Poitiers	64.
" " des Croux zu Nevers	70.
" Wilhelmsthor zu Chartres	74.
Der Thurm von Creſt	77.
Das St. Johannsthor zu Provins	82.
Der große und der kleine Chatelet zu Paris	87.
Das Schloß Rouſſillon	97.
" " Harcourt	99.
" " von Maintenon	108.
" " von Couches	119.

Seite

Das Schloß St. Roche . . . . . 125.
" " von Chenonceaux . . . . . 131.
" " Ober-Landsberg . . . . . 135.
" " Werdenberg . . . . . 139.
" " Lauſanne . . . . . 141.
" " von Heidelberg . . . . . 149.
" " von Baden . . . . . 153.
" " Marienberg in Würzburg . . . . . 157.
" " Johannisberg . . . . . 161.
" " von Lurenburg . . . . . 166.
" " von Stirling . . . . . 172.
" " Belem . . . . . 182.
" " St. Elme . . . . . 188.
Die Engelsburg . . . . . 191.
Die Feſtung Smolensk . . . . . 194.

Das Schloß von Chambord bei Blois.

Wenn es in Frankreich ein Gebäude giebt, das jenen herrlichen mauriſchen Paläſten, wie Spanien einen in ſeinem Alhambra beſitzt, zu vergleichen iſt, ſo iſt dies ohne Widerrede das Schloß Chambord, dieſer ſo geräumige und von den Königen Frankreichs ſo oft bewohnte Palaſt mit ſeinem ungeheuren Park, ſeinen Ringmauern, der abwechſelnden ſchönen Umgegend, mit dem für jede Art von Jagd ſo günſtigen Terrain, den unermeßlichen Waldungen, hundertjährigen Bäumen, breiten Alleen und verborgenen Fußpfaden. Wenn man auf der Anhöhe vor Blois ſteht, ſo erblickt man dieſen grandioſen Fürſtenbau mit ſeinen Domen, Donjons, Thürmchen und Terraſſen, mit den mannichfaltigen Formen des Renaiſſanceſtyles, Formen, die weder ganz germaniſch, noch ganz griechiſch oder römiſch ſind, die aber durch ihre Eigenthümlichkeit eine Epoche bezeichnen, welche zwiſchen der Barbarei und der Civiliſation unſerer Tage mitten inne ſteht. Das Hauptgebäude des Schloſſes erinnert allerdings durch ſeine vier ſtarken Thürme an die unförmlichen oder vielmehr feſten Steinmaſſen des zwölften Jahrhunderts, aber die prächtigen

Gallerien, welche der Façade größere Ausdehnung geben, verleihen dem Schlosse ein elegantes Aeußere, wie es vor der Renaissancezeit nicht bekannt war.

Man könnte Bände füllen, wollte man die Geschichte dieser eben so zarten als imposanten Architectur genügend schildern. Alle möglichen Ornamente und Verzierungen sind hier mit verschwenderischem Ueberfluß gespendet worden.

Nachstehend folgt übrigens, was Andreas Duchesne über das Schloß von Chambord sagt, dessen naive Ausdrucksweise so trefflich zu dem Gegenstand, den er schildert, paßt:

„Denn wenn ich auch die Lusthäuser, Paläste und Schlösser, welche einige Herren mit so viel Pracht haben bauen lassen, berücksichtige, so ist doch das Schloß von Chambord in allen Stücken das zauberhafteste, was Europa aufzuweisen hat und gleichsam ein kurzer Abriß der ganzen menschlichen Geschicklichkeit damaliger Zeit. Der große König Franz wurde dabei von so viel Geschmack und gesundem Urtheil geleitet, daß alle die schönen Zierden dieses Wunderbaues Zeugniß von dem hohen Geiste eines der größten Könige der Welt ablegen."

„Von dieser Königswohnung aus sieht man Blois, obwohl es noch drei Stunden davon entfernt ist; allüberall erblickt man Wiesen, Bäche, Wälder; vor dem Schlosse befindet sich eine Treppe, die nicht ihresgleichen in Frankreich hat, denn sie ist so breit, daß zu gleicher Zeit eine große Menge Menschen auf und absteigen können, ohne sich deutlich zu erkennen."

„Ich überlasse den erstaunten Blicken der Wißbegierigen das Anschauen der Zimmer, Vorzimmer, Säle,

Garderoben, Kabinets, Säulenhallen und Gallerien, wie auch der Gärten und namentlich desjenigen, welchen man den Garten der Königin nennt und fünf Morgen Flächenraum einnimmt, an dessen Ende nach dem Wald von Blois zu ihr eine breite und lange Allee bemerken werdet, die aus vier Reihen so regelmäßig gepflanzter Ulmen besteht, daß die des Königs von Persien, die im Alterthum so gerühmt waren, nichts dagegen sind."

Man begreift nicht, wie ein solches Schloß nicht die Phantasie eines unserer großen Dichter entzündete und einen Racine oder Boileau zu einem Gedicht begeisterte.

Sicherlich hätten sich Pindar oder Homer, Horaz oder Virgil diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, ein solches Meisterwerk durch ihre Muse zu verherrlichen und ihm eine jener glänzenden Dichtungen geweiht, welche, wie das Wasser der Quelle, ihrem fruchtbaren Geiste entsprangen.

Indem wir uns von dieser bedauerlichen Empfindung trennen, bemerken wir, daß Molière in dem Theater des Schlosses Chambord die erste Vorstellung seines Lustspiels Bourgeois Gentilhomme zur Aufführung brachte, welches anfangs keinen rechten Beifall fand. Aber der König, welcher sich sein Urtheil für die zweite Vorstellung vorbehalten hatte, bezeugte dem Dichter öffentlich seinen Beifall. Dieses Lob beruhigte wieder den großen Lustspieldichter, der seit einigen Tagen gefürchtet hatte Ludwig XIV. zu mißfallen. Die großen Herren, welche in dem Schweigen des Königs eine Mißbilligung erblickt und auf diese stumme Manifestation hin das Stück schrecklich schlecht gemacht hatten, beeilten sich nun Herrn Molière

ihre Glückwünsche darzubringen und ihm ihre aufrichtige Bewunderung zu bezeugen. Auf diese Art gestalten sich Successe; sie hängen vom Zufall, von der Laune eines hochgestellten Mannes ab. Darum ist das unbekannte Talent zu beklagen, welches keine Stütze in einem Mächtigen dieser Erde hat; was er Geistiges aussäet, ist ein Korn, das auf steinigen Boden fällt *).

Chambord hat indeß die glänzende Periode, die es unter Ludwig dem Prächtigen erlebte, nicht wiederkehren sehen. Heutzutage würde man hier umsonst Erinnerungen an Ludwig XIV. und Molière suchen.

Später kam Schloß Chambord in Besitz des Siegers von Fontenoy; der Marschall von Sachsen ruhte hier aus von seinen Siegen im Schooße der Künste, Vergnügungen und der Freundschaft. Gegen Ende des Jahres 1748 kam der Marschall hierher und wurde mit allen militairischen Ehrenbezeugungen empfangen; seine Waffengefährten erwarteten ihn hier.

In Folge einer ganz besonderen Aufmerksamkeit ließ der König (Ludwig XV.) seine beiden Uhlanenregimenter hier in Garnison legen und für sie vor dem Schloßthore eine Kaserne bauen.

Der Marschall von Sachsen führte nun hier ein ganz militairisches Leben; er hielt seine Truppen in größter Disciplin, wohnte jeden Morgen ihren Uebungen bei

*) Die hier vom Verf. aufgestellten Behauptungen sind für unsre Zeit nicht mehr wahr; es ließe sich jetzt vielleicht eher das Gegentheil mit mehr Glaubwürdigkeit behaupten.

Anm. d. Ueberf.

und widmete namentlich einem Gestüte seine Sorgfalt, das er aus ukrainischen Pferden, welche frei und ohne Aufsicht im Parke lebten und zur bestimmten Stunde auf dem Exercierplatze erschienen, gebildet hatte.

Nur zwei Jahre erfreute sich der Marschall des Besitzes dieses schönen Schlosses, denn der Tod erkiste ihn am 30. November 1750; ein prächtiger Leichenzug mit ganz königlichem Pomp geleitete ihn zur Gruft, sein Paradebett war mit sechzehn dem Feinde abgenommenen Fahnen umgeben und sechs Kanonen, die ihm Ludwig XV. geschenkt hatte, verkündeten von Stunde zu Stunde, vierzig Tage lang, das Verscheiden eines großen Kriegers.

Seit vierzig Jahren hat diese Domaine ein merkwürdiges Schicksal gehabt; wenige Besitzungen in Frankreich sind so oft verkauft, wie diese ist vergeben worden.

Im Jahre 1779 wollte Ludwig XVI. die Besitzung Chambord, die zwei Jahre vorher zu einem Herzogthum erhoben war, dem General Pichegru verleihen. Während des Kaiserreiches gehörte sie dem Marschall Berthier und im Jahre 1822 wurde sie mittelst einer Subscription dem Herzog von Bordeaux angeboten. Als aber nach der Julirevolution durch legislative Entscheidung bestimmt wurde, daß der älteren Linie der Bourbons der Aufenthalt in Frankreich unter Androhung schwerer Strafe und mit dem Verbot, ihre Besitzungen im Lande zu behalten, untersagt sein sollte, da mußte die Veräußerung dieser Domaine die nothwendige Folge der legislativen Maßregeln sein.

Der Herzog von Bordeaux ist also aus dem Besitze verdrängt, — aber, da es gerichtlich erwiesen ist, daß

er nicht ein so bedeutendes Vermögen hat, um diese große Besitzung erwerben zu können, so scheint es, daß dies schöne Monument der Vergangenheit vandalischen Güterhändlern und Speculanten in Baumaterialien anheim fallen und ein Meisterwerk der Architectur unter Axt- und Hammerschlägen zertrümmert werden wird.

Wird die Regierung ein Denkmal zu Grunde gehen lassen, welches unter Ludwig XIV. die Stätte hundert glanzvoller Feste war; ein Denkmal, welches zwölf Jahre lang achtzehnhundert Arbeiter beschäftigte und zu dessen Verherrlichung sich so viele Talente in Architectur, Sculptur und Malerei vereinten? Wollen wir ein Nachspiel des Vandalismus haben, indem wir erlauben, daß die barbarischen Speculanten in Bausteinen und Mörtel die zerstörende Axt an ein Bauwerk legen, welches so viel kostete, ehe es ein so grandioses, Frankreichs durchaus würdiges, Monument wurde?

Das Schloß von If bei Marseille.

Die Stadt Marseille besaß ehemals in ihren Umgebungen eine große Anzahl von Antiquitäten, merkwürdigen Monumenten, historisch-berühmten Gebäuden, welche mit dem Rufe und Glanze dieser alten, von den Phöniciern gegründeten Stadt wetteifern konnten. Heutzutage ist nur wenig mehr von diesen Bauwerken zu sehen; Feuersbrünste, Belagerungen und Verwüstungen aller Art haben fast die Stätte vergessen gemacht, auf welcher sich jene Prachtgebäude erhoben. Indessen sind doch einige der Zerstörung entgangen, diese sind: die unterirdischen Gewölbe von St. Sauveur, das Schloß Notre-Dame de la Garde und das Schloß von If.

Unter der Masse von Gebäuden, aus welchen die ehemalige Abtei zum heiligen Erlöser, welche am Guicheplatze lag, bestand, bemerkt man noch diese unterirdischen Gewölbe, welche aus sieben gleichlaufenden Sälen, die auf drei Seiten von einer schmalen und wenig hohen Gallerie umschlossen sind, bestehen. Dieses Bauwerk ist unbedingt von römischer Construction und war ohne Zweifel ein Wohngebäude (Kaserne) für römische Sol-

baten. Es ist noch vollkommen gut erhalten und ist daher eins der antiken Monumente, welches am meisten die Aufmerksamkeit und die schützende Hand der Alterthumsfreunde verdient.

Die Veste Notre-Dame de la Garde liegt auf einer Anhöhe bei Marseille; sie beherrscht das Meer. Die Kapelle wurde von einem Mönch, Namens Peter, erbaut und ihm vom Abt von St. Victor der Hügel, auf dem sie gegründet ist, überlassen. Jährlich am Frohnleichnamsfeste wird die Statue der Notre-Dame de la Garde in der Stadt unter großen Ceremonien herumgetragen. Die Kapelle, in welcher sie sich befindet, steht bei dem Landvolke in großer Verehrung, sie ist gewissermaßen eine Wallfahrtsstätte und während der Pfingstfeiertage kommen die frommen Bewohner von Marseille und von dessen Umgebungen hierher, um ihre Liebesgaben am Fuße des Muttergottesbildes niederzulegen; auch ist die Kapelle mit Votivgemälden und vielen reichen Geschenken geschmückt. Die Festung, welche aus der Zeit Franz des Ersten stammt, hat in militairischer Beziehung wenig zu bedeuten; was sie aber der Beachtung der Fremden werth macht, ist die herrliche Aussicht, welche man von ihr über die Stadt, die Rhede und die nahen Eilande genießt. Die munteren Reisenden Chapelle und Bachaumont haben dieser alten Veste folgende Zeilen gewidmet:

„Wir kletterten über eine Stunde, ehe wir auf den Gipfel des Berges gelangten und waren sehr überrascht, als wir ein altes, schlechtes Gebäude vor uns sahen, das beim ersten besten Windstoß einzustürzen drohe.

C'est Notre-Dame de la Garde,
Gouvernement commode et beau,
A qui suffit pour toute garde
Un suisse avec sa hallebarde,
Peint sur la porte du château"*).

Das Schloß von If liegt auf einer Insel gleiches Namens eine Stunde von Marseille entfernt. Die Felsen, welche es umgeben, sind sehr steil und erreichen eine Höhe von ungefähr funfzig Fuß über dem Meeresspiegel; ihre längste Ausdehnung beträgt neunhundert und achtzig Fuß und die Breite dreihundert und fünf und achtzig. Die Burg, welche diesen Felsen krönt, gilt für eine der festesten im mittelländischen Meere. Franz I. ließ sie im Jahre 1529 erbauen; sie besteht aus einem viereckigen und von vier Eckthürmen beschützten Donjon. Die Umgrenzung der Insel ist mit Fortificationen, die der Lage der Felsenvorsprünge angepaßt sind, versehen und eine äußere Ringmauer bilden. Der Angriff auf diese Insel ist fast unmöglich, da sie selbst bei ruhiger See immer von den Wellen des Meeres bespült wird.

Das Schloß von If**) stand in früheren Zeiten in einem furchtbaren Rufe, gleich denen von Pierre-Encise, Vincennes und anderen Staatsgefängnissen. Mehrere be-

*) Das ist Notre-Dame de la Garde, eine stattliche bequeme Burg, die zu schützen schon hinreicht — gemalt an des Schlosses Pforte — ein Schweizer mit seiner Hellebard'.

**) Diesen Namen erhielt es von dem ehemals auf dieser Insel im Ueberfluß wachsenden Eiben- oder Taxusbäumen. Französisch: If, altdeutsch: Ife, daher auch Ibenbaum.
Anm. d. Ueberf.

rühmte Gefangene haben hinter seinen stillen Mauern geseufzt, der letzte war der Graf von Mirabeau.

Die Veste der Felseninsel If hütet und beschützt den Eingang zu dem im Jahre 1823 gebauten Hafen Dieudonné, der zwischen den Inseln Ratoneau und Pomègue liegt. In der Mitte und auf dem höchsten Punkte der Insel Ratoneau befindet sich ein mit Fortificationen umgebenes Schloß.

Auf diesem kleinen Eilande geschah es, daß sich im Jahr 1765 ein Corporal, Namens Francoeur, zum König von Ratoneau erklärte; er hatte früher mehrmals Zeichen von Wahnsinn gegeben, aber man hielt ihn wieder für ganz gesund, und seine Kameraden gingen mit ihm ohne Argwohn um.

Einst stand er auf dem Wachtposten am Schloßthore. Während sich die Mannschaft seines Truppes auf der Insel zerstreut hat, läßt Francoeur die Zugbrücke herunter, ladet die Kanonen und fängt auf seine außerhalb der Ringmauer befindlichen Kameraden zu schießen an.

Nur mit Mühe konnten diese vermittelst eines Bootes den Kartätschen entfliehen. „Da er auf diese Weise Herr der Insel war, bemerkt ein neuerer Schriftsteller, so überredete er sich leicht, daß er auch unumschränkter Gebieter derselben sei."

Der That nach herrschte er aber nur über Ziegenheerden, und verfügte über ihr Leben je nach dem Grade seines Appetites.

Da er keine Mittel hatte, um sich Brod und Wein zu verschaffen, so fiel er auf den kühnen Gedanken, von den an seinem Königreich vorbeisegelnden Schiffen eine

Ranzion zu erheben. Francoeur erfüllte alle militairischen Functionen ganz allein; des Nachts ging er, eine Leuchte in der Hand, zur Recognoscirung der Wachtposten aus.

Vom Schloß If und von der Insel Pomègue bemerkte man, daß der König von Ratoneau häufige Ausfälle machte; dieser Umstand bestimmte den Gouverneur der Provence einer Compagnie Soldaten Befehl zu geben, ihn zu holen.

Die Soldaten gingen in der Nacht vom 3. zum 4. November dahin ab und es gelang ihnen, sich bis an die Wälle des Schloßthurmes zu schleichen. Francoeur macht wie gewöhnlich die Runde, er läßt die Zugbrücke nieder und kaum ist er vor den Kanonen, als er umringt wird. „Bravo Leute, ruft er aus, 's ist gut, das ist eine Kriegslist."

„Der König von Frankreich ist mächtiger als ich, er hat tüchtige Truppen; ich ergebe mich unter kriegerischen Ehren und verlange nichts als meinen Haferſack (Torniſter) und meine Pfeife."

Am andern Morgen ging Francoeur in einem wahren Triumphzug durch die Stadt; man wies ihm das Narrenhaus zur Residenz an, und später wurde er nach Paris zu den Invaliden geschickt.

Das Schloß von Vaux-le-Praslin.

Der Bau dieses Schlosses, welcher im Jahre 1653 begonnen wurde und anfangs Vaux-le-Vicomte hieß, ward den geschicktesten Händen anvertraut. Wenn man Levau, Lenotre, Lebrun nennt, so spricht man die Namen großer Meister aus. Der erste leitete den Bau des Schlosses, der Zweite entwarf den Plan zu dem Garten und der Dritte führte die Malereien aus.

Wenn man den Preis berücksichtigt, der auf die Erbauung dieses Schlosses gewendet wurde, so mußte es reich an Schönheiten aller Art sein. Was davon noch vorhanden ist, wollen wir nachstehend schildern.

1) Der Vorhof ist mit einem geschlossenen Säulengang geschmückt, den man bei der Ankunft zuerst, vermittelst eines mit Karyatiden versehenen Gitterthores, das zu einer, über einen breiten Wassergraben geworfene, Zugbrücke führt, betritt.

2) Der Schloßhof hat zwei mit Sculpturen geschmückte Wasserbassins.

3) Eine ungeheure Vorhalle ist verbunden mit einem großen ovalen Saale, dessen Schmuck in Arkaden und Pilastern besteht.

4) Vier marmorne Statuen füllen noch vier dieser Bogennischen aus.

5) Zahlreiche Figuren in Stuccaturarbeit und prachtvolle Malereien erhöhen die Schönheit der Gemächer.

6) Die Friese der Säle sind mit Arabesken geschmückt.

7) Nach der Gartenseite zu hat das Schloß zwei Pavillons, die mit Halbsäulen ionischer Ordnung geziert sind; zwei kleine anstoßende Vorzimmer sind mit durchbrochenen Geländern umgeben, sowie auch die Kuppeln, auf welchen freundliche Glockenthürmchen sich befinden.

8) Vier große Säulen, im Mittelpunkt der Façade, verleihen ihr Glanz und Ausdruck.

9) Ueber dieser Façade befinden sich wieder vier Halbsäulen, welche ein Giebelfeld stützen.

10) Auf dem Dachgesims stehen vier Statuen von Porphyr.

11) Die Kranzleisten der Fensterstocke sind mit Chiffern, mit Waffen, welche Löwen halten, und mit Genien, die Kronen tragen, reich geschmückt. In dem Giebelfeld bemerkt man noch die Wappen der ehemaligen Herren dieses Schlosses.

12) Prächtige Wasserbecken, ein schöner Springbrunnen, ein Wasserfall, ein Kanal von dreitausend und fünfhundert Fuß Länge, welcher die ganze Breite eines sechshundert Morgen umfassenden Parkes durchschneidet, eine Menge Piedestale, welche Wasser in große Muschelschalen werfen, — das sind die Hauptzierden dieser schönen und außerordentlich großen Besitzung, welche nach den Fouquets dem Marschall von Villars zufiel. Von

der Familie Villars ging die Herrschaft an den Staatsminister Herzog von Praslin über. Zur Zeit von dessen höchster Macht wurde die Domaine zu einem erblichen Herzogthum gemacht, und erhielt den Namen Vaux-le-Praslin, den es auch seitdem behalten hat; auch gehört sie der Familie Praslin noch jetzt.

Dieser so prachtvolle, reich geschmückte Palast ist jedoch nicht mehr das, was er einst war. Es bedürfte außerordentlicher und höchst kostspieliger Reparaturen, um ihm seine ehemalige strahlende Schönheit wieder zu verleihen.

Die Gärten, einst Zeugen so vieler zauberhaften Feste, sind verwüstet und kaum mehr zu erkennen und der Palast zerfällt in Trümmer.

Man sieht hier nicht mehr jene jungen gierigen Höflinge, jene Menge von Besuchern, welche den Reichthum des mit Glücksgütern gesegneten Finanzmannes anbeteten, des so bekannten Fouquet, von dessen tragischem Ende wir eine kurze Darstellung hier folgen lassen wollen.

Als an dem Tage nach Mazarins Tode Ludwig XIV. erklärt hatte, daß er nun selbst regieren wolle, hielt er täglich Rathssitzungen und arbeitete dann noch in geheim mit Colbert. Diese geheime Thätigkeit ward das Unglück Fouquet's. Der Fall dieses Ministers, dem man weit weniger vorzuwerfen hatte, als dem Cardinal Mazarin, beweist, daß nicht Jedermann ungestraft Fehler begehen darf. Sein Verderben war schon beschlossen, als der König das prächtige Fest annahm, welches ihm der Minister auf seinem Schlosse Vaux-le-Praslin gab.

Der Palast und die Gärten hatten ihn achtzehn Millionen Franken gekostet. Er hatte das Schloß zwei Mal umgebaut und drei Meilen Land ringsum angekauft, welches mit zu den endlosen Gärten geschlagen wurde, die damals für die schönsten in ganz Europa galten. Die Springbrunnen von Vaux, welche seitdem von denen in Versailles, Marly und Saint-Cloud bei weitem übertroffen sind, waren damals Wunderwerke. Aber wie schön auch dies Schloß war, diese Ausgabe von achtzehn Millionen bewies, daß man hier das Geld eben so wenig beachtet hatte, als das des Königs geschont worden war.

Allerdings fehlte noch viel, ehe sich Saint-Germain und Fontainebleau, die einzigen vom König bewohnten Lustschlösser, mit den Schönheiten von Vaux hätten messen können. Ludwig XIV. fühlte das und war darüber ärgerlich. Ueberall in dem Palaste sieht man das Wappen und die Devise Fouquet's angebracht; es war ein Schild mit einem Eichhörnchen und den Worten: Quo non ascendam? — Was sollte ich nicht erreichen?

Der König ließ sich das erklären. Der Ehrgeiz, der in diesem Wahlspruch lag, war eben nicht geeignet den Monarchen zu beruhigen. Die Hofleute machten die Bemerkung, daß das Eichhörnchen überall von einer Natter (das Wappenzeichen Colbert's) verfolgt werde.

Das Fest überstrahlte bei weitem diejenigen, welche Mazarin gegeben hatte, sowohl hinsichtlich der Pracht, als auch des Geschmacks. Was den Verdruß des Königs noch vermehrte, war, daß auch Mademoiselle von Lavallière, für welche der Fürst eine heftige Leidenschaft zu

fühlen begann, ein Gegenstand der flüchtigen Neigungen des Ober-Intendanten gewesen war, der nichts schonte um diese zu befriedigen. Er hatte dem Fräulein von Lavallière zweimalhunderttausend Livres angeboten, welche von dieser mit Entrüstung zurückgewiesen wurden, noch ehe sie von den Empfindungen des Königs unterrichtet war.

Als der Ober-Intendant bemerkte welch' mächtigen Nebenbuhler er habe, da war es seine Absicht Diejenige zur Vertrauten zu gewinnen, deren Besitz er nicht erreichen konnte, und dies erzürnte den König noch mehr, der in der ersten Aufwallung den Festgeber beinahe hätte verhaften lassen; er unterdrückte jedoch seinen Zorn und nahm zur nöthigen Verstellung seine Zuflucht. Man ist versucht zu glauben, der damals doch schon so mächtige Souverain hätte die Partei, welche sich Fouquet geschaffen hatte, gefürchtet.

Der Plan Ludwigs XIV. war den Finanzminister Fouquet einer Untersuchung preiszugeben. Man mußte ihn vorher aber erst vermögen seine Stelle als Generalprocurator niederzulegen, ein Amt, welches ihm das Recht gab zu verlangen von dem Parlament gerichtet zu werden. Es wurde ihm daher zugeflüstert, daß diese Charge mit dem Amte eines Premierministers unverträglich sei und sogleich entledigte er sich ihrer vermittelst einer Summe von einer Million und zweimalhunderttausend Livres, die er dem königlichen Schatz zufließen ließ. Als Alles vorbereitet war, begab sich der König nach Nantes; Fouquet folgte ihm, obgleich er fieberkrank war. Er und Colbert fuhren auf zwei verschiedenen Booten dahin und die Hofleute sagten, als sie beide abreisen sahen:

„Der Eine wird den Andern in den Grund bohren."

Saint-Simon nennt in seinen Memoiren den Kanzler Letellier und Colbert die beiden Minirer des Unterganges Fouquet's. Als man gegen Turenne die Bemerkung aussprach, wie heftig sich Colbert gegen Fouquet benehme, wie mäßig dagegen Letellier, antwortete der Marschall: „In der That, ich glaube, Colbert hat mehr Lust, daß er gehängt werde, und Letellier mehr Furcht, daß er es nicht werde."

Es waren Fouquet mehrere Warnungen zugekommen, aber er wollte nicht daran glauben. Den Tag nach seiner Ankunft in Paris begab er sich in die Rathssitzung und hatte mit dem König eine zweistündige Unterredung. Als er in seine Wohnung zurückkam, wurde er von einem Hauptmanne der Musketiere, Namens Artagnan, verhaftet und auf das Schloß von Angers, alsdann nach einander nach Amboise, Vincennes, Morel und endlich in die Bastille gebracht.

Fouquet ertrug die Ungnade des Königs mit Muth und Würde. Eine Specialcommission, die aus Räthen verschiedener Parlamente des Königreichs gebildet wurde, war beauftragt über sein Loos zu entscheiden. Unter seinen Papieren fand man einen Zettel, der vor länger denn zwölf Jahren, zur Zeit der Frondeunruhen, geschrieben worden war. Es war eine Art Denkschrift oder Instruction für seine Frau, ein unbestimmter Fluchtplan in's Ausland. Diese unbedeutende Schrift diente als Grund seiner Anklage. Letellier, welcher auf diesem Punkte be-

harrte, sagte, er könnte die Anklage des Hochverraths nicht in Abrede stellen.

„Ein Staatsverbechen," erwiederte Fouquet, „kann man nur dann begehen, wenn man ein hohes Amt bekleidet, die Geheimnisse des Staatsoberhauptes kennt und sich dann plötzlich auf die Seite der Feinde wirft; wenn man seine Familie in dasselbe Interesse zieht; wenn man die Thore der Stadt, deren Gouverneur man ist, der feindlichen Armee öffnet und sie seinem eigentlichen Gebieter verschließt, und wenn man der feindlichen Partei die Staatsgeheimnisse verräth, — das, mein Herr, nennt man Staatsverbrechen." Diese Antwort hatte wenigstens das Verdienst dem Kanzler Letellier seine eigene Lebensgeschichte in's Gedächtniß zurückzurufen.

Die Anhänger und Gegner Fouquet's bekämpften sich während dieses langen Processes, dessen Untersuchung drei Jahre dauerte, mit Eifer und Erbitterung.

Sein eigentliches Verbrechen war, das Staatsvermögen benutzt und geplündert zu haben, zu einer Zeit, wo sich Niemand ein Gewissen hieraus machte. Er wurde aber wegen eines vermeintlichen Verbrechens zu lebenslänglicher Verbannung und zur Confiscation seiner Güter verurtheilt. Von den zwei und zwanzig Richtern, welche stimmten, wagten nur neun für seinen Tod zu sprechen.

Der König verwandelte die Strafe in lebenslängliches Gefängniß. Fouquet reiste unter starker Escorte nach der Citadelle von Pignerol ab und wurde unterwegs sehr streng behandelt. Anfangs suchte er durch Geständniß seines Unrechts, durch den Ausdruck tiefster Reue das Herz des Königs zu rühren, aber als er sah, daß

all' sein Bitten fruchtlos war, ergab er sich in sein Schicksal und verlangte nur noch den Beistand und die Tröstungen der Religion.

Fouquet besaß die Freundschaft berühmter und hochgestellter Menschen, so lange er im Glücke war. Boileau sagt:

Jamais surintendant n'a trouvé de cruelles *).

Eben aus diesem Grunde hat es ihm nie an Freunden gefehlt. Das Beispiel Pelissons zeigt uns, um welchen Preis sich diese Freundschaften geknüpft hatten. Welches aber auch der Grund derselben sei, es ist allemal ehrenwerth, wenn sie die Ursache, die sie hervorrief, überlebt. Pelisson, Gourville, Mademoiselle de Scudery, Saint-Evremont blieben dem gefallenen Minister treu. Frau von Sevigné hat ihm in ihren Briefen ein ehrenvolles Denkmal gesetzt; Lafontaine drückte sein Bedauern über Fouquet's Fall in einer rührenden Elegie aus; der Dichter Henault richtete ein beißendes Sonnett an Colbert und der Journalist Lorel verlor seine Pension, weil er in seinem Mercure burlesque das Lob Fouquet's ausgesprochen hatte.

Fouquet starb am 23. März 1680 im fünf und sechzigsten Jahre seines Lebens nach neunzehnjähriger Haft **).

*) Nie ist ein Ober-Intendant bitterer enttäuscht worden.

**) Die schändliche Behandlung Fouquet's, der, mochte er gethan haben was er wollte, doch nicht wegen seiner Vergehen, sondern um eines kleinlichen Neides und Verdrusses Ludwigs XIV. willen verurtheilt wurde, erfüllt gewiß jeden Unbefangenen mit Empörung. Aber es war eine des großen Königs ganz würdige Handlung. — Anm. d. Ueberf.

Das Schloß von Sully.

Nicht weit von Orleans liegt das kleine Dorf Sully, dessen Schloß eine große Berühmtheit erlangt hat durch den Besitzer desselben, Maximilian von Bethune, Herzog von Sully, welcher die letzten Jahre seines Lebens hier zubrachte. Als Sully im Jahre 1602 das Schloß an sich brachte, war es sehr unbedeutend; aber es wurde nach und nach vergrößert und unterm 12. Februar 1602 von Heinrich IV. zu einem erblichen Herzogthum erhoben. Diese Erhebung änderte auch den Namen des Freundes Heinrichs, und der Marquis von Rosny wurde Herzog von Sully. In seinen Memoiren sagt Sully bei Gelegenheit seiner Erhebung zum Herzog und Pair Folgendes:

„Ich hatte diese Würden bereits ausgeschlagen, als mich der König als Gesandten nach England schickte. Da jedoch seitdem durch die Großmuth meines königlichen Wohlthäters das Hinderniß, welches mich damals veranlaßte seinen gütigen Willen unbenutzt zu lassen, beseitigt worden war, so nahm ich nun diesen neuen Beweis seiner Huld dankbar an."

„Es gab keinen einzigen Herrn am Hofe, ja fast nicht einen Großen des Reiches, welcher mir nicht die Ehre erwiesen hätte mich zu begleiten, als ich mich zur Ceremonie meiner Aufnahme in das Parlament begab.“

„Die Feierlichkeit wurde noch mehr erhöht durch die Gegenwart aller Prinzen von Geblüte, ausgenommen des Grafen von Soissons. Das große Rathszimmer, der Saal, alle Gallerien, ja die Höfe selbst, waren so voller Menschen, daß man sich kaum umwenden konnte. Nach Beendigung der Ceremonie führte ich sechzig der ausgezeichnetsten Personen in das Arsenal, in dessen Räumen ein Mahl, wobei ich nichts gespart hatte, von Fleisch- und Fastenspeisen aufgetragen war. Sehr freudig wurde ich überrascht, als ich Se. Majestät daselbst sah, der sich während der Feierlichkeit, ohne mir es kund thun zu wollen, hierher begeben hatte.“

„Mein Herr Herzog, rief mir der König von fern entgegen, ich bin zu Eurem Festin gekommen, ohne eingeladen zu sein; werde ich schlecht tractirt werden? — Das wäre wohl möglich, Sire, antwortete ich, denn ich versah mich so großer Ehre nicht.“

„Ich habe mich schon vom Gegentheil überzeugt, erwiederte der Monarch, indem er meine Danksagungen unterbrach; denn, auf Euch wartend, habe ich schon Eure Küchen besucht und habe den schönsten Fisch, den es nur geben kann, gesehen, und eine Menge Ragout's à la mode; ja, da Ihr so lange bliebet, habe ich sogar einige von den kleinen Austern gegessen und

von Eurem Burgunder, dem besten, der mir je vorgekommen, getrunken."

„Die Fröhlichkeit des Königs würzte die Freuden der Tafel und die übrigen Stunden des Tages wurden zur Zufriedenheit der Gäste zugebracht."

Das ist gewiß eine interessante Scene, ein charakteristischer Zug. Dieser Besuch des guten Königs bei seinem getreuen Minister, diese liebreichen ohne Rückhalt gesprochenen Worte, diese Höflichkeit und der Gang in die Küche, — Alles beurkundet besser die Gutmüthigkeit Heinrichs IV., als die glänzendste Handlung der Wohlthätigkeit.

Wir werden nicht, gleich anderen Schriftstellern, eine lange Beschreibung vom Schloß Sully machen. Es bleibt uns noch genug zu sagen, um den kleinen Rahmen dieses Aufsatzes auszufüllen, wenn wir aus der Geschichte der besten unserer Regierungen schöpfen wollen.

Es genügt die Bemerkung, daß der Minister des großmüthigen Königs Heinrich das Schloß verschönerte: im Innern durch Malereien, Vergoldungen und Holzsculpturen, außerhalb durch Gärten, Springbrunnen und einen Park.

Mehrere Vergrößerungen wurden nur deshalb vorgenommen, um einer großen Anzahl von Armen bei Gelegenheit einer großen Theurung Arbeit und Brod zu geben.

Die Freundschaft, welche der König für Sully hegte, gab diesem den Gedanken mehrere dem Namen dieses Monarchen würdige Gemächer einrichten zu lassen. Sie wurden die schönsten des Schlosses und die Königs-

zimmer genannt. Unter andern gehört dazu einer der schönsten Säle aller Schlösser Frankreichs, in welchem sich ein prächtiges Portrait Heinrichs IV. mit seinen Sinnbildern und Wahlsprüchen befindet.

Wir wollen nun eine kurze Darstellung der Lebensweise Sully's auf seinem Schlosse geben.

Als Heinrich der Große nicht mehr war, zog sich Sully vom Hofleben zurück und begab sich auf seine Güter.

Wenn man ihn da sah mit einer Menge von Stallmeistern, Pagen, Edelleuten, Leibgarden und ihren Officieren und einer Masse von Bedienten, so mußte jeder denken, daß er ein wahrhaft königliches Leben führe. Und in der That deutete Alles auf einen hohen, majestätischen Charakter hin, der mit seinem ernsten, gemessenen Wesen wohl in Einklang stand.

Uebrigens ging Alles im Hause seinen ordnungsgemäßen Gang.

Sully stand sehr früh auf, und ging dann, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, in sein Cabinet, um darin mit vier Secretairen zu arbeiten. Hier beschäftigte er sich mit Ordnen seiner Papiere, mit Beantworten von Briefen, mit der Redaction seiner Memoiren und dem Ordnen und Leiten seiner Angelegenheiten und Functionen.

Gegen Mittag ging er eine halbe Stunde spazieren. Durch eine große Glocke von seinem Ausgang benachrichtigt, stellte sich die Dienerschaft des Schlosses von seinem Zimmer an bis zu den letzten Stufen der Treppe in Reih und Glied. Vor ihm marschirten zwei Schweizer mit ihren Hellebarden, seine Stallmeister, Edelleute und

Officiere; rechts und links von ihm gingen seine Freunde und die Mitglieder seiner zahlreichen Familie. Der Zug wurde durch vier Schweizer und eine Compagnie Soldaten mit ihren Officieren geschlossen.

Bei seiner Zurückkunft von der Promenade trat Sully in den Speisesaal, ein sehr geräumiges Gemach, dessen Wände mit Freskogemälden, Darstellungen seiner denkwürdigen Handlungen, sowie charakteristischer Züge aus dem Leben Heinrichs IV., geschmückt waren.

Vor der langen Tafel, auf welcher das Diner servirt war, standen nur für ihn und für die Herzogin Lehnstühle. Die anderen Gäste, selbst von hohem Rang und ganz naher Verwandtschaft, wie zum Beispiel seine Tochter, die Fürstin von Rohan, hatten nur Tabourets und Klappsessel. Zu jener Zeit wurde Gehorsam und Respect gegen die Eltern so weit getrieben, daß die Kinder stets entblößten Hauptes vor ihnen standen und sich nur dann setzten, wenn es ihnen befohlen wurde.

Fürstlicher Aufwand herrschte bei Sully's Tafel, die übrigens mit den ausgesuchtesten, schmackhaftesten Gerichten besetzt war.

Zu dieser Tafel wurden nur die Schloßherren und deren Frauen aus der Nachbarschaft, die vornehmsten Edelleute seines Gefolges und die Ehrendamen der Herzogin zugelassen.

Ein anderer Tisch ward für die jungen Leute servirt.

Nach dem Dessert standen alle Gäste auf und verließen den Speisesaal.

Sully begab sich nach dem Mittagsessen mit seinen vertrauten Freunden in ein anstoßendes Cabinet, welches,

weil es mit den Portraits von Päpsten, Königen und anderen hohen Personen geschmückt war, das Zimmer der Erlauchten hieß.

Nach dieser Erholung ging Sully in sein Arbeitszimmer hinauf, um sich daselbst drei bis vier Stunden wie am Morgen zu beschäftigen.

Wenn das Wetter günstig war, so fuhr er mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge spazieren. Bei seiner Zurückkunft in's Schloß nahm er wieder Arbeiten vor.

Beim Souper wurde dieselbe Etiquette befolgt wie beim Diner; nach Beendigung desselben zog sich Jedermann auf sein Zimmer zurück.

Sully verstand es sich Respect und Gehorsam zu verschaffen, und Ordnung und Frieden herrschten in seinem Hause wie unter allen seinen Dienern.

Der Herzog von Sully trug keine Decoration, ausgenommen eine mit dem Bildniß Heinrichs IV. versehene Medaille, die mittelst einer mit Diamanten gezierten goldenen Kette an seinem Halse hing, und welche er oft freudig betrachtete, mit Wonne küßte und nie ablegte.

Sully, welcher der Mode nicht huldigte, trug stets einerlei Kleidung, hatte aber eine wahrhaft königliche Haltung und das Imponirende eines Herrschers.

Diese Art und Weise wie Sully lebte zeigt uns, welche Wichtigkeit die Großen damaliger Zeit einem würdevollen Aeußeren beimaßen, um sich in dem ihnen gebührenden Rang zu behaupten. Die Würdenträger der Krone ahmten gern Alles, was vom Throne ausging, nach. Im Mittelalter hatten die Hochstehenden großer Reiche ein weit bedeutenderes Ansehen als so manche

Könige, von denen die Geschichte kaum den Namen nennt.

Zum Schluß wollen wir noch eine Lebensskizze Sully's versuchen.

Im Jahre 1560 zu Rosny geboren, wurde Sully frühzeitig der Waffengefährte Heinrichs IV., neben dem er sich, unter dem Titel eines Barons oder Marquis von Rosny, durch seine Unerschrockenheit auszeichnete. Eine vortheilhafte Heirath, große Ordnung und glückliche Handelsspeculationen machten ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne. Heinrich IV. glaubte die Finanzen des Königreichs keinem Bessern anvertrauen zu können, als dem, welcher seine eigenen Angelegenheiten so gut verwaltete, und ernannte ihn im Jahre 1597 zum Oberintendanten der Finanzen. Sully zeigte sich als ausgezeichneter Finanzier; er brachte Ordnung in den Staatshaushalt, glich mehrere beträchtliche Rückstände aus, bezahlte drückende Schulden, schaffte hinreichende Geldmittel zur Führung der Kriege mit Spanien und Savoyen, sowie auch zum Ankauf der bisher noch in dem Besitz liguistischer Chefs gebliebenen Plätze.

Er unterstützte den Ackerbau, sammelte bedeutende Kriegsvorräthe, schaffte Mißbräuche und Verschwendungen im öffentlichen Dienste ab und erhöhte den Staatsschatz bei allen den bedeutenden Ausgaben zu einer Summe von zwei und vierzig Millionen Livres. Mit dem Amte eines Finanzministers vereinigte er noch die Würden eines Gouverneurs der Bastille, eines Großmeisters der Artillerie und der Fortificationen, eines Ober-Straßeninspectors

von Frankreich, eines erblichen Ober-Floß- und Forstmeisters und eines Statthalters von Poitou.

Nach dem Tode Heinrichs IV. entfernte er sich vom Hofe, legte beinahe alle seine Stellen nieder und behielt nur die Statthalterschaft von Poitou und die Oberleitung des Zeughauses und der Forsten. Obgleich mit der Regierungsweise der Königin-Mutter unzufrieden, hatte er doch nur einen sehr schwachen Antheil an den Unruhen unter deren Regentschaft und schlug es aus die Waffen mit den Protestanten gegen sie zu ergreifen. Ludwig XIII. erhob ihn im Jahre 1634 noch zum Marschall von Frankreich.

Sully starb 1641 als Calvinist. Sonderbar genug, wollte er seinem alten Glauben nicht entsagen und gab doch Heinrich IV. den Rath Katholik zu werden. Heinrich hatte ihn im Jahre 1606 zum Herzog erhoben und bei dieser Gelegenheit legte er sich den Namen der Besitzung bei, die er kürzlich erst gekauft hatte. Wer die Geschichte von Frankreich gelesen hat, kennt auch das enge Band, welches die Freundschaft um Heinrich IV. und Sully schlang. Der Minister scheute sich nicht den König bei mehr als einer Gelegenheit zu verletzen, ihm ernste Vorwürfe über seine Liebeshändel zu machen und sich seiner Verschwendungssucht energisch zu widersetzen. Im Uebrigen war er nichts weniger als uneigennützig und durchaus nicht ängstlich in der Wahl seiner Mittel sich zu bereichern.

Sully hat höchst werthvolle Denkwürdigkeiten hinterlassen, die aber in sehr sonderbarer Form abgefaßt sind. Er setzt nämlich den Fall, daß seine Secretaire

ihm ſein eigenes Leben erzählen. Dieſe Memoiren erſchienen zum erſten Mal in den Jahren 1634 bis 1662.

Welche Vorwürfe auch den Herzog von Sully treffen können, unläugbar iſt es, daß er ein großer Staatsminiſter war.

Seine Habgier und ſein beträchtliches Vermögen dienten dem Cardinal Richelieu zu Beweismitteln, mit welchen er die adminiſtrative Rechtſchaffenheit des Ober-Intendanten zu verdächtigen und Heinrich IV. die vermeintliche Abſicht unterzuſchieben ſuchte, ihn von ſeinem Amte als Finanzminiſter zu entfernen. Aber der eiferſüchtige Neid und der Ehrgeiz des Cardinals muß dieſe Anklagen, die ohne notoriſchen Grund ſind, nur verdächtig erſcheinen laſſen.

Der

Teufelsthurm des Schlosses von Montfort.

Es giebt nichts Poetischeres in dem Leben des Volkes als die Mährchen und Sagen, welche sich die Bewohner eines Dorfes, das in der Nähe eines Schlosses, dessen geheimnißvoller Ursprung ihnen unbekannt ist, liegt, in langen Winterabenden, um den Ofen herum sitzend und eine leichte Arbeit verrichtend, gegenseitig erzählen.

Diese alten Geschichten waren namentlich im sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Wunder, des Aberglaubens, der phantastischen Visionen, der Zaubereien und der Teufelsbündnisse an der Tagesordnung.

Es war zur Zeit, als Catharine von Medicis, die, einer edlen Familie aus Florenz, deren Urspung die Genealogen bis ins Jahrhundert Karls des Großen zurückführen, entsprossen, sich an der Seite Heinrichs II., ihres Gemahls, auf den französischen Thron setzte, und den Geschmack für's Wunderbare und Fabelhafte mitbrachte, wovon der Hof bald ganz durchdrungen und eingenommen war.

Da das Volk gern Alles, was die Großen thun, nachahmt, so folgte es seinerseits auch dem Impuls, welcher vom Hofe ausging, und huldigte dem aus Italien

nach Frankreich verpflanzten Geiſte, welcher kein anderer war, als der Geiſt des Aberglaubens und der Wunder.

Andererſeits verlangt auch, in Ermangelung außerordentlicher Begebenheiten, die leichtbeſchwingte Imagination des Volkes irgend etwas Uebernatürliches. Daher machte denn der gemeine Mann zu der Zeit, von welcher wir ſprechen, die mit Ehrfurcht betrachteten Schlöſſer und Burgen zum Schauplatz ſolcher abſurden Mährchen und Geſpenſtergeſchichten, die, vom Vater auf den Sohn vererbt und im Laufe der Zeiten eine gewiſſe Weihe erhaltend, von unſeren leichtgläubigen Vorfahren wie die Worte des Evangeliums geglaubt wurden.

Aus dieſer Neigung zum Wunderbaren ſind alle dieſe Geſchichten von geheimen Verbrechen, von grauſamen, blutigen, teufliſchen Rachethaten, von den den Burgherren zugeſchriebenen Schändlichkeiten u. ſ. w. entſprungen, welche dem Geiſte des Haſſes und der Unabhängigkeit zu Mitteln dienten, das Volk gegen den Adel aufzuregen.

Alle Provinzen Frankreichs waren damals mehr oder weniger von dieſer Sucht nach dem Wunderbaren, welches der Parteigeiſt auszubeuten ſuchte, angeſteckt; denn der Parteigeiſt warf oft ein falſches Licht auf die Burgen und gab abſcheuliche Erfindungen für hiſtoriſche Wahrheiten aus, weil derjenige, welcher von ihm beſeelt war, vielleicht einen Haß ſättigen, eine Rache kühlen, eine Leidenſchaft befriedigen, oder überhaupt den Ruhm einer Familie, die ihm verhaßt war, verdunkeln wollte.

Welchen Urſprung man nun auch dieſen phantaſtiſchen Erzählungen beimeſſen will, deren Schauplatz Burgen und Schlöſſer ſind und die von jenen verſchloſſenen

Rittern bewohnt waren, welche, um Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten, dem Volke die Art und Weise ihres Lebens verbargen und sich nur durch Zeichen der Tyrannei bemerklich machten: so viel steht fest, daß vorzüglich eine Region Frankreichs diesen Mährchen Vorschub geleistet und die Einbildungskraft des Volkes entzündet hat; diese ist Burgund, dies ganz feudale Land mit den vielen großen Besitzungen und Schlössern, die in der Nähe von Dijon, des ehemaligen Sitzes eines alten Parlaments, liegen. Wie viel dem Grabe entstiegene Geister hat man nicht in den langen Gängen all' dieser Schlösser herumirren sehen, wie zum Beispiel in dem Castell von Vergy, das einem Adlerneste gleich auf dem Gipfel eines Felsen thront und wie eine uneinnehmbare Citadelle befestigt ist; oder in dem Schloß von Semur mit seiner schwerfälligen, festen Architectur.

Von den vielen Legenden Burgund's wählen wir die der Burg von Montfort aus; nachstehend wollen wir die Volkssage, welche das Bündniß des Sire Arthur von Montfort mit dem Teufel zum Gegenstand hat, erzählen.

Arthur war fünf und zwanzig Jahre alt, als eines Morgens um zwei Uhr die Zugbrücke niedergelassen wurde, weil der junge Sprößling des alten Hauses derer von Montfort Einlaß begehrte.

Man bemerkte auf seinem Gesicht, das von der Heftigkeit der Leidenschaften schon manche Spuren trug, das Zeichen der größten Verzweiflung.

Er durcheilte zornig die langen Gänge des Schlosses und die mit den Bildnissen seiner Vorfahren geschmück-

ten Gallerien; er warf gierigſuchende Blicke um ſich, das Merkmal einer gepeinigten Seele, welche nach übernatürlichem Beiſtand ſtrebt.

Mit dem achtzehnten Lebensjahre war dieſer Abkömmling edler Seigneurs ſein eigner Herr. Sein Vater, der beim dritten Kreuzzuge umgekommen war, hatte ſeinen einzigen Sohn ohne ſichern Führer, ohne treuen Vormund hinterlaſſen.

Der einzige Zaum und Zügel ſeiner ſtürmiſchen Jugend war ſeine Mutter, die perſonificirte Zärtlichkeit, Sanftmuth und Nachſicht, aber auch ſie verlor er, als er noch zu jung war, um die weiſen Rathſchläge und die aufmerkſame Sorgfalt, die ſie ihm widmete, ſchon entbehren zu können.

Von dieſer Zeit an gab ſich Arthur einem wilden, wüſten, ausſchweifenden Lebenswandel hin; er ſuchte nur die Geſellſchaft und den Umgang mit den liederlichſten jungen Herren des Landes. Sie wurden ſeine täglichen Gefährten. Bei alledem beſaß er ein offenes, großmüthiges Herz, und doch ging er ſchneller als alle anderen auf dem verderbenbringenden Wege böſer Beiſpiele mit Ungeſtüm ſeinem Untergang entgegen.

Wie Heißhungrige fielen die bereits ruinirten jungen Männer über ſein großes Vermögen her. Als der alte Hausmeiſter der Edlen von Montfort dieſen Schwarm gieriger Ränkeſchmiede ſah, welche ſich an Arthur, wie die Weſpen an eine ſaftige Frucht, hängten, da erhob er ſeine Stimme, und ihn auf ſeine Blindheit aufmerkſam machend, zeigte er ihm den Abgrund, dem er ſich täglich mehr näherte und der ihm bald zu verſchlingen

drohe. Zum Lohn für diesen weisen Rath jagte Arthur den ergrauten, treuen Diener fort und nahm dafür einen jungen Kammerdiener an, der allen seinen Launen sich gefällig zeigte und von dem er keine, wenn auch noch so respectvolle, doch ihm immer lästige Rathschläge zu befürchten hatte.

Arthur brauchte nur fünf Jahre, um das unermeßliche Vermögen der Montforts zu vergeuden, und der unglückliche, beklagenswerthe junge Mann hatte in einer in Trunk und Thorheiten aller Art durchlebten Nacht in fünf Minuten Alles verloren, Alles verspielt — bis hinab zu den Todtengrüften seines Schlosses, wo die Gebeine seiner Altvordern ruhten.

Als er zur Mitternachtsstunde heim kam, fühlte er mit Schrecken, daß die prächtigen Gemächer, die er verzweiflungsvoll durcheilte, nicht mehr sein waren. Mit Tagesanbruch mußte Derjenige kommen, welcher ihn mit dem Würfel oder der Karte besiegt hatte, es war ein Jude, ein Gauner vielleicht; dieser sollte nun in dem Schloß befehlen, das seine Ahnen seit fünf Jahrhunderten besessen hatten.

Dieses Zimmer, worin seine Wiege stand, diese langen Gänge, die als Kind sein Tummelplatz waren, diese Fest- und Tanzsäle, dieser schöne Park mit seinen Buchen und Tannen, die prächtigen Gärten und goldenen Verzierungen, — Alles dies sollte durch die Gegenwart eines unadeligen Herrn, eines Wüstlings, eines Spielers, eines Knechts, eines gemeinen Menschen ohne Ehre, Namen und Stammbaum — besudelt werden! Dieses Wesen sollte in wenigen Stunden vor dem Bildniß seines

Vaters ſtehen, ſich auf ſein Lager werfen, alle Rechte genießen, die mit der Familie derer von Montfort eng verwachſen waren, das Grab ſeiner Mutter beſitzen!

Arthur, geſtern noch reich, hatte heute nicht mehr, wo er ſein Haupt hinlegen konnte. Nun vor dem ungeheuren Abgrund ſtehend, der ihm verkündigt ward, will er ſterben, er will ein Ende mit dieſem elenden Daſein machen, daß ihm nur noch Entbehrung und Schande bietet. Er läuft in Wuth und Verzweiflung voll bitterſten Schmerzes durch Säle und Gallerien und zählt angſtvoll die Stunden, nach deren Ablauf er aus dem Schloſſe ſeiner Ahnen vertrieben werden wird. In der fieberhaften Leidenſchaftlichkeit des Spiels hat er Alles, Alles verloren. Sein Name wird fortan mit Schmach bedeckt ſein; nichts kann ihn von der Schande retten, als Gold, viel Gold.

Gold! wo ſoll er es hernehmen?

Arthur erinnert ſich von ſeinen Luſtgefährten die Macht des Teufels rühmen gehört zu haben. Er ruft ihn an. Für Gold, für eine Tonne Gold will er dem Satan ſeine Seele verkaufen.

Kaum hat er dieſen ſtrafbaren Gedanken gefaßt, als eine ſtarke, tiefe Stimme an ſein Ohr tönt. Satan antwortet auf den an ihn ergangenen Ruf:

„Junger Mann, du biſt unglücklich und weit mehr noch, als du glaubſt. Du haſt nicht das ſchreckliche Geſchick bedacht, das deiner harrt. Was ſoll aus dir werden, mit dir, deſſen Wiege Pracht und Ueberfluß umgaben und der du in zauberiſcher Ueppigkeit und Luſt aufgewachſen biſt? Wenn du deine Burg verläßt, wo

hoffst du einen Freund zu finden, der dir in deiner Noth Trost und Schutz gewährt? Diejenigen, mit denen du dein Vermögen theiltest, werden dir morgen den Rücken zukehren. Jede ehrenvolle Laufbahn ist dir verschlossen; auf immer ruinirt, kannst du den Rang, den deine Vorfahren einnahmen, nicht behaupten; du wirst da gehorchen müssen, wo sie befohlen haben. Dein elendes Dasein von Ort zu Ort schleppend, um dem Hunger nicht zur Beute zu werden, — begreifst du jetzt, welche Zukunft dir bevorsteht? Aber noch bin ich da, und wenn du willst, werde ich deinen Verlust ersetzen. Du begehrst auf der Stelle Gold, du sollst es haben. Hänge morgen bei Anbruch des Tages dieses Gefäß an den höchsten Thurm deines Schlosses, es wird gefüllt werden, du sollst es immer voll finden, ich verspreche es dir und ich halte mein Wort. Die Bedingung dieser Dienste hast du selbst bestimmt, deine Seele wird mir angehören von dem Augenblick an, als mein Gold in deinen Händen glüht; bei deinem Tode trete ich in meine Rechte."

So sprach Lucifer. „Ja, ich willige ein," rief Arthur, dessen wirre Einbildungskraft endlich einen Stützpunkt gefunden hatte. Und er war wieder allein in dem Gemach.

Es war keine Sinnestäuschung. Gold konnte alle seine Thorheiten mit seinem verführerischen Glanz bedecken; mit Gold konnte er sein Schloß zurückkaufen, dieses reiche, große Erbe, das er nicht dem ungewissen Fall einer Karte preisgeben durfte. Dies Spiel des Augenblicks, die Quelle von tausend Aengsten! Er konnte in früherem Glanze leben und sagen . . .

Aber er erblickt die Bildniſſe ſeiner Ahnen, er betrachtet ſie ehrfurchtsvoll. Er ſteht vor dem Bild ſeiner Mutter; der anbrechende Tag färbte mit brennender Röthe das bleiche Antlitz der Burgfrau. Es ſah aus, als wenn ihr erzürnter Schatten aus dem Rahmen verkörpert hervortreten wollte, um ſich dem gottloſen Betragen ihres fluchwürdigen Sohnes entgegenzuſetzen. Arthur wird von Entſetzen ergriffen; er iſt an die Betrachtung dieſes Bildniſſes wie gefeſſelt; es iſt für ihn der Stachel des böſen Gewiſſens. Auf derſelben Stätte, wo ihm ſeine Mutter Lehren der Weisheit ertheilt, wo ſie ihn beten gelehrt hatte, da war ſein Bündniß mit dem Teufel geſchloſſen worden.

Neue Kämpfe, neue Qualen. Er wirft ſich auf das Knie nieder und ruft unter Schluchzen die Beſchützerin ſeiner Jugend, ſeine Mutter, die ſo liebreich und nachſichtig gegen ihn war, um Hilfe an.

Dann fährt ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf.

Satan ſoll das Gefäß mit Gold füllen, aber wenn er ihn vermögen kann ſein Verſprechen zu umgehen, ſo gehört die Seele Arthur's nicht ihm. Arthur kommt alſo auf die Idee, den Boden der Tonne herauszuſchlagen, eine zwar knabenhafte Liſt, aber es iſt doch dann rein unmöglich die Tonne zu füllen. Er ſteigt nun ſelbſt auf den höchſten Thurm ſeiner Burg und hängt das Gefäß an eine Dachluke. Kaum hängt die bodenloſe Tonne da, als es Gold regnet, ungeheuer viel Gold, das wie Hagel am Fuße des Thurmes niederrauſcht. Satanas beeilt ſich

es in große Haufen zu sammeln, damit die Seele, die ihm zu entwischen droht, doch noch verlockt werde.

Er will mit aller Gewalt die ungeheure Leere, welche ihn verhindert sein Wort zu halten, füllen; dieser leere Raum ist kein geringerer, als die Höhe, die sich von dem Fuß des Thurmes bis zu seiner Bedachung erstreckt. Er verschwendet daher das Gold auf's Ungeheuerste. Arthur erräth die Absicht des Versuchers. Auf seinen Ruf eilen alle seine Leibeigenen und Diener, mit Spaten und Grabscheiten versehen, herbei. Sie vereinigen ihre Anstrengungen, um die weitere Anhäufung des Goldes, welches die Thurmbedachung beinahe erreicht hat, zu verhindern. Alle arbeiten um die Wette unter der Leitung Arthur's, der sie beschwört ihn nicht zu verlassen. Keiner läßt sich wankend machen, weder durch Verwundungen, welche das schwere auf ihre Köpfe und Hände herabfallende Metall verursacht, noch durch die Schnelligkeit des Teufels, welcher das Sprühen des goldenen Regens, von dem er den Sieg erwartet, verdoppelt.

Vom frühen Morgen bis zur Mittagsstunde hatte dieser verführerische Regen nicht aufgehört.

Auf einmal ertönt vom Kirchlein her das Angelus, und plötzlich verbreitet ein furchtbares Krachen Furcht und Entsetzen unter die Arbeiter. Sie lassen ab und weichen zurück, und dieser Thurm, der durch seine Festigkeit den Verheerungen der Zeit trotzen zu können schien, stürzt, gleich den Mauern von Jericho, von selbst zusammen.

Dieser furchtbare Einsturz verkündete des Satans Besiegung, denn in seiner durch das Nichtgelingen seines Unternehmens gesteigerten Raserei hatte er das Denkmal seiner Niederlage zerstört.

Der junge Montfort, durch diesen wunderbaren Vorgang im tiefsten Innern erschüttert, kehrte wieder zu den Gesinnungen, die seines schönen Namens würdig waren, zurück und wollte den Thurm wieder fest aufbauen, aber seinem Willen setzte sich ein unüberwindliches Hinderniß entgegen. Repariren konnte er ihn nicht, denn die infernalische Macht hatte ihn versenkt, und der Grund und Boden, worauf er stand, hatte keinen Halt und keine Festigkeit mehr. Weder Arthur, noch die Söhne Arthurs, noch sein Enkel waren im Stande die Lücke wieder auszufüllen, welche durch den Einsturz dieses Thurmes in die Harmonie des Schlosses von Montfort gekommen war.

Mehrere Jahrhunderte nach dieser Begebenheit konnte man noch Trümmer und Schutt von diesem durch des Satans Macht zerstörten Thurme sehen. Den neugierigen Besuchern wurden die Ruinen mit den Worten gezeigt: Das ist der Teufelsthurm!

So lautet die Volkssage vom Schlosse Montfort. Es ist eine der bekanntesten aus den Jahrhunderten des Mittelalters und wird von den Chronikisten auf verschiedene Weise berichtet. Sie verkündet den Glauben an eine höhere Macht, ist anziehend und geheimnißvoll, stellt einen jungen verirrten Mann, einen verschwenderischen Menschen dar, der beim Anblick des durch Karten- oder

Würfelspiel verlorenen Schlosses seiner Väter über die ihm bevorstehende Schande erröthet, deshalb ein Mittel sucht, den erfahrenen Verlust wieder zu ersetzen — wäre es selbst mit Hilfe des Teufels — und dessen Gesinnung nur durch die erschütternde Erinnerung an seine zärtlich-geliebte Mutter geändert wird.

Das Schloß von Ham.

Wenn sich der Reisende von Compiègne nach Saint-Quentin begiebt, so kommt er durch die Stadt Ham, und wenn er hier seine Blicke links wendet, bemerkt er ein weitläufiges Gebäude von düsterem, traurigem Ansehen; es sind lange Mauern, auf welchen hier und da noch Reste von Zinnenkränzen, runde Thürme mit Spitzbogenfensterchen zum Vorschein kommen. Hinter diesen alten Mauern erheben sich schwerfällige, mit Zinnen gekrönte und aus Ziegelsteinen erbaute runde Thürme, deren Basis in den Wässern der Somme, die sie umfließt, zu verschwinden scheint. Das ist das Schloß von Ham, ein rechtwinkeliges befestigtes Gebäude, das ehemals eine Ritterburg, seit langer Zeit aber schon ein Staatsgefängniß ist.

Die Stadt Ham scheint schon unter der römischen Herrschaft von einiger Bedeutung gewesen zu sein; sie gehörte den Grafen von Vermandois, die dem Geschlechte Karls des Großen entsprossen waren. Die Chronikenschreiber berichten, daß, als Karl der Einfältige vom Grafen Herbert von Vermandois auf Saint-Quentin, wohin er ihn gelockt hatte, verrätherischerweise ergriffen und festgenommen worden war, er auf eine unfern von der an der Somme gelegenen Burg gebracht wurde. Das

war die Veste Ham, deren unheimliche Berühmtheit mit der Gefangenschaft eines Königs begann.

Von den Grafen von Vermandois ging dieses Besitzthum unter zahlreichen Wechselfällen nach und nach an die Familien Coucy, Orleans, Bar, Luxemburg, Vendome und Navarra über. Durch das Gelangen Heinrichs IV. auf den Thron von Frankreich wurde Ham mit der Krone vereinigt und dem Cardinal Mazarin gegeben; später erhielt es Philipp von Orleans von seinem Bruder Ludwig XIV. als Apanage. Im Besitze des Hauses Orleans verblieb die Besitzung bis zum Jahre 1789.

Während der Revolution wurde Ham Staatsgefängniß, was es eigentlich auch vorher schon war, denn es hatte bereits seit einer langen Reihe von Jahren mehr den politischen Gefangenen zum unfreiwilligen Wohnort, als den Königen zur Residenz gedient.

Unter dem Kaiserreich, unter der Restauration und der Juliregierung hat es fortwährend die gleiche Bestimmung behalten; und eben jetzt noch ist die Festung Ham Staatsgefängniß; denn in ihren düstern Mauern lebt der Prinz Ludwig Napoleon, und hat die traurige Aussicht seine Lebenstage hier zu beschließen *).

Nach der Schlacht von Saint-Quentin, im Jahre 1557, wurde das Schloß Ham von den Spaniern besetzt, welche es später durch den Vertrag von Chateau-Cambresis wieder zurückgaben.

Im Jahre 1595 wurde die Stadt Ham vom Gouverneur der Festung, dem Herrn von Moni von Gomeron,

*) Bekanntlich ist es demselben vor Kurzem gelungen nach England zu entkommen. Anm. d. Ueberf.

der ein eifriger Anhänger des Herzogs von Aumale und der Liguisten war, spanischen Truppen preisgegeben.

Als Moni von Gomeron gestorben war, begaben sich seine drei Söhne nach Brüssel, um ihre Rechte zurückzufordern und nun über die Zurückgabe der Festung, die sich noch in der Gewalt der Franzosen befand, zu unterhandeln.

Die Spanier behielten sie als Gefangene, um sich der Uebergabe der Festung ganz zu vergewissern. Ihr Stiefbruder Dorvilliers, der in ihrer Abwesenheit Gouverneur des Schlosses war, verweigerte die Uebergabe desselben und rief den Adel zur Unterstützung auf. Von Hennières setzte sich an die Spitze der Edlen der Picardie, aber sie wurden geschlagen, das Schloß mit bewaffneter Hand genommen, die Garnison von den Spaniern, welche die Sadt besetzt hielten, niedergehauen, und der Graf von Fuentes, General der spanischen Truppen, faßte, über den erfahrenen Widerstand erzürnt, einen entsetzlichen Entschluß.

Er ließ nämlich den ältesten Sohn des ehemaligen Gouverneurs ergreifen, in Ketten legen und von Brüssel nach Ham bringen. Vor den Mauern der Stadt ward ein Schaffot errichtet und dieser Elende, der sich einer niederträchtigen Handlung gegen sein Vaterland schuldig gemacht hatte, wurde von einem spanischen Henker enthauptet.

In dem für Frankreich so unheilvollen Jahre 1815 widerstand die Besatzung des Schlosses Ham, welche nur neunzig Mann stark war, muthig den dringenden Aufforderungen eines preußischen Corps, sich zu ergeben. Die

Preußen wurden dadurch in den Vorstädten aufgehalten, und in Folge dieses muthvollen Benehmens konnte der Commandant die Veste mit Waffen und Gepäck verlassen, in stolzer Haltung, wie es einem Soldaten des Kaisers geziemte.

Die Festung bildet, wie sie jetzt ist, mit ihrer Wall-einfassung ein großes Viereck. Hat man die erste Ring-mauer passirt, so betritt man eine geräumige, mit Bäu-men bepflanzte Fläche, die Esplanade genannt, und kommt dann in einen Hof, dessen Mauerumgürtung von dreieckiger Form ist. Nun erreicht man die Zugbrücke und einige Schritte weiter hin das gewölbte Eingangs-thor, welches durch zwei feste eiserne Thüren verschlos-sen ist.

Hat man das feste Thorgewölbe hinter sich, dann tritt man in einen zweiten sehr großen Hofraum, der rings von gleichwinkeligen Gebäuden eingefaßt ist und in dessen Mitte sich eine Reitbahn, die zum Theil von einem alten Ulmbaum beschattet wird, befindet.

Wenn man aus dem gewölbten Thore in diesen Hof tritt, so erblickt man vor sich mehrere Gebäude von auf-fallend fester Bauart. Rechts befindet sich das Wohn-haus des Schloßvogtes und daneben eine Kaserne; links erhebt sich ein großes Wachthaus, welches unter Franz I. erbaut wurde, und neben der Hauptwache, einen rechten Winkel bildend, erblickt das Auge ein langes und hohes Gebäude. In diesem sind die Wohnungen der Officiere von der Artillerie und dem Genieweſen, sowie des Com-mandanten und Wirthschaftsbeamten.

Diesem großen Wohngebäude gegenüber sind die Waffenmagazine, die Küchen und Schenkstuben für die Soldaten.

Endlich, dem Eingangsthore gegenüber, liegen die ausschließlich für die Gefangenen bestimmten Gebäude. Richtet man seine Schritte dahin, so fällt einem zuerst eine Mauervertiefung auf, von welcher aus ein Wachtposten fortwährend die Detenirten überwachen kann; dann, sich links wendend, sieht man einige schmale, ganz einfache Zimmer, die fast ganz ohne Möbel sind: dies sind die Zellen der Gefangenen.

Ein gewölbter Gang verbindet dieses Haus mit einem andern, welches zur Kaserne benutzt wird; von hier aus kommt man in den Artilleriepark und in den auf der Böschung des Walles liegenden Garten, welchen Prinz Ludwig Napoleon selbst cultivirte. Die Zellen der Gefangenen befinden sich über den Gewölben, worin das Pulver aufbewahrt wird.

Alle die hier genannten Gebäude liegen innerhalb der Fortificationen. In den vier Winkeln des Schloßraumes erheben sich vier Thürme, wovon drei von ovaler Form sind und nur einer, der höchste, festeste von allen, ganz rund ist; dieser letztere, dessen Basis von den Wellen der Somme benetzt wird, heißt „Thurm Ludwigs XI." oder „Thurm des Connetable"; er hat ungefähr hundert Fuß Höhe und mit seinen dreißig Fuß dicken, aus Bruchsteinen gebauten Mauern, auch eben soviel im Durchmesser. Die andern drei Thürme, wie auch die Ringmauern, sind von Ziegelsteinen.

Einige behaupten, daß der große starke Thurm von Ludwig von Luxemburg, Grafen von Saint-Pol, welcher Besitzer von Ham und Connetable war, erbaut worden sei; daher wäre ihm denn auch die Benennung „Thurm des Connetable" geworden. Andere sagen, daß dieser Thurm viel früher, noch vor der Veste, zu Karls VII. Zeiten, aufgeführt worden sei; der Nachfolger des genannten Fürsten hätte ihn vollenden und auch die andern kleinern Thürme hinzufügen lassen. Endlich ist nun noch ein viereckiger Thurm zu erwähnen, der am Außenwall steht und unter der Regierung Franz I. erbaut wurde. Die im inneren Hofe befindliche Hauptwache ist im Renaissancestyl gebaut.

Im Innern des großen Thurmes befinden sich mehrere große, dunkle Säle, deren Anblick einen ernsten Eindruck auf den Beschauer macht. Im Erdgeschoß sieht man noch mehrere feuchte Kerker, in welche weder frische Luft noch Licht dringen kann.

Der Eindruck, den der Anblick des Schlosses Ham auf den Fremden macht, ist ein trauriger, ängstlicher; man kann unmöglich diese langen alten Mauern ansehen, ohne von schmerzlichen Gefühlen ergriffen zu werden. Diese altergrauen, schwärzlichen Steinmassen mit ihren dicken festen Thürmen hatten eine schreckliche Bestimmung. Wie viele Menschenleben sind in diesen düstern Gewölben erloschen, wie viele Leiden darin beschlossen worden, wie viele Namen erloschen! Die Geschichte hat nicht alle Thatsachen aufbewahren können, denn Staatsgefängnisse sind oft geheimnißvolle Orte voll stillen, schrecklichen Schmerzes. In jenen Zeiten, als Fürsten und Regierungen noch

nach Luſt und Belieben verfolgen und ſtrafen konnten, damals, als die Oeffentlichkeit der Gerichte noch ein unbekanntes Ding war, da erfuhr man weder die Namen noch die Qualen der Opfer des Despotismus. Wenn der Kerkermeiſter, des Abends ſeine Runde machend, in einem der feuchten Löcher ſtatt eines lebenden Weſens eine Leiche fand, ſo wurde ſie, ohne ein Wort darüber zu verlieren, begraben, oder auch gleich in dem dunkeln Kerker liegen gelaſſen; einige Jahre ſpäter hatten die Würmer den Cadaver zum Skelett gemacht und kein Menſch konnte erfahren, welchen Namen dieſes Gerippe einſt getragen hatte.

Mehr als irgend wo anders war die Gefangenſchaft auf der Veſte von Ham eine geheimnißvolle; nichts kam hier an den Tag, weder die Leiden und Quälereien der Gefangenen, noch ihre Leichen, noch ihre Namen; denn die Geſchichte des Gefangenen von Ham iſt noch eine ganz neue.

Ueber die ſogenannte alte Geſchichte der Gefangenen in Ham exiſtirt nur eine Chronik, die aber eher einer Sage voll halb glaubwürdiger, halb wunderbarer Dinge gleicht.

In einem der unterſten, engſten und dunkelſten Kerker des großen Thurmes wurde in einer Zeit, die man nicht beſtimmen kann, ein Gefangener, deſſen Name ebenfalls unbekannt iſt, eingeſperrt. Dieſer Gefangene war ein armer Kapuziner, ſtreng von Sitten, überhaupt ein würdiger frommer Prieſter, der ſein Leben unter Gebeten, Faſten und Bußübungen zubrachte. Doch konnte ihn ſo viel Frömmigkeit nicht retten; er wurde verfolgt

und in einen schrecklichen Kerker geworfen, worin er fortfuhr zu Gott, seinem Herrn, mit gottesfürchtiger Ergebung in sein Schicksal, inbrünstig zu beten. Wenn er des Nachts ein wenig schlafen konnte, legte er sein Haupt auf einen Stein, und so lange dauerte seine Gefangenschaft, bemerkt der Chronikenschreiber, daß endlich dieses harte Kopfkissen eine Aushöhlung und einen Abdruck seines Gesichtes bekam. Die jungen Mädchen, welche diesen Stein besuchten und ein Stückchen davon mitnahmen, konnten darauf rechnen einen Mann zu bekommen.

Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß man auf diesem Stein, der den Fremden gezeigt wird, jetzt kein Gepräge eines frommen Antlitzes mehr sieht, und daß viele Mädchen, die sich ihm hoffend genaht haben, noch immer Mädchen sind.

Das Schloß Gaillon in der Normandie.

Dies Schloß stammt aus dem zwölften Jahrhundert; es liegt neun Stunden von Rouen, am linken Ufer der Seine und unmittelbar am Wasser. Die Namen der Gründer desselben sind in der Chronik dieser alten Burg nicht zu finden und Alles, was darüber geschrieben wurde, beruht nur auf Muthmaßungen.

Als Philipp August die Normandie von dem König von England erobert hatte, schenkte er das Schloß Gaillon einem seiner Oberofficiere. Später fiel es an die Krone zurück, von der es im Jahre 1262 durch Ludwig den Heiligen, der es dem Erzbischof von Rouen verlieh, wieder getrennt wurde. Es machte nun einen Theil der Besitzungen des Erzbisthums von Rouen aus und diente den hohen geistlichen Würdenträgern zum Lustschloß.

Als unter der trübseligen Regierung Karls VI. zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die Engländer einen Theil Frankreichs eroberten, wurde das Schloß Gaillon aus Rache gegen Ludwig von Harcourt, Erzbischof von Rouen, der dem König von England den Gehorsam aufgesagt hatte, verheert und geplündert. Es war daher

nur ein Trümmerhaufen, als der Cardinal Georg von Amboise im Jahre 1493 den erzbischöflichen Stuhl von Rouen einnahm. Dieser thätige, aufgeklärte Prälat und Kunstfreund dachte bald daran das Schloß Gaillon aus seinen Ruinen wieder erstehen zu lassen. Er änderte den ursprünglichen Bauplan, und da er auf seinen Reisen in Italien alle berühmten Werke der Architectur kennen gelernt hatte, so wollte er auch nach jenen Mustern das neue Schloß mit allen Zierden der Kunst schmücken.

Und in der That wurde das Schloß Gaillon ein wahres Wunderwerk jener Zeit. Es ward ein Museum, in welchem die berühmtesten Bildhauer und Maler jener Epoche die schönsten Erzeugnisse ihres Genies zu Tage förderten.

„Die Wände des Palastes," erzählt ein alter Historiker, „waren mit Arabesken von auserlesener Eleganz, mit charakteristischen Medaillons und anmuthigen Ornamenten geschmückt, Kunstwerke, welche wie durch Zauberei aus den geschickten Händen von Johann Justus von Tours und Paul Ponce hervorgingen."

Alle Gebäude zusammen bildeten ein längliches Viereck, dessen wahrhaft wundervolle Hauptfaçade in der Mitte von einem nicht sehr hohen Triumphbogen durchbrochen war, den die Schriftsteller jener Zeit wegen der Kühnheit und Leichtigkeit seines Schwunges wie auch wegen der vielen Bildhauerarbeiten daran als ein wahres Meisterwerk gerühmt haben.

Da alle Nachfolger des Cardinals von Amboise das Schloß Gaillon mit Sorgfalt unterhielten, so stand es beim Ausbruch der französischen Revolution noch in seinem

vollen Glanze da; aber nun fiel es unter den Händen jener Vandalen, welche sich selbst die schwarze Bande nannte, und die es zerstörte, um die Baumaterialien zu verkaufen. Jetzt sieht man nur noch einige Ruinen davon, die zwar sorgfältig geschützt werden, aber doch nur einen sehr unvollständigen Begriff von der ehemaligen Pracht dieses Schlosses geben können.

Das Thor Notre-Dame zu Cambrai.

Die Römer nannten Cameracum die Stadt, welche wir Cambrai nennen, und die zu allen Zeiten von großer Bedeutung war.

Klodwig nahm den Titel König von Cambrai an; Karl der Einfältige trat die Stadt den Kaisern von Deutschland ab, welche das volle Souverainitätsrecht den Bischöfen überließen.

Allein die Begebenheiten gingen ihren Gang, Ideen von Freiheit begannen sich zu regen und gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts empörten sich die Bürger von Cambrai gegen ihren geistlichen Herrn, um ihm die Macht, die er über sie hatte, zu entreißen und die Angelegenheiten ihrer Commune selbst zu leiten.

Ein Chronikenschreiber berichtet über diese Revolte:

„Da Geistlichkeit und Bürgerschaft in bestem Einvernehmen lebten, so verreiste der Bischof Gerhard, um dem Kaiser Heinrich IV., seinem Oberlehnsherrn und guten Freund, einen Besuch abzustatten. Aber kaum hatte er sich entfernt, als die Bürger von Cambrai sich zusammenrotteten, eine Empörung beschlossen und sich durch

einen Eid gegenseitig anheischig machten dem genannten Bischof, wenn er ihnen nicht die Leitung ihrer Communalangelegenheiten bewillige, den Eintritt in ihre Stadt zu verwehren."

„Indessen der Bischof war noch zu Lobes, als er erfuhr, welche böse Absichten das Volk gegen ihn im Sinne führte. Er kehrte sogleich um, und begleitet von seinem Freund, dem Grafen Balduin von Mons, kam er mit vieler Cavallerie vor die Stadt, und die Bürger verwehrten ihnen den Eingang. Da erfaßte den Bischof großes Mitleid über diese Thorheit, und er ließ den Bürgern melden, daß er sie ganz mild und gut behandeln werde, und sie besänftigten sich."

„Es geschah, daß, als der Herr Bischof seinen Einzug gehalten hatte, eine große Anzahl Ritter ohne sein Wissen und Willen die Empörer in ihren Häusern überfielen und einige erschlugen, andere verwundeten. Darüber waren die Bürger sehr bestürzt und sie lösten ihre Gemeinschaft auf."

Einige Jahre später empörten sich die Bürger von Cambrai wieder; sie stifteten einen Gemeinderath, waren aber nicht glücklicher als das erste Mal, denn Kaiser Heinrich V. hob ihn 1107 auf, doch wurde zwanzig Jahre darauf ein neuer eingesetzt.

Die Geschichte der Gemeinde von Cambrai und ihre Kämpfe mit den Bischöfen, ihren Unterdrückern, beweisen nicht blos, daß unsre Altvordern fähig waren ihre Gerechtsame mit außerordentlicher Beständigkeit zu vertheidigen, sondern auch, daß sie die Freiheit, ihre Rechte und Pflichten begriffen.

In den kleinen Kriegen und Empörungen dieser Stadt, sowie auch anderer, zum Beispiel Laon's, findet man den ganzen Charakter, alle Symptome, Bewegungen, Wechselfälle und nothwendige Folgen wieder, die bei den späteren großen Revolutionen zum Vorschein kamen.

Diejenigen, welche den Gang einer Revolution nicht begreifen, brauchen nur die alten Nachrichten von den Streitigkeiten, welche unsre Vorfahren bei ihren Händeln mit ihren Unterdrückern hatten, zu lesen und werden dann einsehen, daß große politische Erschütterungen nicht das Werk einiger Männer sind, die sie in ihrem Innern ausgebrütet, mit macchiavellistischer Gewandtheit vorbereitet, und wenn es ihnen die rechte Zeit dünkte, ihren Ausbruch befohlen haben. Die Empörungen der Städte haben ganz den Charakter der großen Revolutionen; sie sind das Werk Aller und ihre Ursachen fast immer in den Uebergriffen der Gewalt zu suchen.

Außer den eben erwähnten Begebenheiten ist der Name der Stadt Cambrai sehr bekannt geworden durch das Bündniß, genannt die Liga von Cambrai, welches im Jahre 1508 zwischen dem Kaiser Maximilian I., Ludwig XII., König von Frankreich, Ferdinand dem Katholischen, König von Aragonien und Papst Julius II. gegen die Republik Venedig geschlossen wurde. Den in Folge dieser Liga geführten vieljährigen Krieg schloß der Friede von Cambrai, auch unter dem Namen Friede der Frauen bekannt, weil er durch die Vermittlung von zwei Fürstinnen, der Margarethe von Savoien, Tante Karls V. und der Herzogin Luise von Angouleme, Mutter Franz des Ersten, 1529 erwirkt wurde. Dieser Frie-

densschluß, der für Frankreich wenig vortheilhaft war, wurde 1536 gebrochen.

Cambrai mußte sich der siegreichen Armee Ludwigs XIV. ergeben und wurde durch den Vertrag von Nimwegen (1678) für immer mit Frankreich vereinigt.

Die Stadt Cambrai, die an den platten Ufern der Schelde liegt, bietet der Wißbegierde des Alterthumsfreundes mehrere merkwürdige Gebäude zur Beschauung dar. Neben der Kathedrale, der Festung und dem Rathhaus verdient namentlich das Thor Notre-Dame der Aufmerksamkeit der Touristen empfohlen zu werden. Es ist eine große feste Steinmasse, welche mit den andern Fortificationen der Stadt, mit der Ringmauer und ihren dicken runden Thürmen den unverkennbaren Stempel germanischer Bauart trägt.

Cambrai, das bis zur Revolution von 1789 Sitz eines Erzbischofs war, später nur einen Bischof zum geistlichen Oberhirten bekam und jetzt wieder ein Erzbisthum ist, hatte das Glück den berühmten Fenelon zum geistlichen Oberen zu haben. Aus Dankbarkeit und Verehrung für diesen tugendhaften Prälaten haben die Bürger der Stadt seinem Gedächtniß ein treffliches, den Marktplatz zierendes, Denkmal geweiht.

Das Thor Notre-Dame zu Sens.

Von den Römern wurde diese Stadt, die eine der ältesten Galliens ist, Agenticum Senonum genannt. Nachdem Julius Cäsar das Land erobert hatte, ward sie wegen ihrer günstigen Lage von diesem großen Feldherrn zu einem Hauptwaffenplatz seiner Armee des südwestlichen Frankreichs gewählt. Sie erhielt später den Namen Galli-Senonis, weil sie mitten im Lande der Senonen liegt, dieses Volksstammes, welcher lange vor Christi Geburt sich in Italien festsetzte, Siena gründete, an der Einnahme Roms unter der Anführung des Brennus Theil nahm und sich sogar bis Griechenland ausbreitete.

Das von Cäsar unterworfene Land der Senonen blieb wie das übrige Gallien bis zur Eroberung durch Klodwig den Römern unterworfen. Im zehnten Jahrhundert fiel Sens als Lehn an die im Lande wohnenden Gaugrafen, die sich bald als unabhängige Herren der Stadt proclamirten. König Robert nahm ihnen jedoch im Jahre 1005 Stadt und Herrschaft und vereinigte beides mit der Krone Frankreich.

Von den alten Baudenkmälern der Stadt ist das im dreizehnten Jahrhundert erbaute Thor von Notre-Dame

merkwürdig, eine feste gothische Steinmasse, ganz in der Art der Fortificationen jener Zeit. Es nimmt eine würdige Stelle unter den alten Bauwerken von Sens ein und bietet dem Fremden, eben so wie die in römischem Style erbauten Arkaden, hohes Interesse dar.

In der Umgegend der Stadt sieht man auch noch Spuren alter jedenfalls von den Römern herstammender Landstraßen, die nach mehreren benachbarten Städten führen.

Außer dem Thor von Notre-Dame hat Sens noch acht Thore, von denen zwei, die von Saint-Antoine und Saint-Remy, aus derselben Epoche stammen, als das so eben erwähnte.

Bis zum Jahre 1348 war Sens, das, am Abhang eines Hügels gelegen, an der Ostseite von der Yonne umschlängelt wird, nicht mit Wallgräben umgeben. König Karl V. jedoch, welcher fürchtete, daß seine Feinde, die Engländer, sich auf diese Weise zu leicht ihrer bemächtigen könnten, befahl die Herstellung tiefer und breiter Gräben, die durch die Yonne und Vanne bewässert wurden.

Wie in so vielen anderen Städten hat man auch die Wallgräben von Sens ausgeschüttet und dafür schattige, parkähnliche Anlagen hergestellt.

Sens, das sich auf die Seite der Liguisten geschlagen hatte, wurde im Jahre 1560 von Heinrich IV. belagert. Nach drei vergeblichen Bestürmungen der Stadt mußte die Belagerung aufgehoben werden; aber vier Jahre später wurde sie nochmals von den Truppen des Königs eingeschlossen und nun im Sturm genommen.

Wir dürfen nicht versäumen eines Bauwerks alter Zeit noch Erwähnung zu thun: das ist die schöne und große Kathedrale, eine der prachtvollsten Kirchen Frankreichs. Sie hat drei reich verzierte Hauptportale und eine prächtige mit drei Thürmen geschmückte Façade; das Schiff der Kirche ist geräumig und reich an Wandzierrathen und seltenen Reliquien. Beachtungswerth sind die Mausoleen der Kardinäle Duprat und Duperron.

In der Rathsbibliothek von Sens wird das Manuscript des Narrenfestes oder der Geschichte von dem Esel, eins der sonderbarsten Denkmäler menschlicher Thorheit, aufbewahrt. Es stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, ist auf Pergament geschrieben und der Rand der Seiten mit allerhand sonderbaren und komischen Schnörkeln verziert.

Dies Fest erhielt seinen Namen von gewissen Lustbarkeiten der Geistlichen, welche es in mehreren Kirchen an gewissen Tagen, namentlich in der Zeit der Weihnachten bis zum Sonntage Epiphaniä, mit Sang und Klang begingen.

Es wird allgemein angenommen, daß diese burleske Ceremonie eine Nachahmung der heidnischen Saturnalien, Pansfeste ꝛc. war.

So skandalös dieses Fest auch war, so bestand es doch in fast allen katholischen Ländern Europa's, trotzdem daß Kirchenversammlungen wie auch Päpste und Bischöfe dagegen eiferten; vergeblich ordneten sie um diese Zeit Processionen, Fasten und andere kirchliche Feierlichkeiten an, — nichts konnte diese Ausschweifungen unterdrücken.

Namentlich wurde dieses sonderbare Fest in der Kathedrale von Sens mit Glanz, Luxus und Excessen mancherlei Art gefeiert; dem Esel wurde hierbei auf eine ganz eigenthümliche Weise gehuldigt.

In der heiligen Christnacht sprangen und tanzten die Priester und Diakonen in der Kirche herum; dann wurde ein Bischof oder Erzbischof der Narren gewählt und seine Wahl unter einer Menge lächerlicher Feierlichkeiten bestätigt; unter anderm beräucherten sie ihn mit dem Rauch alten, angebrannten Schuhleders.

Darauf wurde, mit einem schönen Chorrock angethan, ein Esel in die Kirche geführt und alle Theilnehmer am Feste, grotesk gekleidet, tanzten um den Esel herum und sangen dazu verschiedene höchst sonderbare Lieder.

Von allen lebenden Wesen, welche dieses ruchlose Fest begingen, war unbedingt der arme Esel das einzige, welches keine Lust dabei empfand, denn er wurde nur immer gereizt und geschlagen, um seinen ihm eigenthümlichen Laut hören zu lassen, was allen Anwesenden zum größten Gaudium gereichte.

Wir beschließen diesen Artikel, indem wir noch erwähnen, daß in Sens mehrere Kirchenversammlungen stattfanden; daß in einer derselben der berühmte Abailard durch den Ausspruch des heiligen Bernhard der Ketzerei beschuldigt wurde; daß die Stadt der Zufluchtsort des Papstes Alexander III., welcher sich zwei Jahre hier aufhielt, sowie auch des bekannten Thomas Bucket, Erzbischofs von Canterbury, war.

Das Thor von Montreuil bei Amiens.

Dieſe alte feſte Pforte iſt ein Denkmal von großem hiſtoriſchen Intereſſe, da es an die Kraft und Hingebung der Bürger von Amiens bei Vertheidigung ihrer Stadt lebhaft erinnert.

Unter der Regierung Heinrichs IV. wurde dieſes Thor, das nun ſchon ſeit langer Zeit von der Ringmauer der Citadelle eingeſchloſſen iſt, der Schauplatz einer eben ſo merkwürdigen als bedeutſamen Begebenheit. Nachſtehend geben wir einen gedrängten Bericht von derſelben.

Zu der Zeit der inneren Spaltungen, die ganz Frankreich in Zerrüttung brachten und es an Menſchen und Geld erſchöpften, waren die Spanier, den Bürgerkrieg benutzend, im Jahre 1597 von Norden her in's Land eingefallen und hatten die Städte Dourlens, Ardres und Calais genommen.

Heinrich IV. hatte damals den Bürgern von Amiens vorgeſchlagen ihnen eine Verſtärkung von Truppen zu ſenden, damit ſie ihre Stadt gegen den immer näher rückenden Feind vertheidigen könnten. Die Amieneſen, kühn auf ihre eigenen Kräfte vertrauend und glaubend, daß

sie auch ohne Anderer Hilfe den Spaniern widerstehen würden, wie es schon während der Kriege der Ligue einmal geschehen war, dankten Heinrich IV. mit Hochmuth und Selbstüberschätzung für seine Unterstützung.

General Porto-Carrero befehligte die spanischen Truppen in Dourlens. Diesen kühnen und unternehmenden Soldaten hatte eine glühende Leidenschaft für eine schöne Dame von Amiens erfaßt. Diese hatte auf seine ersten Anträge erwiedert, daß sie nie den Unterthan eines Königs ehelichen werde, welchem ihre Vaterstadt auf keinen Fall gehorchen würde.

Wenn also Porto-Carrero seine Angebetete erhalten wollte, mußte er entweder die spanischen Fahnen verlassen, oder Amiens dem König von Spanien erobern. Da er glaubte, daß ein Angriff mit bewaffneter Hand nicht mit Erfolg gekrönt werden würde, so versuchte er es mit List. Hierbei wurde er durch die Nachlässigkeit und Unordnung, die gewöhnlich mit dem Dienste von Stadtmilizen verknüpft sind, unterstützt, und er wartete ruhig günstige Umstände ab.

Während der Nacht bewachten die Bürger ihre Thore und Wälle sehr gut, aber wenn der Tag anbrach, ließ ihre Wachsamkeit gewöhnlich nach, weil dann viele ihre nothwendigsten Geschäfte in der Stadt zu besorgen hatten.

Auf diesen Mangel an Wachsamkeit baute Porto-Carrero den Plan einer kühnen Ueberraschung und Einnahme der Stadt; er setzte sich an die Spitze einer seiner besten Truppenabtheilungen und rückte des Nachts leise auf Amiens vor.

Als er am Thore Montreuil angekommen war, brachte er seine Leute so nahe wie möglich an die Ringmauer, jedoch so, daß die Soldaten nicht bemerkt werden konnten; nun hielten sich zwanzig als Bauern verkleidete Männer, auf deren Unerschrockenheit er fest rechnen konnte und die auf dem Rücken Körbe mit Aepfeln und Nüssen trugen, außerdem einen Wagen mit Holz und Faschinen, die mit Stroh bedeckt waren, zogen, bereit auf das Thor vorzurücken, sobald ein auf einem Baume lauernder Plänkler ein Zeichen gegeben hätte, daß es geöffnet worden sei.

Auf das gegebene Signal näherten sich die verkleideten Soldaten dem Thore und gingen nachlässig schlendernd, ohne Ordnung, wie ein Trupp Landleute, die sich zum Verkauf ihrer Producte in die Stadt begeben, einher.

Die Milizen, welche das Thor bewachen sollten, hatten ihre ganze Aufmerksamkeit anderen Gegenständen gewidmet; die einen spielten, die anderen waren in eine nahe Schenke gegangen und zechten, hier schliefen einige und dort liefen andere auf's Geradewohl herum; kurz, sie hatten es den vorgeblichen Bauern sehr leicht gemacht in die Stadt einzudringen.

Diese stellten ihren Wagen mit Faschinen an eine Stelle des Thores auf solche Weise hin, daß man weder die Zugbrücke leicht aufziehen noch das Fallgitter herniederlassen konnte. Einer der Soldaten ließ bei dieser Gelegenheit wie durch Zufall seinen Tragkorb auf die Erde fallen und die hübschen Aepfel und Nüsse lockend zu den Füßen der Wachtsoldaten rollen.

Sogleich fielen dieſe über die Früchte her, indem ſie den Bauer wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit auslachten; während dieſe jedoch ihren Fang aufrafften, ſchnitten die Spanier die Stränge von ihrem Wagen ab.

Ein Piſtol wurde, um die im Hinterhalt liegenden Soldaten herbeizurufen, abgefeuert, und nun warfen ſich die Spanier, die unter ihren Kitteln verborgenen Waffen hervorziehend, auf den amieneſiſchen Wachtpoſten, und die Metzelei begann.

Zwei Stadtmilizen bemühten ſich vergeblich das Fallgitter niederzulaſſen; der Wagen war ihnen hierin hinderlich und das Thor mußte offen bleiben; in ſehr kurzer Zeit hatten es die Spanier in ihrer Gewalt.

Der durch den Kampf verurſachte Tumult hatte die Bürger des nächſten Stadtviertels aus dem Schlafe geweckt. Sie bewaffneten ſich eiligſt und begaben ſich ſchnell auf den Kampfplatz. Aber kaum hatten ſie einen Vortheil errungen, als neue feindliche Verſtärkungen ankamen und jede Gegenwehr faſt zur Unmöglichkeit machten.

Endlich rückten auch noch ſpaniſche Küraſſiere durch das Thor, wodurch die Gefahr für die Amieneſen, die ohnedies ſchon etwas entmuthigt waren, immer mehr zunahm. Sie ergriffen die Flucht und ließen das Thor von Montreuil in der Gewalt Porto-Carrero's, der überdies mit dem Bürgermeiſter der Stadt im Einverſtändniß ſtand. Daß dieſer nicht zur rechten Zeit die Sturmglocke läuten ließ, war Schuld daran, daß der übrige Theil der Bürger nicht Theil am Kampfe nahm; denn erſt als die Spanier vollſtändig Herren des Platzes waren, rief die Lärmglocke die Bürger zu den Waffen.

Als die Nachricht von dieser unheilvollen Begebenheit, die so traurige Folgen haben konnte, nach Paris kam, war bei Hofe gerade Ball. Das ist ein Schlag des Himmels, rief Heinrich IV. aus. Der Umstand, daß diese armen Leute eine kleine Garnison, die ich ihnen geben wollte, nicht annahmen, ist die Ursache ihres Untergangs.... Ich habe jetzt genug den König von Frankreich gespielt, fügte er nach einigen Minuten hinzu, es wird Zeit, daß ich wieder einmal König von Navarra bin.

Und in der That verloren die Spanier sechs Monate nach ihrem Sieg Amiens wieder. Heinrich, vom Marschall von Biron kräftig unterstützt, schloß die Spanier ein, die trotz häufiger Ausfälle die Stadt endlich übergeben mußten.

Dies ist derselbe Marschall, den einige Jahre nach der so eben erwähnten rühmlichen Waffenthat ein strafbares Complot gegen König und Vaterland auf das Schaffot brachte.

Das

Thor an der Joubert-Brücke zu Poitiers.

Die Stadt Poitiers ſtand ſchon vor Cäſar's Zeit und war der Hauptort eines kleinen Volksſtammes, der Pictonen.

Ein alter Schriftſteller ſagt: Das Land Poitou hieß früher Pictavia, da es als ein an Obſtbäumen, Getreide, Wein, Quellen, Flüſſen, Wäldern, Weiden und Gebüſch von den Römern reiches Land geſchildert wurde.

Die Stadt Poitiers ſoll ihren Namen von Pictavis, ab ave picta erhalten haben, weil ſie an einem Ort gegründet wurde, wo man einen gemalten Vogel gefunden hatte. Doch ſtehen wir nicht für dieſe Ableitung.

Sie liegt auf einem ſteilen Hügel, umgeben von Bergen und lieblichen Thälern, in deren Mitte die kleinen Flüſſe Clain und Boivre fließen, die ſich unterhalb der Stadt vereinigen und ſie, wieder in mehrere Arme getheilt, durchſchlängeln.

Die Vereinigung dieſer beiden Flüſſe, die hübſche Promenade von Pont-Guillon, die alten Thürme, impoſante Ueberbleibſel eines gothiſchen Schloſſes, deſſen Raum die Promenade eingenommen hat, die Klarheit des

Wassers, die schönen Alleen auf den Wällen, an deren Fuß die Flüsse sich hinschlängeln, im Hintergrunde die großen Gebäude der Abtei von Moutierneuf, — Alles dies zusammen bildet ein höchst liebliches Bild.

Poitiers ist eine der größten Städte Frankreichs, aber im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung nicht hinreichend bevölkert; sie wird von einer alten, starken und hohen Ringmauer eingeschlossen, auf welcher in gewissen Zwischenräumen Thürme stehen und ist im Allgemeinen schlecht gebaut; die Straßen sind größtentheils eng und außerordentlich uneben, daher nicht sehr geeignet zu Handel und Wandel; zu diesen im eigentlichen Sinne des Wortes bergigen Straßen kommt nun noch ein gräßliches Pflaster; die ganze Stadt gleicht einem ungeheuren Knäuel geschmacklos gebauter Häuser, die manchmal durch Gärten, ja selbst durch Getreidefelder von einander getrennt sind. Die Stadt und das umliegende Land, mehrmals von den Normannen erobert und verwüstet, war der Schauplatz langer Kriege zwischen den Franzosen und Engländern, und der religiöse Fanatismus hat manchmal auch seine Opfer hier bluten sehen; doch trotz aller Zerstörungen bemerkt man noch immer einige Baudenkmäler alter Zeit.

Man zeigt in Poitiers drei Wasserleitungen, die mit all' der Dauerhaftigkeit gebaut sind, welche die Römer allen ihren Bauten gaben; ferner die Ruinen eines Amphitheaters, von dem jedoch nur noch wenige Arkaden, die zum Theil in neuerer Zeit restaurirt wurden, übrig geblieben sind.

Das Thor an der Joubert-Brücke ist das einzige noch bestehende von den sechsen, durch welche man über die Wallgräben in die alte Pictavia gelangte, und war zugleich das bedeutendste von allen.

Man schreibt Wilhelm VII., Grafen von Poitou, die Erbauung des nahe am Thore liegenden Thurmes zu, der zur Stärke des Platzes nicht wenig beitrug und den nach innen zu gehenden Schluß der Brücke bildete, welche die Hauptstraße mit dem gegenüberliegenden Ufer des Clain verbindet.

Was am meisten das Interesse des Reisenden erweckt, das sind die Kirchen, deren Poitiers viele hat. Die Kathedrale gehört zu den schönsten Kirchen Frankreichs und wurde der Chronik des heiligen Hilarius zufolge schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung gegründet.

Der Name Poitiers erweckt große geschichtliche Erinnerungen; namentlich ist diese Stadt durch zwei Schlachten berühmt geworden, wovon die eine für die Franzosen ein glänzender Sieg, die andere eine große Niederlage für sie war.

Karl Martell vernichtete hier 732 die sarazenischen Horden, und 1356 neigte König Johann, zum Gefangenen gemacht, seine Fahnen vor den siegreichen Waffen des schwarzen Prinzen.

Die arabischen Geschichtschreiber sagen, die Sarazenen wären in der Umgegend von Tours geschlagen und zerstreut worden, aber die meisten französischen Chroniken, namentlich die der Abtei Moissac, welche zur Zeit dieser Begebenheit selbst geschrieben wurde, behaupten

daß der Kampf bei Poitiers, ja sogar in einer Vorstadt desselben, stattgefunden habe.

Bekanntlich beabsichtigten die Sarazenen, die seit dem Jahre 710 Herren von Spanien, dem ehemaligen Lande der Westgothen, waren, Frankreich zu unterjochen. Im Jahre 732 ging Abderrhaman mit einer furchtbaren Armee über die Pyrenäen, und nachdem er den Herzog von Aquitanien geschlagen hatte, zeigte er sich vor Poitiers, welches Karl Martell mit seinen Carré's von Bogenschützen und Lanzknechten beschützte.

Die Sarazenen begannen den Kampf; vergeblich suchten sie durch ihre blitzschnellen Bewegungen Unordnung in die Reihen der christlichen Krieger zu bringen, denn diese, die schwer bewaffnet waren und dem Ausdruck eines Zeitgenossen zufolge einer Mauer oder einem Eisberg in ihren funkelnden Rüstungen glichen, blieben starr und fest in Reih und Glied bei den ungestümsten Angriffen der feurigen und raschen Sarazenen.

Auf einmal nimmt eine Abtheilung, die vom Herzog von Aquitanien geführt wurde, das Lager der Araber mit Sturm, bei welcher Gelegenheit ihr König Abderrhaman getödtet wird; eine furchtbare Unordnung entsteht nun unter ihnen, der größte Theil bleibt todt auf dem Schlachtfelde und nur wenige entkommen eiligst fliehend nach den Pyrenäen.

Am andern Tage vertheilte Karl Martell unter seine Soldaten die unzählbaren Schätze, welche die Sarazenen zurückgelassen hatten; er ging nun über die Loire zurück, stolz auf den erfochtenen glänzenden Sieg und verband nun mit seinem Namen Karl, der schon durch so viele

Siege berühmt geworden war, den Namen Martell (Hammer), weil er, wie die Chronik von Saint-Denis lautet, „gleich dem Hammer, der Eisen, Stahl und andere Metalle zerbricht, durch diese Schlacht die furchtbarsten Feinde der Christenheit zerstörte und aufrieb."

Sechs Jahrhunderte später wurde auf demselben Schlachtfelde, welches Zeuge so großer Tapferkeit gewesen war, die französische Ritterschaft total geschlagen.

Die Blüthe des französischen Adels ward niedergehauen; die meisten Edelleute zeigten sich hier als Feiglinge, denn sie ergriffen schaarenweise, trotz ihrer Rüstung und ihrer guten Waffen vor den englischen Bogenschützen die Flucht.

Die Söhne des Königs, mit Ausnahme Philipps, des jüngsten, der kaum dreizehn Jahre zählte, spielten hier eine höchst traurige Rolle, denn kaum hatten sie das Banner des Prinzen von Wales gesehen, „als sie sich mit achthundert frischen und gesunden Lanzknechten aus dem Staube machten," wie Froissard sagt.

König Johann allein entfaltete großen Muth; er ging mit einer Streitart bewaffnet Allen voran dem Feinde entgegen. Er kämpfte im heißesten Getümmel und oft rief man ihm zu: „Ergebt euch, ergebt euch!"

Doch der König wehrte sich tapfer seiner Haut, als plötzlich ein Ritter die Menge durchbricht, sich ihm naht und in gutem Französisch zu ihm sagt: „Sire, Sire, ergebt euch mir." — „Wo ist mein Vetter, der Prinz von Wales?" fragt König Johann; „wenn ich ihn sähe, würde ich mit ihm sprechen." — „Sire," antwortete der Ritter, „der Prinz ist nicht hier, aber ergebt euch mir, ich

werde euch zu ihm führen: ich bin Dyonis von Morbèque, Ritter aus Artois und diene dem König von England; denn ich darf nicht auf französischem Grund und Boden bleiben, eines Verbrechens halber." Und der arme König Johann ergab sich dem Ritter. Noch immer drängte man sich um ihn und viele schrien: „Ich habe ihn gefangen, ich habe ihn gefangen genommen!" um Ehre und Belohnung davon zu tragen, worauf Johann sagte: „Seigneurs, Seigneurs, führt mich mit Höflichkeit vor den Prinzen, meinen Vetter, ich bin mächtig genug, um euch alle reich zu machen."

Das war ein trauriger Tag, diese Schlacht von Poitiers; beinahe der ganze Adel Frankreichs wurde aus einander gejagt; die Engländer hatten allein siebenzehn Grafen, ohne die vielen Barone und Ritter zu rechnen, zu Gefangenen gemacht; zwischen fünf bis sechshundert Edle und wohl sechstausend Lanzknechte und Bogenschützen blieben todt auf dem Schlachtfelde.

Das Thor des Croux zu Nevers.

Die Gründung von Nevers datirt aus längst verflossenen Jahrhunderten, denn Julius Cäsar spricht schon in seinen Commentarien von dieser Stadt, der er den Namen Nivedunum beilegte. Es scheint, daß zur Zeit der Eroberung Galliens durch die Römer Nevers schon eine Stadt von großer Wichtigkeit war, weil der Besieger der Gallier, als er zu einem neuen Feldzug ausrückte, die kostbarsten Trophäen seiner Siege hier ließ, ein Beweis, daß die Festigkeit der Stadt ihm hinreichende Bürgschaft für die Sicherheit derselben bot.

Bekanntlich ist die Geschichte Galliens während der ganzen Zeit, daß die Römer das Land im Besitz hatten, und auch noch während der ersten Jahrhunderte der Oberherrschaft fränkischer Könige, in großes Dunkel gehüllt. Auch findet man nur wenige historische Denkmäler, welche Zeugniß geben könnten von den Begebenheiten, die in den von den Römern vier bis fünf Jahrhunderte lang beherrschten Städten stattgefunden haben.

Erst vom Jahre 865 an wird der Name der Stadt Nevers wieder in der Geschichte Frankreichs genannt.

Um diese Zeit wurde sie zur Hauptstadt einer Grafschaft erhoben und bekam den Namen Nivernais.

Karl der Kahle schenkte diese Grafschaft Robert dem Starken, der von den Historikern als der Stammvater der Capetinger betrachtet wird.

Im Jahre 1538 wurde Nevers, das in immer blühenderen Zustand gekommen war, von Franz dem Ersten zu einem mit der Pairschaft verbundenen Herzogthum erhoben.

Die Stadt hat eine charmante Lage und alle seine Umgebungen bieten malerische Aussichten dar. Sie liegt an der Loire, da, wo die Nièvre sich in diesen Strom ergießt und nicht fern von dem Zusammenfluß der Nièvre mit dem Allier. Diese drei Flüsse, die in den Ebenen dahin eilen und sich dann vereinigen, geben der ganzen Landschaft Reiz und Mannichfaltigkeit.

Sehr zu bedauern ist es, daß die Bauart der Stadt nicht ihren Umgebungen entspricht. Die Straßen sind größtentheils eng und düster und bekunden in ihrer Anlage durchaus keine Regelmäßigkeit und Ordnung, die so heilsam für Gesundheit und öffentliche Sicherheit ist. Nur in dem Centrum der Stadt erblickt man einen geräumigen und ziemlich regelmäßig gebauten Platz. An der Nordseite desselben erhebt das Schloß der ehemaligen Herzöge von Nevers seine altergrauen Mauern.

Dieses Schloß, welches von den Fürsten von Cleve erbaut worden ist, und in späteren Zeiten der Schauplatz glänzender Feste, welche die schöne Prinzessin Marie darin gab, war, ertönt jetzt nicht mehr von Concert- und Tanz-

muſik, ſondern von den traurigen Debatten der Juſtiz; denn es iſt jetzt der Sitz eines Ober-Criminalgerichts.

Nevers verdankt ſeine Befreiung vom Joche willkührlich waltender Barone und die Stiftung einer eigenen Communalverwaltung Peter von Courtenay. Die Urkunde, durch welche der Stadt ihre Privilegien verliehen wurden, ſtammt aus dem Jahre 1194, einer Zeit, wo noch wenige Städte beſonderer Rechte genoſſen. Nevers iſt folglich eine von den wenigen Städten Frankreichs, die ſich alter Municipalverfaſſung rühmen können.

Wenn man die Rathsarchive von Nevers durchblättert, bemerkt man, daß Guy II., Graf von Nevers, ihre Freiheiten durch eine neue, feierlich übergebene Urkunde vermehrte. Sie wurde von Guy und funfzehn Baronen, die als Zeugen aufgeführt werden, unterzeichnet. Dann fügten noch die Erzbiſchöfe von Lyon und Sens, ſowie die Biſchöfe von Auxerre, Autun und Langres ihre Signaturen hinzu, gleichſam als Bürgſchaft für dieſe neue Gunſt. Ferner beſtätigte Innocenz IV. dieſe Urkunde durch eine Bulle und endlich bewilligte noch König Johann alle Dispoſitionen derſelben durch ein königliches Regierungspatent.

Nevers war lange Zeit ein feſter Platz, denn ſeine Ringmauer beſteht noch immer. Ungeachtet ihres Verfalls kann man noch deutlich ſehen mit welcher Sorgfalt ſie erbaut wurde. Sie hat coloſſale Verhältniſſe und eine ihrer Höhe entſprechende Stärke, die noch durch Erdwälle, auf denen die Mauer ruht, erhöht wird. Im funfzehnten Jahrhundert wurden ihre Vertheidigungsmittel mit unterwölbten und mit Zinnen gekrönten ſehr hohen

Thürmen noch vermehrt. Diese Thürme, von runder Form, sind jetzt zu Wohnungen umgewandelt worden.

Nevers war ehemals in fünf Stadtviertel getheilt, von denen jedes ein festes Thor hatte.

Die fünf Stadttheile hießen: das Nièvre-, das Barre-, das Loire-, das Croux- und das Artilliers-Viertel.

Aber die Thore dieser Stadttheile hatten nicht alle denselben Namen als die Viertel, welche sie schloffen, denn eins zum Beispiel hieß das St. Nicolausthor. Sie wurden sämmtlich in einer und derselben Zeit mit der neuen Ringmauer, im zwölften Jahrhundert nämlich und auf Befehl des oben erwähnten Peter von Courtenay, erbaut.

Das Thor des Croux, welches im Jahre 1393 neu aufgebaut wurde, ist das einzige, welches noch steht. Aus seiner festen Bauart und viereckigten Form kann man auf das Aeußere der anderen nicht mehr vorhandenen Thürme schließen, die wahrscheinlich auch zwei kleinere Thürme zur Seite und einen Wall zum Schutz hatten.

Wir beschließen diese kurze Notiz, indem wir noch bemerken, daß, um Nevers zu einem festen Platze ersten Ranges zu erheben, es weder an sorgfältiger Ausführung fehlte, noch Kosten und ausgesuchte Materialien gespart wurden, und daß die Stellen der Ringmauer, welche von den Wellen der Loire und Nièvre nicht benetzt wurden, durch tiefe und breite Gräben hinreichend gedeckt waren. Mit einem Wort, Nevers war eine Stadt, die gegen jeden Angriff vertheidigt werden konnte.

Das Wilhelmsthor zu Chartres.

Liebhaber des Alterthümlichen können ihre Luſt in Chartres befriedigen. Dieſe Stadt liegt auf einem Berge, deſſen Fuß die Wellen der Eure beſpülen. Aus dem Dunkel anmuthiger Laubwaldungen erheben ſich altergraue Feſtungswerke, die ſo feſt gebaut ſind, daß ſie vor der Erfindung des Schießpulvers und ſchweren Geſchützes lange Zeit für uneinnehmbar galten und daß ſelbſt zu der Zeit, als die Artillerie die alten feſten Plätze wirkſam zu zerſtören begann, Heinrich IV. dennoch im Jahre 1591 Chartres erfolglos belagerte.

Dieſe Fortificationen beſtanden aus einer außerordentlich hohen Ringmauer mit ungeheuer feſten und dicken Thürmen zur Seite.

Chartres hat ſieben Thore, von denen das merkwürdigſte ſeinen Namen von dem Bürgermeiſter Guillaume (Wilhelm) entlehnt hat, der gerade, als dies Thor gebaut wurde, die Stadt regierte.

Rechts und links ſtehen zwei Thürme, die mit dem Thore durch einen Mittelwall verbunden ſind und auf welchen ſich ringsum eine mit vorſpringenden Zinnen

versehene Gallerie befindet, eine bei den Festungswerken damaliger Zeit unerläßliche Zierde.

Unter dem spitzbogigen Gewölbe sieht man noch jetzt das Fallgitter und die Oeffnung, durch welche das furchtbare Instrument „Fuchsfalle" genannt herabfiel, sowie auch andere Oeffnungen, durch welche die Ketten oder Seile der Zugbrücke beim Herablassen und Aufziehen hin und zurück rollten. Neben dem Wilhelmsthor befindet sich eine kleine Pforte, in deren Innerem ein kleines finsteres Gemach für die Nachtpatrouillen ist.

Ehemals war die Ringmauer der Stadt Chartres von deren Häusern ziemlich fern. Zwischen beiden war ein sehr großer Raum, welchen Gärten, öffentliche Plätze, Gehölze und Getreidefelder ausfüllten. Im Laufe der Zeiten sind an deren Stellen große Gebäude, Kirchen und Klöster gekommen. Doch diese Vergrößerung der Stadt hat ein Ende, denn Chartres baut keine neuen Häuser mehr.

Wollten wir das Innere der Stadt besichtigen, so müßten wir von ihren religiösen Denkmälern der Baukunst sprechen, denn sie sind hier ohne Zweifel das Merkwürdigste, und namentlich verdient die Kathedrale, eins der grandiosesten Werke gothischer Architectur, genannt zu werden. Doch sind diese frommen Monumente nicht die Gegenstände dieses Aufsatzes, und gehen wir daher nicht weiter als bis an das Wilhelmsthor und die Wallmauer, mit welcher es verbunden ist.

Chartres wurde unter der Regierung Karls VI. von den Engländern genommen und im Jahre 1432 von Dunois wieder erobert. Die Calvinisten belagerten es 1568

vergeblich. Heinrich IV. bemächtigte sich der Stadt 1591 und wurde im Jahre 1593 in ihrer Kathedrale gesalbt.

Ehemals war Chartres die Hauptstadt des Volksstammes der Karnuten und hatte später verschiedene Gaugrafen zu Herren. Dieselben kleinen Gewalthaber besaßen außerdem noch die Grafschaften Blois und Champagne. Dann fiel Chartres an die Familie Chatillon, die sie an Philipp den Schönen verkaufte. Dieser verkaufte sie wieder an seinen Bruder Philipp von Valois, der sie, als er auf den Thron gelangte, mit der königlichen Krone von Frankreich vereinigte. Franz I. veräußerte sie nochmals und Ludwig XIII. kaufte sie im Jahre 1623 zum letzten Male zurück.

Ludwig XIV. erhob die Grafschaft Chartres zu einem Herzogthum und verlieh es dem Hause Orleans. Nun gehörte es mit zur Apanage des jedesmaligen ältesten Sohnes dieses Hauses, bis zum Jahre 1830, wo diese Bestimmung anderen Einrichtungen Platz machte.

Der Thurm von Creſt.

Die Stadt Creſt iſt eine jener kleinen Städte von vier bis fünftauſend Einwohnern, welche in allen Ländern unter ihren Schweſtern die Mehrzahl bilden.

Sie liegt am rechten Ufer der Drome und hieß urſprünglich Crista Arnaudi, ein Name, den ſie wahrſcheinlich von einem ihrer Herren, der ſich Arnaud nannte, entlehnt hatte.

Anfangs war es nur ein kleines Fort, welches den Grafen von Valentinois gehörte, die mehrere Jahrhunderte lang ihre Grabſtätte in einem Kloſter des Ortes fanden.

Aus einer alten Inſchrift iſt zu erſehen, daß der Stadt Creſt von dem Grafen Aymar von Poitiers im Jahre 1188 mehrere Privilegien und Freiheiten bewilligt wurden. Dieſer Aymar war der Stammvater der jüngern Linie der Grafen von Valentinois.

Als Aymar im zwölften Jahrhundert, von mehreren Reiſigen begleitet, nach Montélimart gekommen war, wurde er von der Gräfin von Marſanne dringend gebe-

ten ſie gegen die Biſchöfe von Valence und von Die, welche Krieg gegen ſie führten, in Schutz zu nehmen.

Zu jenen Zeiten war es etwas ſehr gewöhnliches, daß Prälaten Schlachten lieferten. Aymar unterſtützte die Gräfin, und eine alte Chronik ſagt hierüber: „Dieſer Graf von Poitiers brachte ihr ſehr große Hilfe und eroberte mehrere Schlöſſer und Städte in dem Lande Valentinois. Und um die Dienſte, die ihr der genannte Graf erwieſen hatte, zu belohnen, bot ſie ihm die Hälfte ihrer ganzen Güter, oder wenn es ihm gefiele ſie ganz anzunehmen, ihre einzige Tochter zur Ehefrau an. Er ſchloß dieſe Ehe und wurde Herr des ganzen Landes.“

Das Gebäude, welches heutzutage in Creſt als Correctionshaus dient, iſt ein durch ſeine Form, Höhe, Feſtigkeit und kühne Bauart merkwürdiges architectoniſches Denkmal alter Zeit; es heißt der Thurm von Creſt und war ehemals ein Staatsgefängniß.

Dieſer Thurm iſt ein ſchönes Ueberbleibſel des Schloſſes, welches die kleine Stadt und den Uebergang über die Drome beherrſchte; er wurde zu verſchiedenen Malen, aber vergeblich, bei dem Ausbruch des Krieges gegen die Albigenſer von den Grafen von Montfort belagert.

Die kleinen Kriege, welche der Stadt Creſt zu ſchaffen machten, als es den Anſtrengungen der Kreuzritter, die an den feſten Mauern des Schloſſes ihre Lanzen brachen, trotzte, ſind zu ſehr von localem Intereſſe, als daß wir ſie nicht mit Stillſchweigen übergehen ſollten.

Nachſtehend wollen wir aber eine andere Geſchichte berichten, die vielleicht mehr die Aufmerkſamkeit des Le-

sers erregen wird; es ist die Historie von der Schäferin von Crest, bekannt unter dem Namen Isabelle Vincent.

Im Jahre 1670 geboren und nach den Grundsätzen des protestantischen Glaubens erzogen, wurde sie den damals bestehenden Gesetzen gemäß in die katholische Kirche geführt, wo sie die Mühe, welche sich die Priester sie zu unterrichten gaben, durch Aufmerksamkeit zu belohnen schien.

Sie kehrte jedoch bald zu ihrem ersten Glauben zurück, und da sie von ihrer armen Familie keine Unterstützung hoffen durfte, so ging sie zu ihrem Pathen, der sie zur Hüterin seiner Heerden machte.

Als sie eines Tags wie gewöhnlich auf der Weide war, trat ein Unbekannter zu ihr und sprach: „Du bist von dem Geist Gottes beseelt, von nun an wirst du prophezeien und deinen Brüdern in Christo den nahen Tag ihrer Befreiung verkündigen.“ Das junge Mädchen, von überspannter Imagination, lief in die nahen Dörfer und Weiler und rief die Bauern auf sich noch einmal mit den alten Feuergewehren ihrer Väter zur Vertheidigung ihrer Religion zu bewaffnen.

Der Name der Hirtin von Crest erschallte weit und breit im Lande Dauphiné; von allen Seiten kamen die Leute herbei um sie zu hören und kehrten voll Bewunderung für sie in ihre Heimath zurück. Selbst bis nach Holland drang ihr Ruf; der Minister Jurieu schrieb an seine Glaubensgenossen, daß die Hirtin von Crest zur Stütze und zum Trost der protestantischen Kirche von der Vorsehung erwählt und berufen sei. Die Begeisterung

für die Predigten jenes jungen Mädchens kann man ſich nur erklären, wenn man ſich den Geiſt der Zeit, in welcher ſie auftrat, vergegenwärtigt.

Die proteſtantiſche Religion wurde damals durch die feindſeligen Edicte Ludwigs XIV. auf's Aeußerſte verfolgt; dieſer Glaube war auf der ganzen Gebirgskette, die ſich von den Alpen bis zu den Sevennen hin ausdehnt, der herrſchende; er hatte hier ſeine zahlreichſten Anhänger, ſeine eifrigſten Vertheidiger.

Auf den Gipfeln ſteiler Berge wohnten einfache Landleute, welche die Predigten mit der ganzen Andacht längſt vergangener Zeiten anhörten und deren Glaubenseifer durch die neu erwachte Verfolgungsſucht nur noch ſtärker und innerlicher geworden war.

Bei jeder Religionsverfolgung aller Zeiten ſind begeiſterte Menſchen, die man Propheten nannte, aufgeſtanden, welche beſſere Tage verkündigten und auf dieſe Weiſe Hoffnung in die Herzen ihrer Glaubensbrüder pflanzten.

Selbſt der ſo ſtrenge, allen Wundern gänzlich abholde Calvinismus hatte ſeine begeiſterten Seher; das Gebirge widerhallte von begeiſterten Reden. Arme Weiber, junge Mädchen, wie die Hirtin von Creſt, predigten, vom Geiſte Gottes beſeelt, trotz aller Qualen und Strafen; alle beſaßen die Gabe abweſende Dinge zu ſehen, ſie bemerkten die noch fernen Detachements der Stadtmilizen oder der Dragoner, die beauftragt waren die ſtrengen Befehle Ludwigs XIV. auszuführen, und ſie benachrichtigten ihre Glaubensgenoſſen hiervon.

Und während der nach Plünderung gierige Soldat die Hütten der Armen niederbrannte und deren Heerden wegführte, hörten die frommen Gebirgsbewohner das Wort würdiger Paſtoren oder gottbegeiſterter Jungfrauen, die im Angeſicht brennender Scheiterhaufen von den Wundern der Güte Gottes ſprachen, mit tiefer Inbrunſt an.

Das St. Johannsthor zu Provins.

Namentlich im letztvergangenen Jahrhundert sprach man dem Mittelalter den Sinn für ächte Kunst gänzlich ab, und doch beweisen tausend und aber tausend Schönheiten der gothischen Architectur gerade das Gegentheil und die, wenn auch zuweilen etwas schwerfälligen, Formen derselben geben wahrhaftig Niemandem das Recht das Mittelalter eine Zeit der Barbarei in den Künsten zu nennen. Es gehört Genie dazu solche alte Kathedralen zu bauen, die vor dem erstaunten Auge in hoher Kühnheit und schöner Ausführung erscheinen.

Das St. Johannsthor zu Provins ist eins der kostbarsten Denkmäler des Mittelalters. Man glaubt, daß es zu verschiedenen Zeiten erbaut worden ist, weil der obere Theil desselben von anderer Bauart ist als der untere. Dieser besteht aus dickem, schwerfälligem Gemäuer, die Spitze ist aber offenbar von neuerem Styl und scheint in der Epoche der Renaissance unter der Regierung Franz I. gebaut worden zu sein. Das Thor hat seine Stärke in zwei zu beiden Seiten stehenden zwar ungestalten, aber äußerst festen Thürmen.

Da wir einmal von diesem Thore sprechen, wollen wir einige Worte über Provins selbst, diese alte, ehemalige Hauptstadt des Ländchens la Brie und die in seinen Mauern vorgefallenen historischen Begebenheiten sagen. Die Stadt, welche von den Römern gegründet wurde, war die Residenz jener edlen Grafen, die unter dem Familiennamen Thibaut sich als tapfere Ritter, Minnesinger, Gründer von Städten und Klöstern und Stifter eines ehemals weit und breit bekannten Jahrmarkts einen ruhmvollen Namen in der Geschichte erworben haben. Glücklich sind die, welche die Macht haben dauerhafte Werke zu stiften und dabei zugleich von poetischem Geist beseelt sind.

Die Thibauts gründeten die berühmte Messe von Provins, zu welcher Schaaren von Kaufleuten von allen Punkten Frankreichs zogen; diese Messe wurde hinter festen Mauern abgehalten, denn man mußte die Händler und Einkäufer gegen die Plünderungen der edlen Raubritter schützen.

Wie wir schon bemerkten, war Provins der Wohnsitz der Grafen von Champagne; hier wurde geboren und lebte jener Thibaut, der Geliebte der Königin Bianca, welcher beschuldigt wurde Ludwig VIII., seinen Oberlehnsherrn, in Folge eines heftigen Streites vergiftet zu haben.

Als der junge Ludwig IX. gesalbt wurde, erschien Thibaut auch nicht in der Kirche, denn er hätte mit allen den geschwätzigen und indiscreten Herren des Hofes Streit und Händel bekommen.

Die Barone thaten alles Mögliche, um den Grafen Thibaut in ihr Bündniß, welches gegen die Regentschaft der Königin Bianca gerichtet war, zu locken, denn er

war ein tüchtiger Kämpe. Vielleicht wäre es ihnen auch gelungen, aber die Königin, welche ihre Macht über sein Herz recht wohl kannte, ging in der Nacht bei Mondenschein in sein kleines Schloß, wo er, liebend an sie denkend, auf seinem Bette lag. Sie sah ihn so zärtlich an, daß er ausrief: „Meiner Treu, Madame, mein Herz und all' mein Gut steht euch zu Diensten; es giebt nichts was ich nicht thäte, wenn es euch gefiele, und niemals, so Gott will, werde ich gegen euch und eure Kinder Waffen tragen."

Von da an wurde der arme Graf ganz schwermüthig, denn es kam ihm immer in's Gedächtniß jener sanfte Blick der Königin und ihre schöne Haltung; zu dieser Zeit ging die Liebe in seinem Herzen auf.

Auf diese Weise blieb Thibaut von seinen edlen Gefährten und ihren Plänen getrennt. Diese wollten sich rächen, sie sagten: „Dieser Verräther von einem Grafen verläßt uns schmählich, nun gut, so wollen wir seine Güter nehmen." Der König widersetzte sich ihrem Ansinnen: „Wenn ihr nicht aufhört Thibaut zu belästigen, so werden wir unsere Schlachten zu seiner Vertheidigung schlagen." — „Sire, laßt uns ziehen gegen den Champagner" (Grafen nämlich, gegen den Wein würden Andere auch zu Felde ziehen). „Wir wollen mit dreihundert Pferden weniger als er hat auf ihn los marschiren." — „Niemals," antwortete der junge Ludwig, den seine Mutter einsouffirte; „nie will ich hören noch leiden, daß man Thibaut ein Leid anthue."

Doch die Freundschaft dauerte nicht lange. Zwei Jahre später wuchsen die Domainen des Sire Thibaut

um ein Bedeutendes; er hatte von seinem verstorbenen Oheim das Königreich Navarra und vierhunderttausend Livres Geld geerbt.

Auf diese Weise zur Würde eines Königs und zu außerordentlichem Reichthum gelangt, faßte er vom neuem den Gedanken eines Feudalbündnisses gegen die wichtigen Rechte der Oberlehnsherrlichkeit.

Der König von Frankreich wurde von diesem Plane unterrichtet, und schon war seine Armee bereit in die Champagne einzufallen, als der König von Navarra alle seine Unterwürfigkeit ihm zu erkennen gab und seinen Huldigungseid erneuerte. Der Papst hatte ihn in seinen Schutz genommen (denn es galt ja Auflehnung zu unterstützen), weil, wie er vorgab, Thibaut als edler Pilgrim sich mit dem Kreuz bekleidet, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen und in einem frommen Gesang den Kreuzzug gepredigt hatte.

Thibaut ging nun an den Hof Ludwigs IX., um seine Dame wieder zu sehen; aber der früher gegen ihn gehegte Haß hatte an innerer Kraft unterdeß zugenommen; die Brüder des Königs liebten den Grafen von Champagne keineswegs, sie argwohnten den Ehebruch ihrer Mutter, so daß eines Tages der Graf Robert den Thibaut durch seine Troßbuben und Knechte ergreifen ließ, die ihn als Zeichen der Entehrung auf einen alten schlechten Gaul, dessen Schweif sie abgeschnitten hatten, banden; dann warfen sie Lumpen über ihn und applicirten auf sein Gesicht eine Maske von weichem Käse. Thibaut kochte vor Wuth über diesen Schimpf, er begehrte Kampf auf Tod und Leben, aber die Königin

Blanca befahl ihm Vincennes zu verlaſſen, und der König von Navarra war den Befehlen ſeiner geliebten Herrin wie immer gehorſam.

Noch vor wenigen Jahren konnte man mehrere auf die Fenſter einer Kirche gemalte Verſe leſen, die dem Grafen Thibaut zugeſchrieben wurden; in jenen alten Zeiten dienten Kirchenfenſter zu Notiztafeln, um ihnen die ſüßen Gedanken der Liebe anzuvertrauen.

Als die Grafſchaft Champagne mit der Krone vereinigt wurde, ward Provins eine königliche Privatdomaine. Seitdem iſt ſie nie wieder vom Staatsbeſitz getrennt worden; deſſenungeachtet zeigte ſich die Stadt unter den Herzögen von Guiſe ſtark liguiſtiſch geſinnt; ſie ergriff die Partei der Katholiken und wurde im Jahre 1592 von Heinrich IV. belagert, der ſich nach dreitägigem hartnäckigem Widerſtand ihrer bemächtigte.

Die Alterthümlichkeiten haben durch die Verheerungen der Zeit und der Kriege bedeutend gelitten; trotzdem ſind noch einige ziemlich gut erhalten, von denen wir nur das Gebäude, gewöhnlich Cäſar's Thurm genannt, anführen, der uns jedoch nicht von römiſcher Conſtruction zu ſein ſcheint.

Der

große und der kleine Chatelet zu Paris.

Als die ganze Stadt Paris noch auf die Insel der Cité zusammengedrängt war, da umgaben es von allen Seiten dicke, hohe Mauern, deren Einerlei nur in gewissen Entfernungen von starken Thürmen unterbrochen wurde, von denen man bei den kürzlich geschehenen Nachgrabungen noch einige Trümmer aufgefunden hat. Mit dem Lande über der Seine communicirte man durch zwei hölzerne Brücken, deren eine, die große Brücke genannt, jetzt den Namen Pont-au-Change bekommen hat, währenddem die andere ihren Namen kleine Brücke bis auf den heutigen Tag behalten hat. Um diesen Flußübergängen Schutz zu verleihen, baute man zwei Vesten, eine Art Burgen, welche ihrer geringen Ausdehnung wegen Chatelets (kleine Schlösser) genannt wurden. Wie es die große und die kleine Brücke gab, so gab es auch den großen und den kleinen Chatelet. Dies waren anfangs nur Bauten aus Holz, denn man erfährt durch die Chronikenschreiber jener Zeit, daß bei der famosen Belagerung von Paris durch die Normannen der Thurm des kleinen Chatelet niedergebrannt wurde. Wenn diese beiden Fe-

stungen zerstört worden wären, so würde die auf die Insel eingeschlossene Bevölkerung in die Lage gekommen sein entweder Hungers zu sterben, oder sich zu ergeben. Diese Gefahr sahen die Pariser sehr wohl ein, denn sie schlugen sich mit einer Erbitterung, die wenige Beispiele in der Geschichte hat. Die Wallgräben waren fast ganz durch verstümmelte Leichen ausgefüllt und das Wasser der Seine sah von dem stromweise vergossenen Blute roth.

Als Philipp August im Jahre 1198 Paris mit einem Steinwall umgab, baute er auch den kleinen Chatelet, der durch die Belagerungen, von denen die Hauptstadt heimgesucht wurde, bedeutend gelitten hatte, wieder auf. Diese kleine Burg wurde mit den dicken Mauern des Pré des Garlandes (jetzt rue Galande) und des Elendsthales (jetzt quai des Augustins) verbunden.

Die Gebäude des kleinen Chatelet bestanden aus drei viereckigen Thürmen von mittlerer Höhe, die untereinander durch eine Art festungähnlicher Gallerie verbunden waren. Drei und dreißig mit Eisengittern versehene Fenster gaben den verschiedenen Stockwerken der Veste von der Flußseite her Tageslicht, und in den unterirdischen Räumen befanden sich sechzig Kasematten oder Kerker.

Von der Regierung Philipp August's an bis zu der des heiligen Ludwig hanthierten in dieser Veste fast nur Kriegsleute und Justizmänner; sie diente nämlich zum Vereinigungspunkt der ausgehobenen Mannschaften, wenn der König in den Krieg ziehen wollte, und zum Filial des großen Chatelet, sobald die Anzahl der Gefangenen in diesem so beträchtlich wurde, daß man sie nicht mehr alle unter Schloß und Riegel bringen konnte.

Als unter der Regierung Philipps des Schönen durch Unterdrückung des Ordens der Templer, dieser ritterlichen Mönche, der Staatsbesitz durch deren unermeßliche Güter beträchtlich vermehrt wurde und auch der Palast du Temple und mehrere andere Gefängnißhäuser an den Staat fielen, da glaubte man sich des kleinen Chatelet nicht mehr zu diesem Besuch bedienen zu dürfen und er wurde deshalb fast gänzlich verlassen.

Nach Verlauf von mehr als achtzig Jahren befahl Karl VI., daß die Gefängnisse dieser Veste von neuem in Stand gesetzt würden, um im Nothfall dem großen Chatelet als Aushilfe zu dienen. Man ließ die Gebäude desselben durch Maurer untersuchen und fand, daß sie sicher und hinreichend Luft enthielten, mit Ausnahme von drei unterirdischen Kerkern, in denen die Gefangenen wegen Luftmangels nicht lange leben konnten.

Im Jahre 1402 bestimmte derselbe König diese Veste für den Oberrichter von Paris „als sichere und anständige Wohnung." Die Gegenwart dieser Magistratsperson verhinderte jedoch nicht die Metzeleien, welche am 12. Juni 1417 von der burgundischen Partei gegen die Gefangenen ausgeübt wurde.

Die Pariser waren der unerträglichen Tyrannei des Grafen von Armagnac müde. Die reichen Bürger und einige Mitglieder des Magistrats hatten sich versammelt und entschieden, daß der Herzog von Burgund und seine Anhänger in die Stadt eingelassen werden sollten, um den schrecklichen Grausamkeiten, welche vorbereitet wurden, vorzubeugen. Der Graf von Armagnac hatte nämlich mehrere tausend Ellen grober Leinewand gekauft, unter

dem Vorgeben Zelte, in Wahrheit aber um Säcke daraus machen zu lassen, in welchen er von dem Thurm des kleinen Chatelet herunter während der Nachtzeit tausende von Weibern in die Seine werfen lassen wollte, da er es nicht wagte diese scheußliche Grausamkeit am hellen, lichten Tage zu begehen. Diese Ersäufungen hatten bereits begonnen.

Bei dem durch einen Viertelsmeister, Namens Eustachius Cocpeau, auf dem Maubertplatz, später Katzenplatz genannt, gegebenen Signal stürzte sich das Volk, mit dem sich eine Menge Räuber verbanden, in blinder Wuth auf die Armagnac's und auf die, welche aus Neigung oder in Folge ihrer Functionen an ihnen hielten.

Diese Rasenden liefen in alle Häuser und Gasthöfe, um die Armagnac's oder deren Anhänger aufzusuchen, und sobald sie Personen fanden, die ihnen verdächtig schienen, so wurden sie erwürgt oder auf die Straße geschleppt und todt geschlagen.

Als sich die erste Wuth gelegt hatte, ließen die Führer der Volkshaufen beim Schall einer Trompete das Verbot die Metzeleien und Plünderungen fortzusetzen, verkündigen, aber zugleich wurde allen Denen, welche Anhänger der Armagnac's in ihrem Hause verbärgen, bei Todesstrafe eingeschärft diese auf der Stelle auszuliefern.

Nun füllten sich die Gefängnißhäuser, der große und kleine Chatelet, der Louvre, der Tempel, Saint-Eloy, Saint-Magloire und Saint-Martin-des-Champs, das Fort l'Evêque, die Conciergerie, Vincennes, die Bastille durch schnell hinter einander folgende Arrestationen der-

gestalt mit Gefangenen an, daß man noch zu Klöstern und Privathäusern seine Zuflucht nehmen mußte. —

Unter der Regierung Heinrichs III. wurde der kleine Chatelet Staatsgefängniß und während der Unruhen der Fronde diente es zum Generalquartier für die ausgehobenen Truppen. Die Royalisten nannten damals dies Gebäude die Kaserne des Kardinals von Retz. In dem kleinen Chatelet wurde auch jenes berüchtigte Regiment von Corinth gebildet, bewaffnet und equipirt, welches seinen militairischen Ruf und seine Fahnen eine halbe Stunde von Paris an den Ufern der Marne einbüßen sollte. Einige Compagnien königlicher Truppen reichten hin es in Unordnung zu bringen, und die Witzbolde jener Zeit nannten dies Rencontre die erste Epistel an die Corinther. Die Soldaten des Coadjutors suchten indeß nicht die gefährliche Ehre einer zweiten Zusammenkunft mit den Truppen des Königs, indem sie sich mit ihrem martialischen Ehrgeiz darauf beschränkten den kleinen Chatelet und den Palast des Erzbischofs militairisch besetzt zu halten, wo sie, wie ein Zeitgenosse sagt, „eine für Leute dieser Art delicate Küche und Wein, so viel sie wollten, hatten."

Unter der Regentschaft und der Regierung Ludwigs XV. wurde der kleine Chatelet immer, wie auch vorher, als Filialgefängniß des großen Chatelet benutzt. Als das Detentionshaus, genannt la Tournelle (das Thürmchen), zerstört wurde, übergab man die Gefangenen der Jurisdiction des kleinen Chatelet. Unter der Regierung Ludwigs XVI. von neuem gänzlich geräumt, wurden

davon die Zimmer, welche auf den Fluß hinausgehen, für Wechſelſchuldner beſtimmt; da aber beim Parlament zahlreiche Klagen über die Unreinlichkeit und Ungeſundheit dieſes Gefängnißhauſes einliefen, deſſen Luft durch die ſchädlichen Ausdünſtungen des nahen Hotèl-Dieu verpeſtet wurde, ſo nahm man die Detenirten heraus und vertheilte ſie in verſchiedene andere Gefängnißhäuſer von Paris.

Der kleine Chatelet wurde in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts (1780) niedergeriſſen.

Der große Chatelet hatte die Form eines regelmäßigen Vierecks. Nach der Flußſeite zu ward es durch eine vierzig Fuß hohe Mauer, die in gewiſſen Zwiſchenräumen durch Thürmchen unterbrochen war, gedeckt, und zwiſchen den Zinnen der ſchwarzen und riſſigen Mauer, welche Ranken von Schlinggewächſen, Winden und Mauerkraut zierten, guckten die eiſernen oder bronzenen Feuerſchlünde der Kriegsmaſchinen hervor. Ein durch Kanonen und Fallgitter vertheidigtes breites Thor diente zur Communication mit der Stadt, zunächſt mit der rue Saint-Denis und durch dieſe mit den anliegenden Straßen und Quartieren. Von der Dyoniſiusſtraße aus hatte der Anblick des großen Chatelet etwas Düſteres und Furchterweckendes; die Mauer, noch zehn Fuß höher als die nach der Flußſeite zu, war in ungleichen Zwiſchenräumen von engen Luken durchbrochen, die mit Eiſenſtangen und Gittern geſchloſſen waren. Dieſe feſte und breite Mauer krönte in ihrer ganzen Länge eine Art ſchmaler Terraſſe, auf welcher Wachthäuschen für die Schildwachen ſtanden,

welche Tag und Nacht die strengste Aufsicht über die Gefangenen führten.

Als Philipp August durch die Ringmauer von Paris den großen Chatelet mit eingeschlossen hatte, war diese Veste zur Vertheidigung der Stadt von keinem Nutzen mehr und man verlegte nun in dessen Räume den Sitz der Jurisdictionen des Oberrichters und Amtmanns von Paris.

Die zur Ausübung der Justiz bestimmten Säle waren in dem nach Abend zu gelegenen Theile des Schlosses; die Zimmer des östlichen Theils waren dagegen für Wachtcorps, die Gerichtsdiener, Notare, Boten, alles Personen, welche zu dem Gerichte in unmittelbarer Beziehung standen, bestimmt. Die Gefängnisse nahmen die untere Etage, die auf die Dyonisiusstraße hinausging, ein und die Kerker befanden sich unter diesen Gefängnissen in den Kellerräumen. Die Souterrains, welche die Wellen der Seine benetzten, wurden gelegentlich zu Magazinen für Waffen und Mundvorräthe benutzt. Außer dem oben erwähnten Thore hatte die Veste an ihrer Hauptfronte noch drei große Eingangspforten, welche sowohl für Fuhrwerk als auch für Fußgänger bestimmt waren; die erste führte von der Gerberstraße her mittelst einer schmalen und steilen Treppe in die Gerichtssäle; durch die zweite, die an die Pförtnerwohnung grenzte, gelangte man in einen dunkeln, engen Hof, in welchem die weniger gravirten Gefangenen zuweilen frische Luft schöpfen durften; und die dritte Pforte führte in die Zimmer der Gerichtsdiener und Unterbeamten der Justizbehörde. Ein schmutziger, häßlicher Verschlag, der sich unter dem Ge-

wölbe des Hauptthores befand, bot einen für jeden Menschen widerlichen und betrübenden Anblick dar. In diesem Loche, in welches nur durch die Hälfte eines kleinen Fensters Tageslicht dringen konnte, wurden die Ertrunkenen und die in den Straßen von Paris Ermordeten zur Schau ausgelegt. Ein altes blutiges Gitter und eine Eisenbarre trennte den Zuschauer von diesem fast immer in Fäulniß übergegangenen Haufen todter Menschen.

Zur Gerichtsbarkeit des großen Chatelet gehörte auch der Scharfrichter. In dem südlichen Theile des alten Gebäudes sah man ein kleines gewölbtes und düsteres Gemach, welches den Beinamen „Höllenloch" bekommen hatte. In dieses begab sich an dem Tage einer Hinrichtung der Henker, um von dem Criminalrichter die nöthigen Befehle zur Ausführung eines Urtels zu empfangen.

Während der Bürgerkriege war der große Chatelet häufig der Schauplatz lebhafter und blutiger Scenen. Zur Zeit des Processes der Tempelritter war die Veste für einige Zeit der Aufenthaltsort einer großen Menge von Soldaten, welche Philipp der Schöne nach Paris hatte kommen lassen. Während der Kriegsunruhen unter der Regierung Karls VI. diente sie abwechselnd der Partei des Herzogs von Burgund und der des Grafen von Armagnac als Citadelle und Gefängniß. Als die erbitterten Kämpfe der Ligue ausgebrochen waren, war der große Chatelet, so zu sagen, ein fortwährendes Schaffot, auf welchem die unschuldigsten Menschen, die besten Bürger, die unbestechlichsten Beamten wegen ihrer Liebe zur Ordnung und ihrer Hingebung für das Vaterland durch

die Ränke des römischen und des spanischen Hofes ihr Leben einbüßen mußten. Nachstehende Thatsache verdient eine Stelle hier zu finden.

Am 2. September des Jahres 1308 ließ der damalige Oberrichter von Paris, Peter Jumel, einen jungen Mann, Namens Peter Barbier, aus Rouen gebürtig, hängen. Dieser junge Mann war überführt worden auf der Landstraße einen Menschen angefallen und beraubt zu haben. Nun ergab es sich, daß der Verurtheilte ein pariser Student war. Da eins der Privilegien der Universität darin bestand, daß alle ihre Mitglieder von der weltlichen Justiz ausgeschlossen waren, so ließ der Rector, empört über diesen Eingriff in seine Rechte, alle Classen schließen und da er diese Beeinträchtigung der geistlichen Gerechtsame dem Bischof von Paris angezeigt hatte, so erließ die geistliche Oberbehörde der Hauptstadt am 7. September an alle Pfarrer die Verordnung sich des andern Morgens, dem Tage der Geburt Maria's, in der Bartholomäuskirche einzustellen, um sich von da in Procession mit Banner, Kreuz und Weihwasser in den großen Chatelet und von diesem in die angrenzende Wohnung des Oberrichters zu begeben, gegen welche ein jeder einen Stein werfen und ausrufen sollte: „Hebe dich weg, verfluchter Satanas, gieb deiner heiligen Mutter, der Kirche *), Genugthuung, die du entehrt und in ihren Vorrechten beeinträchtigt hast. Sonst möge über dich dasselbe Loos wie über Dathan und Abiron kommen, welche die Erde lebendig verschlang."

*) Da hat die geistliche Oberbehörde einmal ein wahres Wort gesprochen. — Anm. d. Ueberf.

Eilf bis zwölftausend Schüler der Universität folgten der Procession und gaben laut die Absicht zu erkennen den Chatelet, ungeachtet der beträchtlichen Verstärkung von Bogenschützen, welche der Oberrichter zu seiner Hilfe herbeigerufen hatte, anzugreifen. Die Weisheit des Monarchen setzte dieser beunruhigenden und betrübenden Manifestation ein Ziel. Ein Herold kam mit verhängtem Zügel vom Louvre her gesprengt und verkündigte den auf dem Schloßplatze versammelten Studenten, daß der König ihre Klagen erwägen und der Universität ihr Recht angedeihen lassen werde.

Der König hielt Wort; der Oberrichter von Paris wurde seines Amtes entsetzt und der Monarch wies außerdem auf den Staatsschatz eine jährliche Rente von vierzig Livres an, zur Gründung von zwei Kaplanstellen, deren Wahl zur Sühne für erlittene Beleidigung der Universität vorbehalten bleiben sollten.

Nun war aller Groll vergessen, und die Universität fuhr fort mit dem Oberrichter und dem Chatelet in gutem Einverständniß zu leben.

Ludwig XIV. ließ im Jahre 1684 den großen Chatelet abbrechen und an dessen Stelle neue Gebäude aufführen. Im Jahre 1804 wurden auch diese weggerissen, und aus dem Schloßraum wurde der schöne Platz gemacht, auf welchem sich jetzt zum Ruhme der großen Armee die Siegessäule Napoleons erhebt.

Das Schloß Rouſſillon.

Dieſes Schloß, das eine Stunde von Perpignan unfern der ſardiniſchen Grenze liegt, wurde auf den Grund des römiſchen Caſtells Ruscino gebaut. Schon unter der Herrſchaft der Römer war es zu einer Stadt emporgewachſen, die ihren Namen dem ganzen umliegenden Lande, deſſen Mittelpunkt ſie war, verlieh und das jetzt das Departement der Oſtpyrenäen, die Diſtricte Valleſpir, Conflans und Cerdagne in ſich begreift.

Bei Nachgrabungen findet man noch immer römiſche Münzen und Fundationen von Gebäuden, die bedeutend geweſen zu ſein ſcheinen; im Jahre 1768 grub man hier eine Menge Säulen, Capitäler, Karnieſe und marmorne Sockel aus dem Schooße der Erde hervor. Die architectoniſchen Reſte alter Zeiten in dieſer Stadt beſtehen nur noch in einem durch ſein hohes Alter merkwürdigen Thurm, in Bruchſtücken öffentlicher Bäder und einigen Spuren feſter Wälle; der Thurm iſt rund und hat eine prachtvolle Lage, ſchon von weiter Ferne erblickt man ſeine durch das Alter geſchwärzten, bemoosten Mauern. Einige Strohhütten, ungefähr ſechs oder ſieben Häuſer

unfern des Thurmes und eine alte Kapelle, die jetzt als Kaufgewölbe dient, — das iſt Alles, was von der ehemaligen römiſchen Colonie übrig geblieben iſt, und noch dazu ſind dieſe verfallenden Wohnungen aus den Ueberbleibſeln einer auf den Ruinen von Ruscino gegründeten Burg gebaut. Trümmer auf Trümmer, Ruinen auf Ruinen, das iſt die Bewegung der Zeit, das iſt das Schreiten der Jahrhunderte.

Das Schloß Harcourt.

Die Verheerungen der Zeit und der Revolutionen haben das Aussehen dieser alten Burg, die unfern der Stadt Lillebonne liegt, und deren Gründung den Normannen, die von der schönen Lage dieser alten Stadt der Normandie angelockt wurden, zuzuschreiben ist, — gar sehr verändert. Der Baustyl jeder Epoche ist deutlich daran zu sehen, wodurch die ursprüngliche Architectur fast ganz unkenntlich geworden ist.

Wenn man durch ein kleines Pförtchen die Ringmauer passirt hat, gelangt man in einen ungeheuren Hof, in welchem ein grüner Flechtenteppich einen Haufen Ruinen halb bedeckt, der ihnen einen feierlichen, bedeutsamen Ausdruck verleiht. Links von der Eingangspforte erhebt sich der Wilhelmsthurm, auch Thurm von Lillebonne genannt. Er ist vom zerrütteten Hauptgebäude durch eine Zugbrücke getrennt, die über einen drei und dreißig Fuß breiten und sehr tiefen Wallgraben geworfen ist. Der Durchmesser dieses Thurmes beträgt zwei und funfzig Fuß und ist zwischen dem Gemäuer und dem leeren Raum gleich getheilt; die Mauern haben nämlich eine

Stärke von dreizehn Fuß. Die spitzbogigen Fenster und die Gewölbekanten, mit herabhangenden eleganten Zierrathen überladen, legen schon Zeugniß ab von jenem Zeitalter der Vervollkommnung, oder wenn man lieber will, der sinnreichen Nachahmung, mit welcher die Originalität romantischer Auffassungen der vermittelnden Architectur anfing den Einfluß eines classischeren Baustyls anzuerkennen und zu erleiden. Auf die Spitze des Thurmes gelangt man mit einiger Mühe durch Schutt, den die Zeit täglich mehr anhäuft; aber von diesem hohen Punkt aus genießt man eine der entzückendsten Fernsichten der ganzen Normandie. Dieses Schloß ist ein wahrer Schatz alter, interessanter Erinnerungen, denn die Geschichte desselben ist mit der Wilhelms des Eroberers eng verbunden. Von hier aus leitete er alle die Vorbereitungen, um England zu erobern.

Nach dem Tode Eduards des Keuschen stritten sich zwei Bewerber um dessen Thron. Diese waren Wilhelm der Bastard, Herzog der Normandie, und Harold, der Sohn eines sächsischen Ochsenhirten, der durch die außerordentlichen Dienste, die er seinem Lande geleistet hatte, einer der angesehensten Männer des Königreichs geworden war. Wilhelm stützte seine Anrechte auf seine Verwandtschaft mit Eduard; auf eine Erbschaftsurkunde, die er, wie er sagte, von ihm erhalten hatte, von welcher er aber keinen Beweis beibringen konnte; auf den Eid der Treue, den er Harold abgepreßt hatte, und auf eine Bulle des Papstes, welcher ihm England gegen das feierliche Versprechen zuerkannte ihm und seinen Nachfol-

gern einen Tribut, der St. Peterspfennig genannt, pünktlich auszuzahlen. Harold setzte diesen Ansprüchen seine Tugenden, seine Talente, seinen Muth, seine Reichthümer, seine außergewöhnliche Popularität und das Wort des sterbenden Königs, der ihn zu seinem Nachfolger designirt hatte, entgegen. Diese Titel galten mehr als jene, namentlich in einem Lande, welches ein Wahlreich war. Auch wurde Harold einstimmig zum König von England gewählt und zu allgemeiner Genugthuung als solcher ausgerufen. Wilhelm rechnete, obgleich er soviel Lärm von seinen Rechten gemacht hatte, auch nur auf seinen guten Degen und berief sich davon auf das Urtheil der Bretagner. Er lud ganz Europa zur Plünderung Englands ein, und sechs Monate lang strömten eine Menge nach Ruhm und Glücksgütern gieriger Männer nach der Normandie. Zu gleicher Zeit predigte der Papst einen Kreuzzug gegen den excommunicirten Harold, so daß der Glaubenseifer unter die Fahnen des Bastards auch solche zog, die menschliche Rücksichten nicht zu diesem Schritt bewegen konnten. Im Monat September 1066 vereinigten sich die Flotillen Wilhelms zu Saint-Valery, um über den Kanal diese Horden von Raubgesellen zu transportiren, welche jenseits des Wassers die Sitten und den Geist ihrer nordischen Urväter wieder annahmen.

Unbestimmte Gerüchte über diese ungeheuren Rüstungen, die gefürchtete Intervention des Papstes, das Erscheinen eines Kometen, düstere Prophezeiungen, welche Eduard auf seinem Todtenbette ausgesprochen haben sollte, Alles dies verbreitete in England abergläubische Furcht und Entsetzen; aber Harold, voll Jugendkraft, Feuer,

Geist und Hoffnung, kämpfte durch sein Beispiel und seine Reden gegen diese gefährlichen Einflüsse und belebte den Muth kleinmüthiger Seelen wieder durch Vertheidigungsmaßregeln, welche mit der allgemeinen Furcht in richtigem Verhältniß standen. Seit mehreren Monaten schon campirte er mit seiner Armee an der Südküste Englands und erwartete die Normannen, als er erfuhr, daß die Norweger plötzlich an der Nordküste, in Northumberland, erschienen seien. Ebenso schnell in dem Entwerfen von Plänen, als in der Ausführung derselben, marschirte Harold spornstreichs auf die Norweger los, um sie aus dem Lande zu jagen und dann rasch zum Empfang der Normannen zurückzukehren. Aber während er unter den Mauern York's einen vollständigen Sieg erfocht und dem norwegischen König die sechs Fuß Land, die er ihm vor Beginn der Schlacht stolz versprochen hatte, redlich gab, war das normännische Banner mit den drei Löwen an den Gestaden Englands aufgepflanzt worden.

Mit demselben Ungestüm, der ihn zu den Norwegern geführt hatte, wendete er sich jetzt zu den Normannen, ohne seinen Soldaten die nöthige Zeit zur Ruhe zu lassen und ohne die neuen Mannschaften zu erwarten, welche ihm von allen Seiten Englands zuströmten. Der feurige Sachse, durch die Erzählungen von den durch die Eindringlinge begangenen Verwüstungen noch mehr angereizt, stürzte sich den Feinden entgegen, um sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Diese Schnelligkeit wurde unheilbringend für ihn; denn die Truppen, welche er in dieser Eile nur sammeln konnte, waren bei weitem weniger zahlreich, als die feindlichen, während daß einige Tage

Aufschub ihm die numerische Uebermacht würde gesichert haben. Er hoffte durch seine wahrhaft bewundernswerthe Blitzesschnelle unversehens über die Normannen herzufallen, wie er es eben mit den Norwegern gethan hatte. Aber der behutsame Wilhelm war auf seiner Hut; denn kaum hatte er seine Truppen ausgeschifft, als er sich mit ihnen hinter ein festes Lager verschanzte, und sie gingen nur unter dem Schutz von Cavalleriedetachements, welche das Land ausforschten, auf Plünderung aus. Auf diese Weise in seiner Hoffnung die Normannen überraschen zu können getäuscht, ließ Harold seine Truppen einige Meilen von dem Feinde entfernt Halt machen und Verschanzungen bauen, hinter welchen er seine verschiedenen Armeecorps erwarten zu wollen schien; aber Wilhelm ließ ihm keine Zeit hierzu. Obgleich nun der Herzog der Normandie seine Lage, die ihm gebot den Angriff zu beschleunigen, sehr wohl begriff, so wollte er doch auch nicht den Einfluß moralischer Mittel, welche die Religion ihm gewährte, vernachlässigen. Er entsendete einen Herold, der den sächsischen König aufforderte den dem Herzog auf die heiligen Reliquien geleisteten Eid zu halten und der im Namen des Papstes den Zorn des Himmels auf den Eidbrüchigen und seine Anhänger herabrief. Der Kirchenbann beunruhigte das Gewissen der englischen Kriegshauptleute; als aber einer von ihnen daran erinnerte, daß ihre Güter schon im Voraus von dem Herzog unter die Normannen vertheilt worden seien, da stärkten sie sich wieder in ihrem früheren Entschlusse und schwuren auf Leben und Tod zu kämpfen. Indessen, immer noch einer abergläubischen Unruhe Gehör gebend, bemüh-

ten sie sich ihren König zu bereden keinen Theil an der Schlacht zu nehmen: „Harold," sagten sie zu ihm, „du kannst nicht läugnen, daß du, gezwungen oder freiwillig, dem Herzog der Normandie auf den Körper der Heiligen den Eid der Treue geleistet hast; warum willst du dich als Eidbrüchiger den Gefahren des Kampfes preisgeben? Für uns, die wir nichts beschworen haben, ist der Krieg eine traurige Nothwendigkeit, denn wir vertheidigen unser Vaterland. Laß uns daher allein die Schlacht liefern, unterstütze uns nur, wenn wir wanken sollten, und wenn wir sterben, räche uns." Allein der König erwiederte, daß seine Pflicht es erheische zu kämpfen. Auch verwarf er die Rathschläge seiner alten Hauptleute sich nach London zurückzuziehen und alles Land ringsum zu verwüsten, damit der Feind keine Subsistenzmittel finde. „Ich," antwortete er, „sollte das Land verwüsten, daß sich meiner Obhut anvertraut hat! Bei meiner Treu', das wäre Verrath; lieber will ich mit den wenigen Truppen, die ich habe, das Loos der Schlachten wählen und mit Gott für mein gutes Recht kämpfen."

Während der Nacht vor der Schlacht fielen in beiden Lagern mehrere ähnliche charakteristische Auftritte vor. Die Normannen, deren ursprünglicher Typus schon durch die Civilisation etwas verwischt war, fingen, nachdem sie ihre Waffen in Bereitschaft gelegt hatten, laut zu beten an, beichteten den Mönchen, die mit herübergekommen waren, empfingen das Abendmahl und widmeten sich religiösen Uebungen. Die Sachsen dagegen, in denen bei'm Nahen des Kampfes der alte Geist ihrer teutonischen Natur wieder erwacht war, zündeten große Holz-

stöße an, um deren Flammen sie sich setzten, indem sie ihre alten Kriegslieder erschallen ließen und große Hörner voll Gerstensaft und Meth dabei leerten.

Als der Tag anbrach, führte Wilhelm, der die Reiterei befehligte, seine Armee, nachdem sie die Messe gehört und vom Bischof von Bayeux den Segen empfangen hatte, zum Angriff auf das Lager der Sachsen. An seinem Halse hingen die heiligen Gebeine, auf welche Harold den Eid der Treue geleistet hatte; an einem Finger trug er ein Haar des heiligen Petrus, das unter einem Diamanten in einen Ring gefaßt war, und vor ihm flatterte die ihm vom Papst geschenkte und geweihte Fahne. Die Normannen rückten vor, indem sie die Romanze vom großen Roland sangen und dazwischen immer den Kriegsruf der Kreuzritter wiederholten: Gott helfe! Gott helfe!

Die Sachsen erwarteten den Feind hinter ihren Verschanzungen. Drei Mal griffen die Normannen mit Wuth an, und drei Mal zwangen die Sachsen mit ihren furchtbaren Streitärten, welche Lanzen und Schwerter zerbrachen und Rüstungen zersplitterten, den Feind zum Rückzug. Jetzt befahl Wilhelm, um die Engländer in's freie Feld zu locken, einem bedeutenden Cavalleriecorps vorzurücken und dann sogleich in Unordnung zu fliehen. Diese List gelang, denn, fortgerissen von ihrem Ungestüm und schon den Sieg errungen wähnend, stürzten sich die Krieger Harold's hinter ihren Pallisaden hervor; aber die Normannen kehrten schnell um, und da die Aenderung der Position ihren Waffen das Uebergewicht gab, so durchbrachen sie die Reihen der Sachsen und kamen mit ihnen zugleich in ihre Verschanzungen hinein. Nun ent-

stand der erbittertste Kampf; Harold und seine Brüder wurden an der Seite ihrer Fahne getödtet, welche die Normannen sogleich durch das päpstliche Banner ersetzten, und die Sachsen kämpften nicht mehr, um zu siegen, sondern um zu sterben. Sie setzten der Uebermacht bis zu hereinbrechender Dunkelheit verzweifelten Widerstand entgegen.

Diese einzige Schlacht gewann den Normannen England. Die Sachsen bewahrten zwar lange noch ihren Muth und Patriotismus, aber sie hatten kein leitendes Haupt mehr, um das sie sich schaaren konnten. Wilhelm stieß nur noch auf theilweisen Widerstand und hatte nur noch mit einzelnen Parteigängern zu kämpfen. Diese Eroberung, so gehässig auch die Umstände, durch welche sie geschah, gewesen waren, war ein glückliches Ereigniß für die allgemeine Civilisation Europa's; denn die Normannen hatten schon größere Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten gemacht, als die Sachsen; sie fielen nur dann in ihre alte Barbarei und Rohheit zurück, wenn es an's Plündern ging. Sobald sie nichts mehr zu nehmen und für das Geraubte nichts mehr zu fürchten hatten, dann kehrten sie zu besseren und feineren Sitten zurück.

Den Tag nach der Schlacht erkauften zwei sächsische Priester für zehn Mark Gold vom Herzog Wilhelm das Recht ihren König beerdigen zu dürfen. Da sie ihn unter den vielen Leichen, welche die Normannen bereits entkleidet hatten, nicht erkennen konnten, so nahmen sie ein Weib, das Harold geliebt hatte, zu ihrer Beihilfe, die

blonde Edith nämlich, mit dem Schwanenhalse. Sie wußte bald den Körper ihres Geliebten heraus zu finden.

Harold war nur wenige Monate König von England und der Krieg beschäftigte ihn während dieser kurzen Zeit fortwährend, so daß er nicht alle seine edlen Eigenschaften, Tugenden und Talente, welche den Sachsen die Rückkehr der glücklichen Tage ihres großen Königs Alfred verhießen, entfalten konnte.

Wilhelm, den diese einzige Schlacht zum Herrn von England gemacht hatte, ließ auf dem Schlachtfelde ein Kloster, das er der heiligen Dreieinigkeit und dem heiligen Martin, dem Schutzpatron der gallischen Krieger, widmete, erbauen. Dieses Kloster wurde auf normännisch „die Abtei der Schlacht" genannt. Mönche aus dem großen Kloster von Marmoutier bei Tours ließen sich hier nieder und beteten für das Seelenheil derer, die auf dem Schlachtfelde von Hastings ihr Leben verloren hatten.

Das Schloß Maintenon.

Man liebt das Schöne, auch wenn es alt iſt. In dieſem Falle beweiſt der Gegenſtand nur, daß er nicht auf die leichte und vergängliche Weiſe, die unſre Zeit charakteriſirt, gemacht iſt. So betrachtet man mit Vergnügen ein Schloß wie das von Maintenon, das ſchöne gothiſche Thürme, ſtarke mit Gräben umgebene Mauern und jene Unregelmäßigkeit im Bauſtyl, die nicht ohne Reiz iſt, dem Blick des Beſchauers darbietet. Alles was von dieſen alten Burgen noch ſteht, iſt ehrwürdig und erinnert lebhaft an die Kraft und Energie ihrer ehemaligen Herren. Sie, die dem nagenden Zahn der Zeit und den Zerſtörungen der Revolutionen widerſtanden, gleichen hochgealterten Greiſen, welche Ehrfurcht gebieten. Dieſe wenigen alten Gebäude, die uns geblieben, ſind die beredteſten Zeugen der Geſchichte. Sie belehren uns mehr über die Vergangenheit, als ein Buch, weil Alles, was in's Auge fällt, einen tiefern Eindruck macht, als die ſchönſte Phraſe, und man verwünſcht den Zerſtörer, welcher kaltblütig ein ehrwürdiges Gebäude niederreißt, deſ-

sen Anblick allein schon hinreicht einen Begriff von der Geschichte und dem Charakter der Menschen in dem oder jenem fernen Jahrhundert uns zu geben.

Wenn wir Künstler hätten, die sich die Mühe nicht verdrießen ließen die Ruinen jener antiken Wohnungen, von denen nur wenige noch die Erde schmücken, sorgfältig zu studiren, wir würden nicht vor tausend kostbaren Monumenten, die uns offenbaren was man vor tausend Jahren dachte und that, gleichgültig vorübergehen. Die des Mittelalters würden ohne sie für uns gar nicht existirt haben. Im vergangenen Jahrhundert beschäftigte man sich nur mit ihnen, um sie lächerlich zu machen. Da war Alles griechisch und Alles römisch. Worin? In den Worten.

Die Zeit, wann das Hauptgebäude, der älteste Theil des Schlosses von Maintenon, das nach und nach durch mehrere Bauten vergrößert wurde, aufgeführt worden ist, findet man in den Archiven dieser alten Burg nicht aufgezeichnet. Die verschiedenartigen Bausthle zeigen sie jedoch hinreichend an. Ungeachtet der mancherlei Aenderungen, die das Schloß im Laufe der Zeiten erlitt, hat es seinen ursprünglichen Charakter nicht ganz eingebüßt. Man sieht es deutlich, daß die Form des Hauptgebäudes anfangs viereckig war, gleich allen in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters gebauten und auf Vertheidigung berechneten festen Burgen. Wenn man sich dem Schlosse Maintenon naht, bemerkt man eine Umgürtung von Wallgräben, welche dem Feinde den Zutritt verwehrten.

In den vier Ecken, von vier starken und mit Zinnen versehenen Thürmen beschützt, war es außerdem von einer hohen und starken Mauer umgeben, die sich von einem Thurm zum andern hinzog und später abgebrochen wurde, um die Wohnung freier und angenehmer zu machen.

Der ganze linke Flügel im ersten Hofe ist ein Werk Ludwigs XIV. Man kann noch die Gemächer der Frau Maintenon sehen, die sich auf der Ostseite dem Eingang in den zweiten Hof gerade gegenüber befinden.

Das Gut Maintenon wurde im Jahre 1594 zu einer Baronie und 1614 zu einem Marquisat erhoben. Ludwig verband im Jahre 1688 noch die Pairschaft damit.

Zur Zeit, als Frau von Maintenon ihre Nichte, das Fräulein von Aubigné, an den Herzog von Agen, den Sohn des Marschalls von Noailles, verheirathete, gab die geheime Gemahlin Ludwigs XIV. ihrer Verwandtin dieses durch ihre Sorgfalt verschönerte Gut, das ihr seit dem Jahre 1674 gehörte, zur Mitgift. Seit dieser Zeit ist es nie wieder aus den Händen der Familie von Noailles gekommen. Sie vermehrte noch diese Herrschaft durch die Vereinigung der Grafschaft Nogent und des Herzogthums Epernon mit derselben, ohne noch mehrerer anderer kleiner Besitzungen in der Umgegend zu gedenken.

Ein Schloß, welches eine so allbekannte Person, wie Frau von Maintenon war, besaß, ist ohne Widerrede ein berühmtes Schloß, und es ist sicherlich nicht uninteressant das Haus zu besuchen, welches die Gemahlin Ludwigs XIV. bewohnt hat.

Hier sieht man die Gemächer des Königs, sein Schlafzimmer, sein Arbeitscabinet; dort wird man euch den Ort zeigen, wo Racine über seine Esther und Athalia nachsann, die Gartenallee, welche der Dichter vor Allem liebte und wo er so schöne Verse schrieb.

Nachstehende wenige Zeilen werden vielleicht Aufschluß über den Charakter der Frau von Maintenon geben. Ihr Lebenslauf, wie Bossuet sagt, faßt alle Gegensätze, die menschliche Schicksale nur gewähren können, in sich.

Franziska von Aubigné, Marquise von Maintenon, Enkelin von Theodor Agrippa d'Aubigné, dem Freunde Heinrichs IV. und eifrigen Anhänger der Reformation, wurde im Jahre 1635 im Gefängnisse von Niort geboren, wo ihre Eltern, weil sie Protestanten waren, gefangen saßen. Sie wurde frühzeitig eine Waise. Nachdem Frau von Maintenon abwechselnd Katholikin und Protestantin gewesen war, huldigte sie schließlich entschieden dem Katholicismus und zeichnete sich durch große Frömmigkeit aus. Sie lebte in einem nahezu armseligen Zustande, bis zu der Zeit, wo der Dichter Scarron, von ihrer hilflosen Lage gerührt, sie, obgleich er alt und gebrechlich war, heirathete, einzig und allein, um sie gegen Mangel und Elend zu schützen. Sein Haus wurde von dieser Zeit an das Stelldichein aller geistvollen Menschen von Paris. Im Jahre 1660 starb ihr Ehemann und Beschützer und nun gerieth sie wieder in eine kümmerliche Lage, bis sie, als Wittwe Scarron's, vom Staate eine Pension von zweitausend Francs erhielt. Im Jahre 1669 von Ludwig XIV. beauftragt die in Folge seines Umgangs mit Frau von Montespan gezeugten Kinder in's Geheim

zu erziehen, entledigte sie sich dieses Auftrags mit so viel Sorgfalt, daß ihr Ansehen von Tage zu Tage bei dem König zunahm. Sie fesselte ihn namentlich durch die Anmuth und Gründlichkeit ihrer Unterhaltung, so daß er endlich Frau von Montespan ganz vergaß. Im Jahre 1674 schenkte ihr der König die Besitzung Maintenon, welche er, wie wir schon bemerkt haben, zu einem Marquisat erhob.

Nach dem Tode der Königin verband sich Ludwig XIV., wie versichert wird, in geheimer Ehe mit ihr und zwar im Jahre 1684. Frau von Maintenon gründete 1685 in Saint-Cyr ein Erziehungsinstitut für unbemittelte junge Mädchen aus edlen Familien. Auf ihren Wunsch dichtete Racine zur Inauguration dieser Anstalt Esther und Athalia. Nach dem Tode Ludwigs XIV. im Jahre 1715 zog sich Frau von Maintenon nach Saint-Cyr zurück, wo sie bis zu ihrem Tode blieb und hier ihre letzten Lebensjahre in der Ausübung der strengsten Religiosität zubrachte.

Frau von Maintenon hatte eine Zeit lang großen Antheil an den Staatsgeschäften.

Man wirft ihr vor schlechte Rathgeber der Krone in die Regierung eingeführt zu haben, zum Beispiel Männer wie Chamillard und Villeroi, ferner die Bigotterie an den Hof gebracht, namentlich aber zum Widerruf des Edicts von Nantes beigetragen zu haben.

Im Uebrigen war sie, was man im gewöhnlichen Leben einen Blaustrumpf nennt, nämlich eine gelehrte Dame. Wir haben von ihr eine Sammlung Briefe.

Nachstehend wollen wir noch einige charakteristische Züge von ihr mittheilen.

Ein Schriftsteller drückt sich folgendermaßen über sie aus:

So viel steht fest, daß sie sich mit Bossuet und Montausier nur deshalb so eng verband, um den König von Derjenigen, deren Platz sie bereits eingenommen hatte, vollends ganz zu trennen. „Es kommt eine Zeit, sagte sie zu diesem, wo lange Reue auf kurze Freuden folgt; betrachtet die Karmeliter und sehet wie sie für begangene Sünden sich kasteien!“ Diese kühne Sprache mißfiel Ludwig XIV. nicht; er suchte im Gegentheil die Gelegenheit sie zu hören. Frau von Maintenon glaubte die himmlische Mission zu haben „für das Seelenheil des Königs arbeiten zu müssen;“ dies sind ihre eigenen Worte. Unglücklicherweise blieb der dem Menschen angeborne Hochmuth ihrem Wirken nicht fremd; aber der ganze Hof erkannte an gewissen untrüglichen Zeichen die Fortschritte, die sie in der Gunst des Königs machte. Frau von Montespan war zurückgekehrt, die Zänkereien und Eifersüchteleien hatten wieder begonnen; aber Frau von Maintenon scheute sich jetzt nicht mehr sich auf die Gnade des Königs zu berufen. Kabalen, die zu unwürdig sind in den Tafeln der Geschichte zu stehen, wurden mehrere Jahre lang von beiden Seiten gespielt. Ein Wort der Frau von Montespan wird den damaligen Zustand des Hofes erklären.

In Verbindung mit Louvois, Marsillac und Frau von Richelieu hatte dieses hochmüthige Weib, ganz ver-

gessend, was sie selbst war, die Frau von Maintenon bei der Königin angeklagt, daß sie darnach strebe die Maitresse des Königs zu werden. „So gäbe es also drei?" sagte einst die Maintenon. „Ja," antwortete Frau von Montespan, „ich dem Namen nach, dieses Mädchen (Fräulein von Fontanges) der That nach, und Ihr dem Gefühl nach."

Die Königin gestand, daß sie niemals so gut behandelt worden wäre, als seitdem Frau von Maintenon die Freundin des Königs sei. Auch starb sie in den Armen dieser Freundin, am 30. Juli 1683. Nun trat eine noch nicht hinreichend aufgeklärte Periode ein, während welcher Frau von Maintenon das letzte Hinderniß beseitigte, das sich ihrer Erhebung entgegengesetzt hatte. Ludwig XIV. hatte ihr seine Neigung erklärt: „Wenn man fünf und vierzig Jahre alt ist, schrieb sie, dann ist die Zeit um zu gefallen vorbei; aber Tugend kennt kein Alter... Nur Gott allein sieht die Wahrheit unenthüllt... Er giebt mir die schönsten Hoffnungen... Ich weise ihn immer betrübt, nie aber ganz hoffnungslos zurück" (nämlich den König). Durch diesen mystischen Styl bemerkt man recht wohl die listige Handlungsweise einer frömmelnden und ehrgeizigen Coterie, die ihr Ziel fest vor Augen hatte und es auch erreichte.

Kurz, Frau von Maintenon vereinigte in ihrer Person die Montespan und Maria Theresia. Mit Bestimmtheit ist der Tag, an welchem sich der Enkel Heinrichs IV. im Geheimen mit der Wittwe Scarron's vermählte, nicht anzugeben; die Geschichtschreiber sind selbst über das Jahr

nicht einig, doch wird 1685 von den meisten als dasjenige angenommen, wo die Verbindung geschlossen wurde. Diese Ehe gehört zu denjenigen Thatsachen, an denen man nicht zweifeln darf, von welchen man aber gleichwohl keine Beweise beibringen kann.

Als Frau von Maintenon nun die Gemahlin Ludwigs XIV. geworden war, so wurde sie auch die Mitwisserin aller Staatsgeheimnisse; ihre Stimme war bei den Geheimrathssitzungen von großem Einfluß. Der König arbeitete mit seinen Ministern in ihren Appartements und fragte sie um ihre Meinung mit den Worten: „Was sagt Eure Solidität hierzu?“ Oder, er sagte auch zu dem Minister, mit welchem er über die obschwebende Frage nicht im Einverständniß war: „Fragt die Vernunft um Rath.“ Die Solidität, die Vernunft hatte oft unrecht, die Geschichte beweist es: beklagenswerthe Erinnerungen knüpfen sich an die Verbindung einer Frau mit der Macht eines alternden Königs. Das Ministerium Chamillard und überhaupt die Besetzung aller Staatsämter mit mittelmäßigen Geistern, ferner der Widerruf des Edicts von Nantes, — das sind die Hauptanklagen, welche man gegen die Maitresse vorbringen kann, niemals aber siegreich widerlegen wird. Um hinsichtlich der Frau von Maintenon nicht zu streng zu sein, müssen wir bemerken, daß sie Ludwig dem Vierzehnten und Frankreich nicht mehr Schaden zufügte, als die Jesuiten allein schon gethan haben würden; aber sie beging den Fehler den Monarchen gänzlich diesem unheilbringenden geistlichen Orden in die Hände zu liefern. „Sie wagte nicht einmal,“ sagt Voltaire, „den Kardinal von Noailles gegen

den Pater Letellier zu unterstützen.“ Die Gründung der Erziehungsanstalt von Saint-Cyr ist die einzige öffentliche Handlung ihres Lebens, die ihrem Gedächtniß Ehre bringt. „Nichts liebe ich mehr,“ sagte sie, „als meine Kinder zu Saint-Cyr; dort ist mir Alles theuer, selbst die Luft, die ich athme. Ich biete ihnen meine Dienste und die aller meiner Leute an, und gern wollte ich ihre Dienerin sein, wenn meine Sorgen sie aller zukünftigen entheben könnten.“

Bekannt ist das tiefe Mißbehagen und die innere Uebersättigung, die Frau von Maintenon empfand, als sie den Gipfel menschlicher Größe erreicht hatte; sie selbst erinnert durch manche Worte in mehreren ihrer Briefe lebhaft daran: „Ich halte es nicht mehr aus; ich möchte todt sein,“ schrieb sie an ihren Bruder, der ihr antwortete: „Du möchtest wohl nun Gott den Vater heirathen?“ Ferner schrieb sie ihm: „Welche Pein, einen Mann unterhalten zu müssen, der nicht mehr zu unterhalten ist!“

Auf seinem Sterbebette sagte der König folgende Abschiedsworte zu ihr: „Ich beklage nur euch; ich habe euch nicht glücklich gemacht, aber alle Gefühle der Achtung und Freundschaft, die ihr in so hohem Grade verdient, habe ich stets für euch empfunden. Der einzige Gegenstand, der mich noch an diese Erde fesseln könnte, seid ihr; aber ich hoffe euch bald in jenem Leben wieder zu sehen.“

Frau von Maintenon überlebte Ludwig XIV. ziemlich vier Jahre. Als sie sich nach Saint-Cyr zurück-

gezogen hatte, verkaufte sie ihre Pferde und Equipagen, entließ ihre Dienerschaft, und behielt nur zwei Kammerfrauen zu ihrer Bedienung. Der Regent ließ ihr die Pension von acht und vierzig tausend Livres, die ihr der verstorbene König auf die Staatscasse angewiesen hatte, pünktlich auszahlen, eine Geldsumme, welche sie größtentheils zur Unterstützung der Armen verwendete. Die Besuche der Mutter des Regenten und der Königin von England, sowie auch Peters des Großen, werfen ein ehrenvolles Licht auf ihren Wittwenstand.

Die Briefe, welche Frau von Maintenon hinterlassen hat, geben, wie Voltaire sagt, Zeugniß von einem offenen, redlichen Charakter, der unmöglich erheuchelt sein kann. Diese Sammlung von Briefen ist reicher an Betrachtungen als Thatsachen, an Gedanken als Anekdoten, aber gleichwohl ein historisches Denkmal von unbestreitbarem Werthe. In einigen anderen Schriften hat Frau von Maintenon das bewegende Princip ihrer ganzen Handlungsweise offen dargelegt. „Es giebt nichts," sagt sie, „dessen ich nicht fähig gewesen wäre zu thun, um mir den Namen einer charakterstarken Frau zu erwerben." Dann fügt sie hinzu: „Ich wollte nicht von Einem, wer er auch sein mochte, geliebt sein, sondern von Jedermann; mein Idol war: meinen Namen mit Bewunderung und Hochachtung aussprechen zu hören, eine bedeutende Rolle zu spielen und von allen rechtschaffenen Leuten gelobt zu werden. Nun werde ich vielleicht durch das Uebermaß von Gunstbezeugung bestraft, wie wenn Gott in seinem Zorn zu mir sagen wollte: Du strebtest nach Ruhm und

Huldigung; nun wohl, du ſollſt beides bis zur Ueberſättigung haben."

Dieſe ſinnreiche und ſchlagende Beurtheilung ihrer ſelbſt ergänzt zu gleicher Zeit ihre Biographie wie ihr Charakterbild.

Das Schloß von Couches.

Die Entstehung des Dorfes Couches (im Departement der Saone und Loire) wird von alten Geschichtschreibern in die ersten Jahre der christlichen Zeitrechnung zurück verlegt; es liegt auf derselben Stelle, wo im Jahre 21 nach Christi Geburt Silius den Sacrovir vernichtete, und wurde kurze Zeit nach dieser Begebenheit gegründet. Zugleich mit den Strohhütten der Landbauern entstand auch das Schloß, welches sie beschützen sollte; denn diese alten Burgen, welche von so vielen Historikern als Denkmäler des Despotismus und der Tyrannei dargestellt werden, hatten wenigstens das Gute, daß sie den um ihre Mauern herum gruppirten Wohnungen der Armen Schutz verliehen. Aus diesem Bedürfniß nach Unterstützung und Schutz ist das Feudalsystem entstanden, das in unsern Tagen so sehr verschrieen ist und damals doch eine unbedingte Nothwendigkeit war. Es war so, also sollte es so sein; dies ist die vernünftigste aller Doctrinen über vollendete Thatsachen *).

*) Wir unterschreiben diesen Lehrsatz nicht! Anm. d. Uebers.

Was man auch hierüber denken möge, soviel ist gewiß, das Schloß Couches wurde eins der schönsten und berühmtesten Schlösser des ganzen Landes ringsum, und im sechsten Jahrhundert die Residenz Gunter's, Königs von Burgund, was nachstehender Bericht, den wir einem unserer fruchtbarsten Chronikisten entnehmen, beweist:

„Als eines Tags im Jahre 562 der König Gunter von Burgund, der damals auf Schloß Couches residirte, von der Jagd zurückkam, war er sehr übler Laune, denn er brachte kein Wild mit heim. An dem Rand des Waldes angekommen, bemerkte er mehrere Reiter, die, wie er, in Jagdkleidung waren. Der verdrießliche Herrscher reitet auf die Jäger zu und sieht unter ihnen einen seiner Kammerherren, Namens Chundon.

— Bei den heiligen Aposteln unseres Herrn Jesu Christi! rief der König aus, es ist gar kein Wunder, daß das Wild in einem Lande fehlt, wo es so viele Diebe giebt!

— Sire, antwortete Chundon, ich kam hierher, um mich den Herren eures Gefolges anzuschließen. . .

— Schweigt, unterbrach ihn der Monarch, wir wissen, wie man Diebe tractiren soll!

Nachdem der König diese Worte mit drohendem Tone gesagt hatte, ergriff er die Zügel und ritt davon. Plötzlich sprengte ein junges, liebliches Mädchen, die einen schönen Goldfuchs ritt und bis da hinter Bäumen gehalten hatte, hervor, erreicht bald den König, steigt schnell vom Pferde und wirft sich dem Fürsten zu Füßen, indem sie ausruft:

— Mitleid, Sire, verurtheilt uns nicht, ohne uns gehört zu haben!

Dieses junge Mädchen hieß Hedwig; es war die einzige Tochter Chundon's. Fern vom Hofe erzogen, war sie erst den Tag vorher nach Couches gekommen. König Gunter war überrascht von ihrer Schönheit und Anmuth und beeilte sich vom Pferde zu steigen, um sie wieder auf das ihrige zu heben, und als er dann erfuhr, daß sie die Tochter seines Kämmeriers sei, so sagte er, daß er ihm gern aus Liebe zu seinen schönen Kinde verzeihen wolle. Von der Zeit an konnte man leicht wahrnehmen, daß König Gunter sterblich verliebt in die schöne Hedwig war.

Chundon fühlte lebhaften Verdruß, als er den Fortschritt dieser Leidenschaft bemerkte, und um seine Tochter der Gefahr, welcher ihre Tugend entgegen ging, zu entziehen, ließ er sie nach Paris zu Verwandten, die er am Hofe Chilperichs I. hatte, geleiten. König Gunter gerieth in großen Zorn, als er von der heimlichen Entfernung Hedwigs benachrichtigt wurde; er gab Befehl sie schleunig zu verfolgen; zugleich ließ er den Kammerherrn in's Gefängniß werfen und ordnete die Einleitung seines Processes an wegen des Vergehens, dessen er sich schuldig gemacht als er im königlichen Walde jagte, ein Verbrechen, welches das Gesetz mit dem Tode strafte, wenn der Mann, der es beging, kein Edler war, das aber nur zu einem unbedeutenden Vergehen bei den Verhältnissen des Kammerherrn herabsank.

Chundon wurde aber doch in's Burgverließ geworfen und die Instruction seines Processes nahm ihren An-

fang. Aber schon am andern Tag wurde der Kämmerier nach kurzem Verhör und einer scheinbaren Vertheidigung zur Todesstrafe verurtheilt, und der König, befragt, auf welche Art und Weise diese Strafe an dem Unglücklichen ihre Anwendung finden sollte, befahl, daß er im Schloßhofe von Couches gesteinigt werde. Am nächsten Tage wurden beizeiten die Vorbereitungen zur Hinrichtung so, wie sie Gunter angeordnet hatte, getroffen. In der Mitte des großen Schloßhofes schlug man einen Pfahl ein und häufte, fünf bis sechs Schritt davon entfernt, eine Menge großer Kieselsteine auf. Gegen zehn Uhr erschien König Gunter auf dem Balkon, umgeben von den Herren und Damen seines Hofes. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der angebliche Verbrecher in den Hof geführt und von dreißig bewaffneten Leuten, denen der Scharfrichter voranging, escortirt. Dieser düstere Aufzug bewegte sich langsam nach dem Pfahle hin, an welchen der Verurtheilte fest gebunden wurde, dann nahm der Henker einen Stein und warf ihn nach dem armen Dulder, den er am Kopfe traf. Sogleich floß das Blut bei diesem ersten Wurf aus der Kopfwunde und überströmte das Gesicht des beklagenswerthen Kammerherrn. Die dreißig Kriegsleute, welche bei dieser Execution mitwirken sollten, hatten sich bereits mit Steinen versehen, aber in dem Augenblicke, wo ihr Führer ihnen das Zeichen zum Werfen geben wollte, ließ sich im Hofe Pferdegetrapp hören und man sah Hedwig, welche von den Leuten, die der König nachgesendet hatte, geführt wurde.

Auf ein Zeichen Gunters wurde die Execution aufgeschoben, und als das unglückliche junge Mädchen sah,

was eben geschehen sollte, warf sie sich dem König zu Füßen. Bei dem Anblick seiner vor Gunter im Staube liegenden Tochter, fühlte sich Chundon von edlem Unwillen ergriffen und mit lauter Stimme rief er aus:

— Hedwig, meine vielgeliebte Tochter, steh' auf! dein sterbender Vater befiehlt es dir! .... Dieser Mensch ist nicht mehr unser König, ich verläugne ihn; er ist nichts als ein feiger Mörder! Und hast du es denn vergessen, daß er dir nur das Leben deines Vaters um den Preis deiner Ehre bewilligte! —

— Mein Vater, erwiederte das junge, durch seine Worte exaltirte, Mädchen, dein Wille geschehe, und möge Gott euren Mörder nach seinen Thaten richten.

Sogleich stand Gunter auf; unbeschreibliche Wuth hatte ihn ergriffen; seine Hände zuckten krampfhaft, sein Mund schäumte.

— Was, rief er aus, sobald er wieder ein Wort aussprechen konnte, habe ich denn nicht einen einzigen treuen Diener? Nun, worauf wartet man denn, um Beiden die verdiente Züchtigung zu geben? ... Zum Tode mit der Tochter des Diebes!

Zwei Edelknappen ergriffen sogleich das unglückliche Kind, schleppten sie in den Hof hinunter und banden sie selbst an den schon von dem Blute ihres Vaters befleckten Pfahl; nun wurde die Execution wieder begonnen, und ein Hagel von Steinen fiel auf die beiden Opfer nieder. Bald fühlte Chundon, dessen Fleisch in Lappen von den Knochen herabhing, daß seine Kräfte schwanden, sein Kopf sank auf die Brust, — er ward besinnungslos. Der Körper Hedwigs bot einen noch schrecklicheren

Anblick dar; ihre von den Steinen zerfetzten Brüste fielen auf den Gürtel herab, die Augen hingen aus den Höhlen hervor und ihre zermalmten Kinnbacken gestatteten ihr nicht mehr ein Wort zu sprechen. Diese entsetzliche Scene dauerte eine ganze Stunde, worauf die beiden Leichen, auf's Furchtbarste verstümmelt und ganz und gar unkenntlich, von dem Pfahle losgebunden und auf einem in der Nähe des Schlosses befindlichen Acker begraben wurden.

König Gunter suchte durch Jagen und Feste sein Verbrechen zu vergessen; aber die Gewissensbisse, die er sich alle erdenkliche Mühe gab zu verbannen, hörten nicht auf an seinem Herzen zu nagen; er konnte nicht mehr auf Schloß Couches, wo er überall die Geister der Ermordeten sah, weilen, und irrte in seinen Staaten von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt herum."

Zwei Jahrhunderte nach dieser Begebenheit war das Schloß Couches nur noch ein Trümmerhaufen; aber, nachdem im Jahre 942 der Frieden in Europa durch Vermittlung des Papstes wieder hergestellt war, da erhob sich auch diese alte Burg wieder aus ihren Ruinen. Nichts hatte der neue Erbauer verabsäumt, um mit der Stärke die Pracht und Schönheit zu verbinden, und die Touristen, welche von Paris nach Lyon durch Burgund reisten, haben gewiß ihre schönen Ruinen bemerkt, diese edeln Reste der Feudalzeit, welche sich dem erstaunten Blicke in all' der Grandiosität ritterlicher Wohnungen zeigen.

Das Schloß St. Roche.

Als im Jahre 1188 Richard Löwenherz Heinrich dem Zweiten auf dem Thron von England gefolgt war, verbündete er sich mit Philipp August von Frankreich zur Unternehmung des dritten Kreuzzugs. Die beiden Könige schifften sich zu Genua ein. Das Unternehmen ward nicht von glücklichem Erfolge gekrönt: Philipp August verlor seine Armee, kam nach Frankreich zurück und unterstützte Johann ohne Land, in Abwesenheit Richard's die Krone von England an sich zu reißen. Er selbst eroberte die Normandie, aber Richard nahm sie ihm bei seiner Rückkehr wieder. Bei dieser Gelegenheit beschloß dieser Fürst, auf der Ostgrenze seines Herzogthums einen neuen Wall, der ihn gegen seinen Oberlehnsherrn schützen sollte, zu erbauen.

Bis zur Höhe der Insel Andely, nicht weit vom Ufer der Seine, im Departement der Eure, ziehen sich eine Reihe Hügel hin, die das Thal Gambon bilden und plötzlich in einer ungeheuren Masse nackter, steiler und

schwer zugänglicher Felsen endigen, welche Thal und Strom beherrschen, einen weiten Blick in's Land gewähren und ganz besonders dazu gemacht zu sein scheinen eine mittelalterliche Veste zu tragen. Hier beabsichtigte Richard Löwenherz den neuen Wall zu gründen.

„Wer auch das Schloß von St. Roche sehen mag," sagt ein alter Geschichtschreiber, „wird die Begeisterung seines königlichen Gründers dafür sicherlich theilen. Nie schmückte das Land Normandie, nie vielleicht Frankreich selbst so schöne Wälle, die mit soviel Stärke so große Eleganz paarten, nie waren Ringmauern mit lieblicheren Böschungen versehen, nie wurden vorstehende Mauerkränze von eigenthümlicheren und zugleich graziöseren Widerlagen gehalten und nie endlich der Blick des Kriegers durch eine reizendere Landschaft gefesselt. Bewundernswerthes Werk mittelalterlicher Kriegsbaukunst, das seines gleichen nicht hatte und niemals erreicht worden ist!"

Die Natur verband sich mit der Kunst, um aus diesem Schlosse eine wahrhaft unbezwingliche Veste zu machen; die Mauern, die von außerordentlicher Höhe waren, stützten sich auf den Felsen, von dem sie gewissermaßen nur die Fortsetzung waren; tiefe Gräben waren von Steinmetzen in den Felsen gehauen, und fast unangreifbare Festungswerke, die über der Seine hingen, verbanden die Insel Andely mit dem Schloß St. Roche, welches anfangs Schloß Gaillard genannt wurde, aber von Richard Löwenherz jenen Namen erhielt.

Mehrere Jahre verflossen, ehe die Stärke dieses Schlosses auf die Probe gestellt wurde. Richard war

gestorben und Johann ohne Land hatte ihm succedirt, als im Jahre 1203 Philipp August, sich alter Beleidigungen erinnernd, dem Grafen von Flandern, der sich mit dem Kaiser Otto und dem König von England Johann verband, den Krieg erklärte. Jeder dieser Fürsten operirte für sich. Philipp schickte seinen Sohn Ludwig gegen Johann ohne Land und die Franzosen belagerten zum ersten Male das Schloß St. Roche; aber trotzdem, daß die Belagerer über große Kräfte zu verfügen hatten, brauchten sie doch über vier Monate, um sich der Insel Andely und der Außenwerke der Veste zu bemächtigen. Sie verwandelten nun die Belagerung in Blokade, errichteten eine Umgürtung von Fortificationen um das Schloß herum, die jede Hilfe von außen unmöglich machte, Hungersnoth in dem Platz herbeiführen und die Besatzung zur Uebergabe der Veste zwingen mußte. Roger von Lafey, der Commandant derselben, beschloß nun alle Personen, die unnütz waren, aber doch die Mundvorräthe mit verzehren halfen, aus dem Schlosse zu entfernen; nun zeigte sich ein Trupp alter Leute, Weiber und Kinder vor den Belagerern, die Mitleid für sie empfanden und sie passiren ließen, aber ein zweiter Trupp, aus Personen derselben Art bestehend, erlangte nicht dieselbe Gunst. Diese Unglücklichen kehrten nun nach Schloß St. Roche zurück, dessen Commandant ihnen die Aufnahme verweigerte, so daß sie gezwungen waren sich in die Gräben zu flüchten, wo alle Qualen der Hungersnoth über sie kamen. Die unglücklichen Menschen erreichten einen solchen Grad von Elend, daß sie die Cadaver derer, die Hungers gestorben, aufzehrten, bis endlich die

Franzosen, von dem Jammer dieser Ausgewiesenen gerührt, den kläglichen Rest dieses Menschenknäuels aufnahmen. Der Graben, in welchem diese Auftritte größten menschlichen Elends vorfielen, existirt noch jetzt, und heißt der Graben der Verhungerten.

Endlich nach achtmonatlicher Belagerung ergab sich die Besatzung, die auf zweihundert Mann zusammengeschmolzen war, den Truppen Ludwig Philipps.

Während des großen Krieges, den Frankreich und England im funfzehnten Jahrhundert vierzig Jahre hintereinander mit äußerster Erbitterung führten, hatte das Schloß St. Roche vier Belagerungen zu bestehen, welche seinem Ruf einen neuen Glanz verliehen.

In diese Veste ließ Philipp der Schöne seine Schwiegertöchter Bianca und Margarethe von Burgund in Haft bringen, weil sie am französischen Hofe durch ihren ausschweifenden Lebenswandel, dessen Excesse sie hauptsächlich im Thurm von Nesle *) begingen, großes Aergerniß erregt hatten. Nach der Behauptung gleichzeitiger Schriftsteller lockten diese Prinzessinnen junge Leute in den Thurm, welche sie dann, wenn sie ihren Lüsten gedient hatten, erdolchen und in die Seine werfen ließen. Bianca, welche, wie es scheint, die weniger strafbare war, bekam nach einer ziemlich langen Haft ihre Freiheit wieder; aber Margarethe wurde in ihrem Gefängniß von St. Roche

*) Man wolle sich der Schilderung desselben im ersten Bande dieses Werkes erinnern.

auf Befehl des Königs mit ihrem eigenen langen Haupthaar erdrosselt, während die Genossen ihrer scheußlichen Ausschweifungen in den Wallgräben der Veste die härtesten Strafen zu bestehen hatten. Die unterirdischen Kerker, in welchen diese strafbaren Prinzessinnen eingeschlossen waren, sowie die steinerne Bank, auf welcher Margarethe erdrosselt wurde, kann man noch heute sehen.

Das Schloß St. Roche, so reich an historischen Erinnerungen, stand bis zur Zeit Ludwigs XIII. noch in vollem Glanze, und hatte in den Religionskriegen, welche Frankreich unter den Söhnen Heinrichs II. und unter Heinrich IV. verheerten, noch manchen harten Stoß auszuhalten, und mancher Waffenlärm erschallte noch in seinen Mauern. Später, begünstigt von den öffentlichen Störungen, welche die Minderjährigkeit Ludwigs XIV. herbeiführte, hausten Banden von Parteigängern in dem Schlosse und beunruhigten durch ihre Räubereien das ganze umliegende Land; sie wurden endlich von den Regierungstruppen daraus verjagt und der Regent, Herzog von Orleans, ließ die nun zwecklos gewordenen Festungswerke schleifen. Um das Werk der Zerstörung zu beschleunigen, autorisirte das Gouvernement geistliche Orden, Stadt- und Dorfgemeinden, wie auch Privatleute, die ihnen nöthigen Baumaterialien davon zu nehmen, aber die Masse der Steine war so groß, daß man sie seit nun zwei Jahrhunderten noch immer nicht hat ganz erschöpfen können, und heute noch erregen die unangetasteten Ruinen (wohl zu unterscheiden von den zerstörten Ringwällen und Außenwerken) die Bewunderung durch ihre Größe,

Stärke und Majestät, während zu gleicher Zeit der Blick sich an ihrer pittoresken Lage und an der vollkommenen Harmonie, die zwischen diesen schönen Trümmern und der grandiosen und reizenden Landschaft herrscht, berauscht und ergötzt.

Das Schloß Chenonceaux.

Dies Schloß, das man zu den ſchönſten, wenigſtens elegenteſten herrſchaftlichen Wohngebäuden Frankreichs zählen kann, wurde zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Thomas Bohier gegründet, der unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. die bedeutenden Aemter eines Ober-Kämmerers, Generalintendanten der Finanzen und die Stelle eines Vice-Königs von Italien inne hatte. Geld, welches eben ſowohl die bewegende Kraft bei Aufführung von Gebäuden als bei Führung von Kriegen iſt, konnte einem Generalintendanten der Finanzen nicht fehlen; indeſſen nahm doch der Bau des Schloſſes Chenonceaux ſo große Summen in Anſpruch, daß der Bauherr mehrmals ſein Bedauern ausdrückte dieſes koſtſpielige Unternehmen begonnen zu haben. „Ich werde noch oft daran denken," rief er jedes Mal aus, wenn er eine Rechnung bezahlte, und dieſer Ausruf, der in Form einer Deviſe überall angebracht iſt, bringt noch heute den Beſuchern die Klagen des bauenden Finanzmannes in lebhafte Erinnerung.

Nach dem im Jahre 1524 erfolgten Tode Thomas Bohier's kam das Schloß Chenonceaux in den Beſitz des

Connetable Anna von Montmorency. Nach diesem erhielt Bohier's Kastell Diana von Poitiers. Die schöne Herzogin, der es an Schlössern und Palästen nicht fehlte, willigte gern ein das Schloß Chenonceaux an die Königin Katharina von Medicis gegen die Herrschaft Chaumont an der Loire abzutreten. Die Schönheit der Umgebungen hatte Katharina gefesselt; sie wollte ihrer neuen Besitzung eine königliche Pracht verleihen, indem sie alle die reichen Hilfsmittel hierzu benutzte, die ihr zu Gebote standen. Die neuen Arbeiten, um das Schloß zu vergrößern und zu verschönern, wurden mit Nachdruck begonnen, allein die pecuniären Rücksichten, welche Thomas Bohier so manchen Klageruf abgepreßt hatten, hielten auch Katharina von Medicis in ihren Projecten auf und das Schloß Chenonceaux wurde nicht nach dem begonnenen Plane vollendet. Jedoch war es deshalb immer größer und reichgeschmückter geworden, als es Luise von Lothringen, Tochter des Grafen von Vaudemont, welche Heinrich III. im Jahre 1575 geehelicht hatte, erhielt, die aber gar nichts zu dessen Verschönerung unternahm. Endlich gelangte es in den Besitz des Generalpächters Dupin, der vor Allem deshalb rühmlich bekannt geworden ist, weil er Jean Jacques Rousseau einen jährlichen Gehalt zufließen ließ.

Das Schloß Chenonceaux, das die reizendste Lage von der Welt hat, liegt brückenartig über dem Flüßchen Cher und stützt seine Grundpfeiler auf ein kleines Eiland, sowie auf die beiden Flußufer; die Umgebung desselben schmücken üppige Thäler, fruchtbare Wiesen, die lieblich-

sten Hügelreihen der Touraine. Die Gebäudemasse des Schlosses, imposant aber unregelmäßig projectirt, bietet dem Blick eine sonderbare, jedoch nicht uninteressante Vermengung diverser Baustyle dar. Man sieht eine Menge Pavillons, Thürmchen, dicke Pfeiler, über dem Flusse stehende Bogen, hohe Fenster mit hervorspringenden Einfassungen und Kreuzen, mit Sorgfalt ausgeführte Kamine und Façaden, deren Linien oft unterbrochen und jäh abgerissen sind.. Indeß behält das Gebäude im Aeußern immer noch den Charakter der Epoche, in welcher es gegründet wurde, es trägt nämlich in allen seinen äußern Details ganz den Stempel des Renaissancestyls. Nur im Vorhof steht ein alter Thurm, der augenscheinlich gothischen Styles und daher älter ist als die übrigen Theile des Schlosses.

Alle Besitzer des Schlosses Chenonceaux haben von ihrem Aufenthalt daselbst bezeichnende Spuren hinterlassen, die mit dem Charakter und dem Stande der betreffenden Personen in genauer Beziehung stehen. Abgesehen von seinem Wappen hat Thomas Bohier seine Devise als Geldmann: „Ich werde daran gedenken" häufig anbringen lassen; Kriegstrophäen, die in den Gallerien aufgehängt sind, erinnern an den Connetable Montmorency, den galanten und frommen Kriegsmann: Franz I. hat hier sein Boudoir und dort seinen Beichtstuhl in einer kleinen, lieblichen Kapelle. Das Gemach Dianen's von Poitiers ist ein Bild der Eleganz, Coquetterie, Gewähltheit und des Luxus, und in den Gemächern der Katharina von Medicis tritt uns Hoheit, Größe und königliche Pracht entgegen. Die düsteren und schmerzlichen Gedanken, von

denen Luiſens von Lothringen Daſein erfüllt war, geben ſich auch in ihrem Zimmer kund, denn das Wandgetäfel deſſelben iſt ganz ſchwarz.

Das Portrait Heinrichs III., des Gegenſtandes ihres langen und bittern Kummers, iſt die einzige Zierde dieſes traurigen Gemachs. Endlich wird dem Geiſt der Geſchmack und die Sitten einer andern Zeit in's Gedächtniß zurückgeführt, wenn man das Zimmer betritt, welches das Bruſtbild der Madame Dupin, in dem Coſtüm der Zeit Ludwigs XV. dargeſtellt, ſchmückt und in der Eigenſchaft als Hausherrin zuerſt unſre Aufmerkſamkeit feſſeln muß, und dann den Schauſpielſaal durchwandelt, in welchem Rouſſeau nicht blos als Schriftſteller, ſondern auch als Schauſpieler häufigen und verdienten Beifall erhielt.

Das Schloß Ober-Landsberg.

Unter den zahlreichen Trümmern der alten Burgen, welche, auf den Gipfeln der Berge und Hügel des Elsaß thronend, dem von der Natur so reich begünstigten Lande Reiz und Interesse verleihen, sind ohne Zweifel die imposantesten und berühmtesten die des alten Feudalschlosses Ober-Landsberg.

Wenn man die colossalen Verhältnisse und die starken Mauern dieses gothischen Baues von dem Thale aus, das von den angrenzenden Hügeln gebildet wird, betrachtet, so prägen sie sich dem Geiste, ungeachtet ihres Zustandes gänzlicher Zerstörung, immer noch als ein Bild der Kraft und Majestät ein; sieht man sie von andern Punkten aus, so tritt der Eindruck des Grandiosen weniger hervor, aber sie gewähren einen höchst pittoresken Anblick durch die Verschmelzung ihrer Umrisse (die durch Verfall ganz unregelmäßig geworden sind) mit dem Gipfel der Bäume und den Felsenmassen, welche die Natur schon zu Festungswerken ohne alles Zuthun der Menschen trefflich zusammengefügt hat. Das Auge findet einen großen Reiz darin das Werk des Menschen mit den Schöpfungen der Natur verbunden zu sehen.

Wenn man durch den Wald nach dem Schlosse hinaufsteigt, so stößt man zuerst auf ungeheure Mauerblöcke, welche ehemals die Außenwerke der Veste bildeten, und hat man sie überklettert, dann gelangt man zu der Hauptfaçade des Gebäudes. Von dieser Seite her drang man meist in die Burg; aber die Zerstörung der Zugbrücke hat diesen Eingangspunkt schon seit langer Zeit unzugänglich gemacht, weshalb man genöthigt wurde sich eine andere Pforte zu machen, die die anwohnenden Waldbewohner auch mittelst Durchbrechung eines Mauerendes erlangt haben. Das Schloß Ober-Landsberg ist übrigens dermaßen verwüstet und zerstört, daß man von dessen innerer Eintheilung nichts mehr bemerken kann.

Gras und Haidekraut haben die Stelle der Säle, Gemächer und Höfe, die von einer dreifachen Ringmauer umgeben waren, eingenommen. Rechts und links sieht man wahre Berge von Schutt, welche allerhand Schmarotzerpflanzen malerisch durchschlingen, und als wenn die Natur einen recht schlagenden Contrast zwischen frischem Leben und alterndem Dasein hätte anschaulich machen wollen, so läßt sie aus der Mitte dieser Trümmer eine ewig klare und mächtig sprudelnde Quelle hervorspringen, welche den Durst so mancher Kriegsmänner und Ritter gelöscht und vielleicht die entscheidende Ursache gewesen sein mag, daß man gerade diesen Felsenhügel vor allen andern zur Basis des Schlosses Ober-Landsberg gewählt hat. Die äußeren Mauerwände und die Ringmauern sind die einzigen Ueberbleibsel dieser Ritterburg, und wenn man ihre Festigkeit sieht, da wundert's einen nicht mehr, daß sie den Verheerungen der Zeit und der Menschen wi-

verstanden haben. Es sind die einzigen Zeugen der ehemaligen Pracht und Größe dieser edlen Burg; aber sie genügen, um in Anbetracht ihrer ungeheuren Ausdehnung, ihrer furchtbaren Höhe und ganz außerordentlichen Stärke (eine solche Stärke, welche Waffensäle und Gallerien umschließen konnte) einen Begriff von dem, was dieses Schloß war, zu geben. Landsberg war in der That eine der beträchtlichsten Ritterburgen des Elsaß und die Geschichte derselben ist voll der interessantesten und wichtigsten Kriegsbegebenheiten.

Schloß Ober-Landsberg wurde, den ziemlich übereinstimmenden Berichten der Chronikisten zufolge, zu Ende des zwölften Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Friedrich Barbarossa gegründet und war das Eigenthum der Oberburgvögte der Stadt Kolmar. Einer von ihnen, Siegfried von Gundolsheim, vertheidigte die Veste im Jahre 1281 gegen die Truppen des Kaisers Rudolph von Habsburg noch lange Zeit, nachdem sich schon Kolmar unterworfen hatte, welches dem Bunde der Schweizerstädte gegen das Joch des Gründers der kaiserlichen Dynastie der Habsburger mit beigetreten war. Von dem Hause Oestreich erobert, von aufrührerischen Baronen demselben wieder genommen und oft seine Herren wechselnd, entweder in Folge freundschaftlichen Uebereinkommens oder durch das Loos harter Kämpfe, ertönte vor den Wällen von Ober-Landsberg mehrere Jahrhunderte lang unaufhörlich Kriegsgeschrei und Waffenlärm, sei es, daß die Seigneurs sich darum bekämpften, oder auch, daß empörerische Bauern ihre zu tyrannischen Herren darin belagerten.

Der berühmteste Besitzer der Veste war Schwendi, welcher sich durch seine ausgezeichnete, wenigstens theilweise Leitung vieler Schlachten gegen die Protestanten, die Ungarn, Türken und, in den Schlachten von Saint-Quentin und Gravelines (1557 und 1558), auch gegen die Franzosen den Ruf eines der geschicktesten Kriegsmänner seines Jahrhunderts erwarb. Es befand sich noch in dem Besitz der Nachkommen dieses großen Kriegshauptmannes, als es im Jahre 1633 die Schweden besetzten, nachdem sie bereits vier Monate lang Kolmar in ihrer Gewalt hatten. Als sich endlich unter Ludwig des Vierzehnten Regierung Turenne des Schlosses bemächtigt hatte, theilte es das Loos aller Vesten des Elsaß: es wurde nämlich von Grund aus geschleift.

Das Schloß Werdenberg

in der Schweiz.

Wenn man aus dem Canton Appenzell hinüber in den von St. Gallen geht, bemerkt man plötzlich eine auffallende Veränderung in dem Aeußeren der Ortschaften wie in der Formation der Bergnatur; namentlich ist es aber die erstere, welche am meisten hervortritt und daher in der Intelligenz der Menschen ihren Ursprung haben muß. Anstatt der hölzernen Hütten, die hier und da auf dem wellenförmigen Boden zerstreut liegen, sieht man nun eine Stadt mit von Ziegelsteinen erbauten Häusern, die so zusammengedrängt sind, daß es scheint, als wenn der Grund und Boden, der sie trägt, zu eng, um sie alle fassen zu können, wäre; ja sogar von den schönen grünen Wiesen, die das ganze Land Appenzell schmücken, bemerkt man hier nichts mehr, denn alle Gebäude sind mit Leinwand von blendender Weiße bedeckt, und diese beiden sich begrenzenden Cantone haben nichts Gemeinschaftliches, als die außerordentliche Reinlichkeit, welche alle ihre Wohnungen ziert.

Einer der bemerkenswerthesten Orte des Cantons St. Gallen ist die kleine Stadt Werdenberg. Dieser Name

erinnert an eine für die alte edle Familie, die Besitzerin dieser Herrschaft, höchst ehrenvolle Handlung. Es war im Jahre 1403; die Oestreicher hatten eben die Cantone St. Gallen und Aarau weggenommen. Die Bewohner Appenzells hatten sich eiligst versammelt, um über die Mittel, deren sie sich zu ihrer Vertheidigung bedienen könnten, zu berathschlagen, als plötzlich der Graf Rudolph von Werdenberg, welchen die Oestreicher aus seinem Schlosse verjagt hatten, mitten unter ihnen erscheint. Kaum ist er in den Saal getreten, als er ausruft: „Der Feind entehrt durch seine Gegenwart unsre heilige Grenze, Entsetzen und Zerstörung begleiten ihn in unsre heimathlichen stillen Heerde. Die Besitzungen der Werdenberge sind ein Raub der Oestreicher, die sich in den Sälen meiner Ahnen allen Ausschweifungen hingeben, geworden. Meiner Güter beraubt, habe ich nur das Schwert der Werdenberge behalten und eine kernfeste Treue bewahrt; ich biete euch beide an. Wollt ihr mich unter die Zahl der Bürger Appenzells aufnehmen?“ — „Wir wollen es, wir wollen es!“ rief die ganze Versammlung einstimmig aus. Dann vertauschte der Graf seine reiche Kleidung mit der einfachen und groben eines Hirten und rief aus:

„Vereint mit freien Männern und frei wie sie, schwöre ich mein Leben der Freiheit zu weihen!“

Diese Begeisterung theilte sich den Patrioten mit, welche Rudolph von Werdenberg zu ihrem Hauptmann wählten, und unter seiner Führung die Oestreicher aus dem Lande jagten.

Das Schloß von Lausanne.

Die lange Bergkette des Jura trennt das Waadtland von der Franche-Comté (Hochburgund) und in diesem Canton, oder vielmehr auf der nach Frankreich zu gelegenen Grenze desselben, erheben sich die höchsten Gipfel des Juragebirges. Eine Eigenthümlichkeit des Cantons Waadt sind die vielen kleinen Alpenseeen, welche ihre Gewässer von den Gletschern und dem geschmolzenen Schnee der himmelanstrebenden Berge empfangen und doch niemals aus ihren Ufern treten; einige verschwinden selbst während eines Theils der Sommerzeit ganz, und geben dann fetten Triften Raum, die von dem Landmanne im Herbst regelmäßig gemäht werden. Die Ufer dieser zeitweiligen, sowie der immerwährenden Seeen und der verschiedenen Gebirgshöhen des Cantons bringen eine so große Mannichfaltigkeit von Pflanzen hervor, daß von den zweitausend Arten, welche die Schweiz besitzt, allein siebenzehnhundert auf das Land Waadt kommen. Der Botaniker ist hier in seinem Elemente.

Das Jourthal ist der erste District, den man betritt, wenn man von dem französischen Juragebirge aus

in die Schweiz kommt; zwischen dem Jura und dem Mont-Tendre liegend, von dem Finsteraarhorn beherrscht, von der Aar und einem zwei und eine halbe Stunde langen See bewässert, ist dieses Thal reich an schönen Wiesen und überraschenden Aussichten, wie es sich durch ländliche Sitten und außergewöhnliche Industrie auszeichnet. Die Mönche führten hier im zwölften Jahrhundert den Ackerbau ein und, ungeachtet ihrer beschaulichen Lebensweise, brachten sie es doch dahin daß ein bis dahin sumpfiges Land von Hirten und Ackerbauern bewohnt werden konnte; den französischen Protestanten aber, die den Metzeleien der Bartholomäusnacht glücklich entronnen waren, sind die industriellen Anstalten im Jourthale zu verdanken. Durch ihre Geldmittel und geistigen Kräfte, welche Frankreich durch den römisch-katholischen Fanatismus entzogen wurden, machten sie dieses an Getreide und Früchten arme Land reich. Es kann keine arbeitsameren, industriöseren, friedlicheren Menschen geben, als die Bewohner dieses schönen Thales. Die, welche das Land nicht bebauen oder Heerden halten, beschäftigen sich mit Bearbeitung von Metallen und allerhand Hölzern; es giebt namentlich hier Schmiede, Klempner, Büchsenmacher, Uhrmacher; eine andere, feinere Arbeit, das Spitzenklöppeln, beschäftigt die Frauen, vorzüglich die von Spoliat. So fleißig und betriebsam nun auch die Bewohner dieses Thales sind, so finden sie doch nicht alle, da ihre Zahl seit zwei Jahrhunderten bedeutend angewachsen ist, hinreichende Subsistenzmittel und müssen theilweise auswandern um in andern weniger bevölkerten Ländern Brod und Beschäftigung zu finden.

Nicht immer war, wie heutzutage, süßer Friede über dieses Ländchen ausgegossen, und die Stürme der Kriege haben die stillen Ortschaften, welche ihre Arbeit so glücklich macht, häufig genug in tiefe Trauer versetzt. Die Grenzveste, welche einen Engpaß des Jura vertheidigte, war im Mittelalter die Wohnung von Rittern, welche mehr Vergnügen darin fanden das Land zu verwüsten, als es in Flor zu bringen. Als die Schweizer aber zu dem Bewußtsein ihrer Kraft und angeborenen Freiheit gekommen waren, da belagerten sie dieses wichtige Fort, nahmen es mit Sturm und legten es nebst der angrenzenden Stadt Valorbe in Asche. Wenn man den Lauf der Orbe, die hier zahlreiche Cascaden bildet, verfolgt, kommt man an die Stadt gleiches Namens, welche nicht ohne historisches Interesse ist. Die Hauptstadt des Königreichs Oberburgund, war sie ehemals die Residenz der merowingischen Könige; sie besaß damals ein befestigtes Schloß und mehrere Kirchen. Im Jahre 1475 zerstörten die Bürger der Republik Bern das Schloß und ließen nur einen einzigen hohen Thurm stehen, dessen Ruinen man noch heute sieht.

Unterhalb der Stadt Orbe verlieren die Ufer des Flusses ihre Annehmlichkeit; er schleicht nun durch ungesunde Sümpfe dahin, bis er sich in der Nähe von Yverdun in den neuenburger See ergießt. Yverdun ist ein nettes Städtchen, das mit seinem Hafen, seinen Magazinen, seinem Zollhaus und Speditionshandel einem Seeplatze, natürlich in sehr verkleinertem Maßstabe, gleicht. Es gehörte ehedem zu den sogenannten guten Städten Savoyens und gefiel den Bernern so sehr, daß sie sich

derselben bemächtigten und sie behielten. Außer der Stadt Yverdun gehört auch noch zum Waadtland die am neuenburger See belegene Stadt nebst dem Hafen Grandson, dessen Schloß lange Zeit im Besitz der Familie Grandson war, die sich durch viele Kämpfe mit den Landbewohnern der Umgegend ziemlich bekannt gemacht hat. Als sich die Schweiz von dem Joch ihrer kleinen Tyrannen befreite, da nahmen ihre Truppen diese Veste des Feudalismus. Der Herzog Karl der Kühne von Burgund eroberte sie wieder und ließ die ganze Besatzung, die aus fünfhundert berner Soldaten bestand, aufhängen; für diese grausame Handlung rächten sich aber die Schweizer schwer, indem sie in der Schlacht von Grandson, die am 3. März 1476 geschlagen wurde, die ganze siebenzigtausend Mann starke Armee des Herzog kurz und klein hieben. Dies war einer der größten Siege, welchen die Schweizer erfochten haben, und nur solchen glänzenden Waffenthaten verdanken sie es, daß ihre Unabhängigkeit, trotz der Uebermacht und Stärke ihrer Feinde, gesichert ist.

Wenn man von den Gestaden des neuenburger Sees die Tour nach Genf zu nimmt, so kommt man nach Coppet, dann nach Nyon, welches auf einem Hügel am genfer See liegt und schon unter der Herrschaft der Römer zu einer Rittercolonie erhoben wurde. Mehrere hierauf Bezug habende Inscriptionen werden in Genf aufbewahrt. Verfolgt man eine kurze Strecke den Bach, die Aubonne, die sich in den Leman ergießt, stromaufwärts, so gelangt man zu dem freundlichen Marktflecken gleiches Namens; ein berühmter Seemann, der große Duquesne, hat in der Kirche desselben seine Grabstätte.

Richtet man seine Schritte wieder zu dem genfer See zurück, so bemerkt man zuerst die kleine Stadt Mursen, die regelmäßig gebaut ist und ein altes Schloß hat und jetzt zum Zeughaus des Cantons dient; weiterhin sieht man das Schloß Wufflen, eines der ältesten des Waadtlandes. Nun gelangt man zur Hauptstadt des Cantons, nach Lausanne, das auf drei Hügeln, wenige Minuten vom See entfernt, liegt. Wegen der Ungleichheit des Bodens hat man sie getheilt in die Viertel der Stadt, der Burg, der Brücke, der Sümpfe und von St. Laurentius. Im vierten Jahrhundert wurde das Bisthum Wiflisburg (Avenches) nach Lausanne verlegt, und von nun machte der Bischof der Commune die Ausübung der Gerichtsbarkeit streitig. Die schöne katholische Kathedrale, eine der bemerkenswerthesten von ganz Europa, wurde im Jahre 1275 von Papst Gregor X. in Gegenwart Kaiser Rudolphs von Habsburg und mehrerer Kardinäle zum Gottesdienst eingeweiht, die wohl sämmtlich nicht vermuthet hätten, daß diese Kirche dem reformirten Cultus länger als dem katholischen dienen würde. Seit der Reformation ist das Bisthum nach Freiburg verlegt worden. Erst seit einem halben Jahrhundert bildet das Waadtland einen unabhängigen Canton und hat ein Gouvernement zu Lausanne; vorher wurden die Bewohner dieses Cantons von den Bernern als Unterthanen behandelt. Unter den Herzögen von Savoyen hatten sie doch eine Art Repräsentativverfassung, aber dies wichtige Recht hatten ihnen die Berner entzogen. Die französische Revolution flößte den Waadtländern das Verlangen ein das Joch Berns abzuschütteln, und in Folge der ihnen von

Karl IX. im Jahre 1565 garantirten Erhaltung ihrer Privilegien rückten die französischen Armeen in das Land Waadt ein.

Dieser Canton kennt weder Bevorzugungen für ganze Kasten noch für einzelne Personen; jeder Bürger wird Soldat, und die evangelisch-reformirte Religion ist die herrschende im Lande. Das Aufrücken der Geistlichen ist wie militairisches Avancement geordnet; die hundert und acht und funfzig Pfarrer des Cantons sind in fünf Classen getheilt; wer einmal in eine dieser Classen eingetreten ist, kann dem Gesetz zufolge in keine andere übergehen, aber es rückt ein jeder nach der Ordnung der Anciennetät vor, ohne daß irgend einer durch Intriguen einen Vorsprung gewinnen könnte. Jede Classe der Pastoren hält ihre Versammlungen und theilt sich wieder in Sectionen oder Colloquien. Die Akademie von Lausanne, die vierzehn Lehrstühle hat und unter ihren Lehrern Geßner, Barbeyrac und Henri Estienne zählte, ist hauptsächlich dazu bestimmt die Candidaten zu Pfarrern heranzubilden; jeder muß hier examinirt worden sein, ehe er Anspruch auf eine Pfarrstelle machen kann. Ehemals studierten viele Ausländer hier.

Das Schloß von Lausanne, der gegenwärtige Sitz der Regierung, ist ein großes Gebäude von viereckiger Form, das um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vom Bischof Johann von Cossonay begonnen und nach siebzigjährigem Bauen durch Wilhelm von Challand beendigt wurde. Bis zur Reformationszeit diente es dem Fürstbischof als Festung; später residirten die Statthalter

von Bern darin und vergrößerten es bedeutend. Seit dem Anfang dieſes Jahrhunderts, und namentlich in den letzten Jahren, ſind noch viele neue Bauten hinzugefügt worden. In einem der Säle dieſes alten Palaſtes ſtand früher ein großes auf Rädern ruhendes Schreibepult, welches eine geheime Thüre verdeckte, die zu den unterirdiſchen Räumen mittelſt einer Treppe führte. Durch dieſe Thüre, ſagt man, habe ſich im Jahre 1536 der letzte Biſchof von Lauſanne, Sebaſtian von Montfaucon, gerettet, als das Schloß von den Truppen der Republik Bern belagert wurde.

An dem äußerſten Ende des genfer Sees erhebt ſich kühn aus den Wellen das alterthümliche Schloß Chillon empor. Lord Byron begrüßt es in einem ſeiner Gedichte mit den Worten:

Chillon! thy prison is a holy place
And thy sad floor an altar! . . . *)

In den unterirdiſchen feuchten Kerkern dieſes Schloſſes, die unter dem Waſſerſpiegel des Sees liegen, hauchte Bonnivard, der eifrigſte Verfechter der Freiheit Genfs gegen die Herzöge von Savoyen, ſeine edle Seele, die ganz dem Wohle ſeines Vaterlandes geweiht war, unter gräulichen Qualen aus.

Der nahe Weiler Gerignos hat eine ſo eigenthümliche Lage, daß man von hier aus die Sonne hinter den Pic's der unermeßlichen Gletſcher drei Mal aufgehen ſehen kann. Faſt alle Bewohner deſſelben führen hier ein No-

*) Chillon! dein Gefängniß iſt ein heiliger Ort und dein Boden ein Altar!

madenleben; ſie beſitzen nämlich hölzerne Häuſer, die mehr oder weniger hohe Lagen haben und die ſie je nach der Jahreszeit ſämmtlich nach der Reihe beziehen.

Unfern von dieſem Weiler liegen die Trümmer des Schloſſes Aigremont, der alten Ritterburg der Edlen von Pontverre. Bei den Bergbewohnern geht die Sage, daß man des Nachts noch immer den letzten Burgherrn dieſes alten erloſchenen Geſchlechts zwiſchen den Trümmern ſeines Schloſſes auf einem Lehnſtuhl ſitzen ſähe, umgeben von Keſſeln voller Gold- und Silberſtücke und gierig ſeine Schätze zählend, währenddem junge Mädchen, die ſchwarz gekleidet und mit weißen Schleiern bedeckt ſind, in den Ruinen ihre kläglichen Geſänge erſchallen laſſen.

Das Schloß von Heidelberg.

An dem Fuße eines in den klaren Wellen des Neckar ſich ſpiegelnden Berges ſah man in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine ziemlich unbedeutende Burg erſtehen, deren geographiſche und örtliche Lage aber nicht verfehlte ſehr bald einer wichtigen Stadt ihren Urſprung zu geben. Denn aus dieſer Burg, die im vierzehnten Jahrhundert beträchtlich vergrößert wurde, entſtand einer der wichtigſten Orte des ſüdweſtlichen Deutſchlands und bald erhob ſie ſich zur Hauptſtadt der Niederpfalz.

Die Univerſität Heidelberg iſt eine der älteſten, berühmteſten und beſuchteſten hohen Schulen Deutſchlands. Ihre Bibliothek, welche die reichſte Manuſcriptenſammlung der Welt enthält, hat mancherlei Wechſel erfahren. Aus dem Vatican in Rom, wohin ſie durch einen Churfürſten von Bayern geſchafft worden war, kam ſie durch Napoleon nach Paris und verherrlichte die kaiſerliche Bibliothek; aber nach der Schlacht von Waterloo holten ſie ſich die Deutſchen wieder, ſie kam von Neuem nach Heidelberg, wo ſie eine reiche Quelle für das Studium der Gelehrten aller Länder geworden iſt.

Von dem Schloß Heidelberg, einem der merkwürdigsten Baudenkmale des Mittelalters, das lange Zeit die Residenz der Churfürsten von der Pfalz war, sieht man jetzt nur noch Ruinen, aber imposante Ruinen, die einen vollkommenen Begriff von der Größe und Majestät dieses Palastes, der im vierzehnten Jahrhundert von Churfürst Otto Heinrich gegründet und von dem Churfürst Friedrich IV. durch ausgedehnte und bewunderungswerthe Neubauten vergrößert wurde, geben können. Auf einem ungeheuren Granitfelsen ruhend und gewissermaßen über der Stadt Heidelberg hängend, communicirt dieses Schloß mit der Stadt durch unterirdische Gänge, die so gut erhalten sind, daß man sie noch heute gefahrlos betreten kann.

Die Geschichte dieses Schlosses bietet überraschende und sonderbare Wechselfälle dar; so zum Beispiel schlug im Jahre 1557, damals, als ein altes Gebäude zu einem Pulvermagazin eingerichtet worden war, der Blitz in den Hauptthurm, zermalmt und zersplittert ihn, entzündet das Pulver in dem Magazin und eine donnerähnliche Explosion erschallt, die das alte Schloß zerschmettert; tausende von Steinen und Balken fliegen in die Stadt hinunter, namentlich aber auf das neue Schloß, das auch theilweise zerstört wird. Der Churfürst Ludwig V., welcher es gerade bewohnte und als der Sturm losbrach, in seinem Arbeitscabinet war, ging, sobald er die furchtbare Explosion vernahm, heraus. Dieser von der Vorsehung gefügte Umstand rettete ihm das Leben, denn kaum hatte er diesen Theil des Schlosses verlassen, als es zusammenstürzte und in seinem Fall alle Personen, die sich darin

befanden, zerschmetterte. Man sah nur noch wenige Spuren dieses unglücklichen Ereignisses, als das Schloß im Jahre 1622 von den Spaniern genommen, verwüstet und rein ausgeplündert wurde; dann kamen die Franzosen, die es unter Turenne's Befehl zwei Mal bombardirten. Mit großen Kosten wieder hergestellt, hatte dieses schöne Schloß seinen alten Glanz wieder bekommen und war von Neuem die Residenz bayrischer Churfürsten geworden, als im Jahre 1764 der Blitz zum zweiten Mal seinen vernichtenden Strahl hineinwarf und es theilweise zerstörte.

Seit dieser Zeit verlassen und vernachlässigt, bietet es dessenungeachtet immer noch einen imposanten Anblick dar, und die Ruinen dieses Schlosses können eine Idee von dem Glanz und der Größe seiner Vergangenheit geben. Von dem Fremdenführer wird man auch auf ein Faß von außerordentlicher Größe aufmerksam gemacht, das mit sehr gut erhaltenen Holzsculpturen verziert ist. Als das Schloß von Heidelberg noch die Residenz der Churfürsten war, da hatte dieses ungeheure Fuder, das über funfzig Tonnen fassen kann, immer seine ganze Füllung Rheinwein und jetzt, obwohl es schon seit einem Jahrhundert leer ist, wird es immer noch als eins der Wunder Deutschlands betrachtet.

Ein französischer Reisender drückt sich folgendermaßen über das Schloß von Heidelberg aus:

„Das alte Schloß stürzt zusammen; die prachtvollen gothischen Sculpturen verfallen mehr und mehr; vergeblich bittet ein Maler, der mit einem des größten Lobes würdigen Eifer sich seit vielen Jahren zum Aufseher und

Cicerone dieses herrlichen Monumentes hergegeben hat, vergeblich bittet er die badische Regierung nur einige Maßregeln zu dessen Erhaltung zu thun. Mit jedem Jahre nehmen die Zerstörungen zu durch den Hagel im Frühling und die Stürme im Herbst; und nicht gar lange wird es dauern; so ist das alte Schloß eine unförmliche Masse, dessen Steine man vielleicht im Aufstrich verkauft, und von dem nur noch eine Erinnerung durch die, glücklicherweise zahlreichen Zeichnungen des Herrn von Graimbert zurückbleiben wird. Der Rittersaal ist unbedeckt; die Gewölbe, welche die prachtvolle Terrasse tragen, von welcher man die ausgedehnteste und reizendste Aussicht weithin über den Neckar, die ihn umgebenden lieblichen Hügel und Rheinbayern hat, diese durch die Pulverfässer Louvois' erschütterten Gewölbe verfallen täglich mehr."

„Die Statuen der Churfürsten-Pfalzgrafen sind in ihren Nischen umgestürzt; keiner der Söhne ihrer Vasallen hält es der Mühe werth sie wieder aufzurichten. Das alte Faß ist seit hundert und funfzig Jahren leer. Neugierige können hineinsteigen und dessen ungeheure Verhältnisse ausmessen. Ein einziges Mal hat Karl von Graimbert es gesehen, daß Wein aus seinem ungeheuren Bauche floß; dies geschah im Jahre 1813, als der Kaiser Alexander und seine Alliirten, der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen, Heidelberg besuchten; aber es war nichts als optische Täuschung, denn das alte Faß war nicht etwa voll, sondern der Wein, der daraus hervorströmte, kam aus einem kleinen Fäßchen, welches man die Nacht vorher hineingesteckt hatte."

Das Schloß von Baden.

Zwei Stunden vom Rhein entfernt, in einem der schönsten Thäler, die sich vom Schwarzwald bis zu diesem Strome hin ausdehnen, liegt die Stadt Baden, die ehemals ein befestigter Platz war, von dessen Schloß man aber nur noch Trümmer sieht. Diese Sommerresidenz des Großherzogs von Baden, die mit ihren Schlössern und Thürmen einen höchst malerischen Anblick gewährt, hat nicht mehr als dreitausend Einwohner; die Häuser derselben, deren Anzahl ungefähr vierhundert beträgt, sind klein, schlecht gebaut und noch schlechter unterhalten; fast alle sind sie gewissermaßen in den Erdboden eingegraben, bilden zum Theil bergige Straßen und liegen großentheils so tief, daß man gerades Wegs von dem Dachboden aus den anliegenden Garten betreten kann.

Jedermann kennt die berühmten Heilquellen von Baden; ihnen hat die Stadt ihre Bedeutsamkeit zu verdanken; sie sind der Anziehungspunkt der Aristocratie ganz Europa's. Sobald die Badesaison gekommen ist, nämlich im Monat Juni, dann kommt die vornehme Welt in die kleine Stadt geströmt, die, während der Herbst- und

Wintermonate still und schweigend, auf einmal das Geräusch einer großen Stadt annimmt; die Hotels sind unzureichend für die Menge der Fremden, und die Privathäuser werden vollgepfropft von Menschen. Wehe den Säumigen, den Nachzüglern! sie können sich alle mögliche Mühe geben um ein Logis zu bekommen, und so vornehme Herren sie auch sein mögen, sie müssen sich glücklich schätzen noch ein Zimmer von einigen Quadratfuß Raum zu erhalten; ja es ist schon vorgekommen, daß ganze Familien sich genöthigt sahen mehrere Nächte in ihren Wagen im Freien zuzubringen.

Ungeachtet dieser außerordentlichen Menge von Badegästen kann man hier ziemlich billig leben; die Umgebungen sind reich an Wild, Fischen und Früchten jeder Art, und durch die regelmäßige Verbindung Badens mit den großen und kleinen Städten der Nachbarschaft, wie zum Beispiel mit Straßburg, Karlsruhe, Rastadt ꝛc., werden alle Lebensmittel und sonstige der vornehmen Gesellschaft unentbehrliche Gegenstände schnell und im Ueberfluß dem Orte zugeführt.

Von welcher Wirkung auch die Heilquellen von Baden sein mögen, so sind sie doch für viele Fremde nur der Vorwand zu ihrem Aufenthalt in dieser Stadt; das Hazardspiel, welches hier geduldet wird, die Feste und Vergnügungen aller Art sind nicht weniger starke Anziehungsmittel. Und dann, die Natur entfaltet sich hier in tausend Reizen; das Grün der Bäume, der Gebüsche, des Rasens ist von köstlicher Frische, alle Hügel, alle Thäler sind reich an frisch sprudelnden Quellen, und überall blinken durch das saftige Grün der Wälder silberhelle

Bäche hervor. Die schattigen Laubwaldungen ertönen von dem tausendstimmigen Gesang der Vögel; alle Wege und Stege gestalten sich durch die Mannichfaltigkeit der Aussichten zu den schönsten Promenaden, und man findet in dem geringsten Weiler, wie in der einsam liegenden Meierei, ja selbst unter den Ruinen des alten Schlosses Wein, Milch, Mineralwasser und sonstige Erfrischungen.

Die häufigsten Spaziergänge und Lustfahrten macht man nach dem Murgthal, dem alten Schloß, den Ruinen der Burg Eberstein, nach den Felsen; hier veranstaltet man Dejeuners, Diners auf grünem, weichem Rasen, von denen bei aller Behaglichkeit im Benehmen weder das Comfort noch der Ton der guten Gesellschaft ausgeschlossen ist.

Die hiesige Badesaison kann man in drei Perioden theilen. Die erste fängt um die Mitte des Mai an und dauert bis Ende Juni. Das ist die geräuschloseste; die Fremden sind noch weniger zahlreich da, als in der nächsten Periode; es sind Personen, welche in der That mit der Hoffnung hierherkommen, irgend ein der ärztlichen Kunst trotzendes Uebel zu heben; sie suchen sich zu stärken an der gesunden Luft, dem Anblick der ewig freundlichen Natur, der Ruhe und Schönheit der Landschaft, — ein heilsamer Ersatz für den Lärm und das Geräusch der Städte, in denen sie den ganzen Winter über gelitten haben. Während dieser ersten Epoche wird noch wenig gespielt; Bälle sind auch selten und Spaziergänge sind das einzige Vergnügen, das man sich gewährt.

Mit dem Monat Juli beginnt die zweite Periode, die bis Ende August dauert. Nun kommen die reichen Fremden in Ueberfluß an, Feste folgen auf Feste, ganze

Berge von Gold erscheinen und verschwinden auf der grünen Wiese, die Stadt ist voll der reichsten und geschmackvollsten Equipagen, Geräusch und Menschengewühl haben die Ruhe und Stille gänzlich verdrängt.

Gegen Ende des August läßt das Wagengerassel nach, die vornehmsten Gasthöfe werden leer, der Lärm nimmt ab, man tanzt weniger und die Spielhäuser sind weniger besucht; — die dritte Periode beginnt. Jedoch ist die Stadt immer noch sehr belebt bis zu Ende Octobers, aber die reiche Aristocratie hat die Bühne verlassen.

Im November kehrt nun Alles wieder in's gewöhnliche Gleis zurück; Baden schläft und erwacht erst im Monat Mai wieder zu neuem Leben.

Das Schloß Marienberg in Würzburg.

Das alte und maleriſch liegende Würzburg wird mit Recht als eine der reichſten und wichtigſten Städte Bayerns betrachtet; liebliche Hügel umgeben das freundliche Thal, in deſſen Mitte es liegt, und der Main, der ſich hier in zwei Arme theilt, trägt zu gleicher Zeit zum Gedeihen wie zur Verſchönerung der Stadt bei. In der Mitte derſelben iſt eine vierhundert und funfzig Fuß lange Brücke über dem Fluß; der auf der rechten Uferſeite deſſelben liegende Stadttheil wird Alt-Würzburg und der auf dem linken Ufer liegende Mainviertel genannt.

Der Main, der hier ſehr breit und ſchön für Segelboote ſchiffbar iſt, bietet einen lebhaft bewegten Anblick dar. Die Stadt iſt hübſch gebaut; Alles verkündet Ueberfluß und Wohlſtand trotz der hohen Mauern und breiten Gräben, die ſie umgeben. Die Häuſer ſind zwar großentheils von Holz gebaut, und auf höchſt unregelmäßige Art und Weiſe, aber ſelbſt dieſe willkührliche Bauart hat etwas Angenehmes und läßt erſt recht die Schönheit der Hauptgebäude, unter welchen ſich namentlich das königliche Schloß, deſſen architectoniſchen Verhältniſſe und

Freskomalereien bewunderungswürdig sind, in ihrem eigenthümlichen Glanze hervortreten.

Am linken Ufer des Mains, auf den höchsten Gipfel eines Felsen liegt das Schloß Marienberg, welches die Citadelle der Stadt Würzburg ist. Der Felsenkegel, der diese Veste trägt, hat nicht weniger als vierhundert Fuß Höhe. Nichts ist imposanter als diese alte Burg, deren Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert und in dessen Mitte noch die Ruinen eines Tempels der Freia, welche die Venus der nordischen Mythologie ist, sorgfältig bewahrt werden.

Würzburg ist sehr reich an Wohlthätigkeitsanstalten und Kirchen, der letzteren giebt es drei und dreißig. Die Kathedrale ist alt und ehrwürdig; sie besitzt mehrere bemerkenswerthe Denkmäler der Sculptur; unter andern führen wir die Kanzel an, ein Werk von bewundernswerther Arbeit, die vollkommen erhalten ist. Der Hospitäler giebt es zwölf, abgesehen von dem Juliushospital, das eine Sammlung anatomischer Präparate enthält, unter welchen sich eine Menge von Flintenkugeln durchbohrter menschlicher Schädel finden, die auf dem Terrain gesammelt worden sind, auf welchem im Jahre 1796 die Schlacht von Würzburg geschlagen wurde. Außer mehreren niederen und höheren Schulen hat diese schöne und berühmte Stadt auch eine Universität, die zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gegründet wurde, immer von sechs- bis siebenhundert Studenten besucht ist und wegen der außerordentlichen Gelehrsamkeit der Professoren von jeher eines großen Rufes sich erfreut hat.

In der neuern Geschichte ist Würzburg durch den Allianztractat, welchen hier Napoleon und der Churfürst Maximilian Joseph abschlossen, bekannt. Max Joseph, welcher die Veränderungen, die durch die französische Revolution die geistige Richtung der Menschheit bekommen hatte, benutzen wollte, suchte sein Land von dem lastenden Druck der Geistlichkeit zu befreien, indem er zuerst eine Menge Einsiedeleien und einsam gelegene Kapellen unter dem übrigens glaubwürdigen Vorwand aufhob, daß der größte Theil derselben Missethätern zu Asylen diente; ebenso machte er es mit den Klöstern, deren Zahl er bedeutend verminderte und vereinigte endlich deren Güter, sowie die Besitzungen der Bettelmönche mit dem Staate. Die durch den Jahrhunderte langen Druck der Geistlichkeit stumpfsinnig gewordenen Altbayern wollten sich diesen Neuerungen widersetzen; an einigen Orten zeigten sich die Bewohner, durch den Klerus dazu angestachelt, gegen die Anordnungen aufrührerisch; aber der Churfürst legte Militairdetachements in diese Orte und unterdrückte ohne Anwendung der Gewalt die Empörung in ihrem Keime. Auch der Adel fing an unruhig zu werden; die Stände, aus Bischöfen und Adeligen bestehend, richteten lebhafte Vorstellungen an den Churfürsten, aber der Fürst antwortete ihnen, daß er nicht ein Haar breit von den von ihm befolgten politischen Grundsätzen abweichen werde. Nun drohte Oestreich dem Churfürsten, aber Frankreich unterstützte ihn; die bayrischen Soldaten und die Napoleons marschirten auf den gemeinschaftlichen Feind und schlugen ihn; der Churfürst nahm den Titel König von Bayern an und vereinigte mit seinen Staaten

die Stadt Würzburg und ihr Territorium, welche damals zusammen das Großherzogthum Würzburg bildeten. Diese Einverleibung Würzburgs mit Bayern erhielt im Jahre 1815 durch den Congreß von Wien ihre Bestätigung.

Der Verlust des Titels „Hauptstadt" hat durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf das Gedeihen und den Wohlstand Würzburgs gehabt; es ist im Gegentheil volkreicher geworden, denn die Ergiebigkeit und Fruchtbarkeit des Landes ist die hauptsächlichste Quelle des Wohlstandes der Stadt. Die umliegenden Weinberge, seit Jahrhunderten schon berühmt, sind erst in unseren Tagen recht zu Ehren gekommen, denn der Handel mit ihren Producten ist zu großer Ausdehnung gediehen, und die Stein-, Leisten- und heil. Geistweine sind bei den Kennern und Liebhabern des edlen Rebensaftes mehr wie je in Ansehen gekommen.

Das Schloß Johannisberg.

Auf der Höhe des Johannisberges im Herzogthum Naſſau liegt ein herrliches Gebäude, aus deſſen Fenſtern der Blick über die prachtvollſte Landſchaft ſchweift, die ſich die Phantaſie nur denken kann: dies iſt ein Schloß, welches dem Fürſten von Metternich gehört. Alle Reiſenden, die es beſuchen wollen, werden freundlich aufgenommen, und ihre Zahl iſt nicht klein; denn vergeblich würde man anderswo ein Panorama ſuchen, welches ſo wundervoll wäre, wie das, welches ſich hier vor dem überraſchten Blicke entrollt.

Die Geſchichte dieſes Schloſſes erzählt den Fremden ein alter Diener des Fürſten, der zugleich Schloßcaplan hier iſt. Er thut dies mit Vergnügen und einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit, die ihm übrigens ſehr wohl anſteht, denn ſchwerlich würde man von einem Anderen die Geſchichte von Johannisberg ſo einfach und zugleich mit ſolcher Kürze und Genauigkeit erzählen hören. Nachſtehend geben wir einen Bericht davon, ſo wie ihn ein Reiſender, der mit einem trefflichen Gedächtniß begabt iſt, behalten hat.

„Ursprünglich war dies Schloß nichts anderes als ein Mönchskloster, deren in frühern Zeiten so viele in diesem Lande bestanden, denn auf einem Flächenraum von fünf Quadratstunden gab es hier nicht weniger als zwölf: — wahre Paradiese, in denen die frommen Väter herrlich und in Freuden lebten, denn sie hatten Gold die schwere Menge, mehr als mancher große Fürst. Das Schloß, von dem wir sprechen, wurde unfern des Klosters zu Ende des eilften Jahrhunderts von dem Erzbischof Richard von Mainz gebaut, welcher hier durch Lust und Freude die brennende Erinnerung an die den armen Juden auferlegten schändlichen Erpressungen und Qualen zu vergessen suchte. Er widmete es dem heiligen Johannes, weil an dem Namenstage desselben diese Judenverfolgungen hauptsächlich stattgefunden hatten. Daher kam der Name Johannisberg an die Stelle des früheren: Bischofsberg. Im Jahre 1138 wurde das Kloster, durch die letzten Sprößlinge der Rheingrafen, welche sich dem geistlichen Stande gewidmet hatten, auf's Freigebigste dotirt, zu einer Abtei erhoben und die Reichthümer derselben nahmen nun immer mehr zu. Endlich kam die Reformation mit ihren für die Völker wohlthätigen, für die römische Kirche aber nachtheiligen Folgen. Nach dem Beispiel anderer Theile Deutschlands erhoben sich auch die Bewohner des Rheingaues und verlangten mit dem Schwert in der Hand Befreiung vom geistlichen Joch. Die Mönche des Johannisbergs hatten nun mancherlei zu dulden. Sie wurden gezwungen Steuern zu zahlen, und damit nach ihrem Tode die zu der Abtei gehörigen Besitzungen dem Lande zufielen, wurde ihnen untersagt Novizen aufzunehmen. Indessen,

die Zeit kehrte wieder, wo das Volk, durch seine eigenen Excesse geschwächt und durch die ewigen Zänkereien seiner Führer ohne Halt und gehörige Leitung, nicht mehr der geistlichen Macht, mit welcher sich auch noch die weltliche verband, widerstehen konnte: es verlor nach und nach alle seine Rechte wieder und ward gezwungen sein Haupt von Neuem unter das Joch zu beugen."

„Das Kloster auf Johannisberg kehrte jedoch nie zu seinem alten Glanz zurück. Viele Mönche waren in den unruhigen Zeiten entflohen, ein großer Theil der Reichthümer war verschwunden. Der Erzbischof von Mainz verzichtete daher auf die Pfründe dieser Abtei und ließ deren Grundbesitz administriren. Im Jahre 1620 wurde sie an den Reichsfinanzmeister Meynam, den Rothschild damaliger Zeit, für dreißigtausend Gulden verpachtet. Die Erben dieses Finanzmannes, die weniger speculativ waren, hoben den Vertrag auf und nun gelangte Johannisberg als Eigenthum an das Bisthum Fulda. So genossen denn eine lange Reihe von Jahren die Domherren von Fulda allein das glückliche Privilegium den edlen Wein von Schloß Johannisberg auf ihrer Tafel zu sehen."

„Endlich brach die französische Revolution aus und die Ideen von Freiheit und Gleichheit erwachten bald auch an den Ufern des Rheins. Trotz der Weihe, die ihnen die Zeit verliehen hatte, wurden die alten Rechte vernichtet; Alles bekam eine neue Gestalt. Das Volk, dessen geistige Kräfte völlig in einer falschen Frömmigkeit aufgegangen waren, wachte durch Berührung mit andern Völkern aus seinem langen Schlafe auf und machte sich deren Ge-

bräuche und Ansichten zu eigen. Die Bewohner des wunderbar schönen Rheingaus, die bis dahin dessen fruchtbaren Boden nur mit Widerwillen bebaut hatten, sahen nun in dieser Arbeit ihr schönstes Vergnügen."

„Die Klöster wurden aufgehoben. Man war zu der Erkenntniß gekommen, daß die drei christlichen Confessionen Töchter einer und derselben Mutter seien, und die Volksstämme auf beiden Seiten des Rheins vermischten zum Theil ihre Institutionen, Sitten und Gebräuche so völlig, daß sie, ungeachtet der verschiedenen politischen Begrenzungen, nur ein einziges Volk zu sein schienen. Katholische Länder wurden von protestantischen Fürsten regiert, und katholische Fürsten liehen ihren protestantischen Unterthanen gleichen Schutz, wie ihren katholischen."

„Um diese Zeit der Säcularisirung geistlicher Güter fiel Fulda und mit diesem Bisthum Schloß Johannisberg an das Haus Oranien, welches gegenwärtig auf dem holländischen Throne sitzt. Als Napoleon den Rhein überschritt, änderte Johannisberg wieder seinen Herrn: der Eroberer schenkte das Schloß dem Marschall Kellermann. Nachdem endlich Napoleon vom Schauplatz der Welt verschwunden war, verlieh der Kaiser von Oestreich dies schöne Besitzthum dem Fürsten von Metternich, der noch heute dessen Eigenthümer ist."

Mit größter Zuvorkommenheit führt der gelehrte Kastellan von Johannisberg die Besucher in dem Schlosse herum; man kann Alles besichtigen, auch in dem Arbeitscabinet des Fürsten weilen. Uebrigens giebt es nichts besonders Merkwürdiges im Innern des Schlosses zu sehen,

aber tritt man auf den Hauptbalkon heraus, da wird man von Entzücken und Bewunderung hingerissen. Denn vor seinen Blicken sieht man auf einmal das ganze Herzogthum Nassau: zahllose Städte und Dörfer sind durch das grüne Band der Weinberge mit einander verbunden und seitwärts glänzt der breite und majestätische Rheinstrom, dessen romantische Ufer mit zaubervollen Ritterburgen geschmückt sind; dann erscheint Mainz mit seinen Gärten und endlich die großen Ebenen der Pfalz und in der Ferne der Donnersberg, dessen Gipfel sich in die Wolken verliert. Unter sich aber erblickt der erstaunte Fremdling die Reben von Johannisberg, deren Wein in der ganzen Welt berühmt ist, dessen köstliches Naß aber zu schlürfen nur wenigen Auserwählten vorbehalten ist.

Das Schloß von Luxenburg.

Die Gründung dieses Schlosses ist, den Geschichtschreibern zufolge, unter der Regierung Gustaus erfolgt. Um dieses Denkmal alter Zeiten hat sich nach und nach die Stadt gruppirt, die einen prächtigen Anblick gewährt und, wenn man sie von dem Gipfel der Felsen, auf welche die Häuser gebaut sind oder von der Höhe der umliegenden Hügel aus betrachtet, den ganzen Luxus ihrer Festungswerke vor dem erstaunten Blicke entfaltet. Es ist also anzunehmen, daß der Ursprung dieser Stadt sehr alt ist, und nach der eigenen Chronik derselben war sie anfangs nur eine Zugehörigkeit des Schlosses.

Der ursprüngliche Name dieser Veste war Lützelburg, aus dem später Luxenburg entstanden ist.

Im Jahre 963 kaufte das damals in Ruinen liegende Schloß Siegfried, der erste Graf von Luxenburg, ließ es wieder aufbauen und dessen Stärke durch sieben mit Zinnen versehene Thürme erhöhen.

Bald nach diesem Neubau bildeten sich wie durch Zauberei am Fuße dieser Herrenwohnung durch die Thätigkeit einer gewerbfleißigen Bevölkerung, die sich hier

ansiedelte, zwei niedrig gelegene Stadttheile, wovon der eine „Grund" und der andere „Pfaffenthal" genannt wurde; zu gleicher Zeit wurde auch die erste Ringmauer der oberen Stadt erbaut. Ungefähr funfzig Jahre nach diesen Ortsvergrößerungen wurde eine zweite Ringmauer aufgeführt, welche mit der oberen Stadt auch die unteren Stadttheile einschloß.

Wer den Begebenheiten der neueren Geschichte seit funfzehn Jahren mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, der wird zugestehen müssen, daß an Stadt und Festung Luxenburg, welches jetzt der Gegenstand von mancherlei Discussionen ist und einst die Ursache eines Krieges werden kann, — mehrere große Mächte Europa's Ansprüche haben.

Deutschland fordert es als sein Eigenthum, denn Wenzeslaus, Karl V. und Karl VI. haben alle drei bedeutend zur Vergrößerung der Stadt beigetragen.

Spanien kann auftreten und sagen, daß, als im Jahre 1671 der Graf von Montreal Statthalter der Niederlande war, es sich damit beschäftigt habe, die Lage Luxenburgs zu verbessern.

Frankreich hat ebenfalls seine Anrechte; denn unter der Regierung Ludwigs XIV. bauten Franzosen die Kasernen Vauban, Rham und zum heiligen Geist. (!)

Die Festung Luxenburg, deren Werke immer mehr vergrößert werden, gilt jetzt für eine der stärksten und stattlichsten ganz Europa's.

Die Geschichte der Stadt Luxenburg ist mit der des Schlosses eng verbunden, und so umgekehrt. Man findet

niemals dieſes von jener getrennt, wenn man die Annalen der Geſchichte durchblättert.

Die Bevölkerung der oberen Stadt mag ungefähr ſechstauſend Seelen zählen, die Garniſon nicht mitgerechnet, die in Friedensjahren fünftauſend und in Kriegszeiten funfzehntauſend Mann beträgt.

Beinahe alle Straßen der oberen Stadt ſind gerade und gut angelegt. In der Mitte liegt ein großer und ſchöner Platz, der mit einer doppelten Reihe wilder Kaſtanienbäume bepflanzt iſt.

Von den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich namentlich das Stadthaus aus, in welchem ſich die Behörden des Municipalrathes und der Regierung befinden.

Das Gebäude, in welchem jetzt die Gendarmerie kaſernirt, diente ehemals zu einem Seminar, und die militairiſche Wirthſchaftscommiſſion nimmt das prächtige Gebäude, Grevenhaus genannt, ein.

Neben dieſem letzteren liegt das Arſenal, in welchem ſich das ſchwere Geſchütz zur Vertheidigung der Stadt befindet, wie auch eine ſo große Anzahl Flinten, um zehntauſend Mann damit bewaffnen zu können.

Die ſchönſte Kirche Luxenburgs iſt die von St. Peter, die unter anderen Gemälden auch das beſitzt, welches die Tochter Siegfrieds, Kunigunde, Gemahlin Heinrichs, Herzogs von Burgund, darſtellt, wie ſie aus der Feuerprobe, von der Anklage ihren Gemahl verrathen zu haben gerechtfertigt, hervorgeht. Auch ſieht man hier ein ſchönes Denkmal, das zum Gedächtniß des Königs Johann, der Blinde genannt, errichtet wurde. Man bemerkt daran fünf vortrefflich in Stein gemeißelte Trauer-

binden. Es giebt gewiß wenige Könige, deren Asche so oft aus einem Grabe in das andere geschafft worden ist, wie die des Königs Johann.

Die Chronik berichtet in Bezug auf dies Denkmal, daß als im Jahre 1744 ein Regiment Böhmen durch Luxenburg nach den Niederlanden marschirte und die Soldaten vernahmen, daß das Grabmal ihres Königs Johann in der Peterskirche sich befinde, sie dasselbe zu sehen wünschten und bei dieser Gelegenheit einen Stein gewaltsam vom Denkmal losrissen und ihn als heilige Reliquie mit sich nahmen.

Der Grund und die Anlage der jetzigen Fortificationen rührt von dem berühmten Festungsbaumeister Marschall Vauban her, der den Plan dazu im Jahre 1684 entwarf und nach dem sie auch zum größten Theile ausgeführt worden sind.

Zwischen den beiden unteren Stadttheilen liegt die Vorstadt Clausen; wenn man sich hier dem Eichthore gegenüber befindet, so sieht man die außerordentlich hohe und starke Ringmauer, über welcher die obere Stadt sich ausdehnt, gerade vor sich, sowie man nicht ohne Vergnügen das prachtvolle Militairhospital bemerkt, welches sich wie ein Riese aus der Mitte armseliger Wohnungen erhebt.

Der nördlich gelegene Stadttheil Pfaffenthal ward im Jahre 1705 beinahe ganz von einer Feuersbrunst verzehrt, und ein Jahrhundert später im Jahre 1807 erlitt das Stadtviertel „Grund" ein ähnliches Geschick

durch die Explosion eines Pulvermagazins bei dem Diedenhofener Thore (Porte de Thionville).

Auf den riesenhaften Felsenmassen, welche gewissermaßen über den Stadttheil „Grund" hängen, liegen die schönen Kasernen von Rham, die auf einer Seite durch Wälle, auf der andern durch steile Abgründe hinlänglich geschützt sind.

Endlich müssen wir noch der Vorstadt Clausen erwähnen, in welcher die schönen Ruinen des Schlosses des Grafen von Mansfeld, eines Gouverneurs von Luxenburg, liegen, der im Jahre 1665 den Grundstein dazu legte.

Im sechzehnten Jahrhundert fand man in dieser Vorstadt bei Nachgrabungen viele römische Alterthümer und jetzt kann man deren noch in Wänden von Häusern eingemauert sehen. Karl V. ließ die Vorstadt im Jahre 1531 beinahe gänzlich zerstören, ebenso die Abtei, welche am Münsterplatz lag. Auch gab er Befehl das alte Schloß Lützelburg zu schleifen, welches zur Vertheidigung des Platzes bedeutend beigetragen hatte.

Zehn Jahre später eroberten die Franzosen Luxenburg; der Herzog von Nassau nahm es ihnen wieder, aber ein Jahr darauf fiel es nochmals in ihre Hände, bis es endlich Karl V. 1544 mit Sturm nahm und die Festung nun im Besitz der deutschen Kaiser verblieb.

Im grauen Alterthume wurde die Provinz Luxenburg von Gaugrafen regiert, deren erster, wie wir schon gesagt haben, Siegfried hieß, ein Graf von Ardennes war und im Jahre 998 starb.

Während der Regierung der Elisabeth von Görlitz, der Wittwe des Herzogs von Anjou, die ein ungestümes, tyrannisches Weib war, brach einmal ein Aufstand im Herzogthum aus. Sie trat deshalb alle ihre Rechte an den Herzog Philipp von Burgund ab, unter der Bedingung jedoch, daß er sich mit dem Herzog von Brabant, der ebenfalls Ansprüche an Luxenburg hatte, verständige.

Sie zog sich nun nach Dijon zurück und verhandelte hier abermals im Jahre 1431 ihr Herzogthum an den Herzog Wilhelm von Sachsen. Nun entstand ein Krieg, in welchem die Burgunder die Oberhand behielten; der Herzog von Sachsen schloß einen Vertrag mit dem von Burgund, welcher nun, und in Folge einer Abdicationsurkunde von Seiten der Herzogin Elisabeth, Herr von Luxemburg wurde. Diese nahm später ihren Aufenthalt in Trier, wo sie, tief verschuldet und vom Volke gehaßt, im Jahre 1451 starb.

Nach dem im Jahre 1477 erfolgten Tode des burgundischen Herzogs Karls des Kühnen fiel Luxenburg, in Folge der Vermählung des deutschen Kaisers Maximilian mit der Prinzessin Marie, der einzigen Tochter und Erbin Karls, an das Haus Oestreich.

Das ist der kurze Abriß der Geschichte Luxenburgs, um dessen Besitz sich Holland und Belgien unlängst bekämpften.

Das Schloß von Stirling
in Schottland.

Wenn der Reisende, welcher die malerischen Regionen Schottlands durchwandert, ein Freund der Dichtungen Ossians ist und ein Bewunderer Walter Scott's, dieses so anziehenden Erzählers, dieses vortrefflichen Landschafts- und Architecturmalers, wenn er sich gern in sinnige Betrachtung altberühmter Burgen vertieft: so wird er bei seiner romantischen Pilgerfahrt gewiß nicht vergessen, auch dem altergrauen Wohnort der ehemaligen Könige von Caledonien seinen Besuch abzustatten. Schottland erfreut das Herz des Reisenden vorzüglich durch den Anblick der originellen Wohnungen, welche hie und da an Seeen und auf Bergen zerstreut liegen. Es ergreift die Seele mit einem eigenthümlichen Zauber, wenn man ein königliches Schloß auf einem steilen Felsen mit gothischen Thürmchen umgeben thronen sieht, denn in den Mauern desselben haben sich gar manche mysteriöse oder kriegerische Handlungen, deren erstes Urbild Fingal ist, im grauen Alterthume zugetragen.

Laßt uns einen der Thürme des alten Schlosses Stirling, der Residenz der caledonischen Fürsten, besteigen.

Wenige Aussichten kommen der gleich, welche man von der Höhe dieser Thürme genießt. Zu euren Füßen erblickt ihr zwei Flüsse, die mit ungestümer Schnelligkeit dahin fließen; der eine ist der Reith, der andere der Forth. Ossian hörte sie beide rauschen.

Ueber den Forth ist in kühnen Bogen eine Brücke geworfen, welche die zwei fernen Ufer verbindet, die sich hier dergestalt weithin ausdehnen, daß der Strom ein großartiges Ansehen gewinnt, das an die Nähe des unermeßlichen Oceans erinnert.

Diese Brücke ist ein Schutz für den Fischer von den nahen Felseninseln gegen die Stürme, die gewöhnlichen Gäste dieser majestätischen und wilden Natur. Aus der Mitte brausender Wogen von azurgrüner Farbe taucht hier und da ein Inselchen auf: für den Fremdling ein Anblick von wunderbarer Wirkung. Diese Inseln sind unfruchtbar, denn sie sind nur Felsen; aber doch hat man auf einen dieser den Orkanen trotzenden Felsenkegel einen köstlichen Wohnsitz gebaut, das Schloß Craigfort nämlich.

Oestlich von Stirling folgt das Auge mit Entzücken den Windungen des Allern, eines von altschottischen Balladen-Dichtern gefeierten Baches, der sich gleich einem Silberfaden zwischen Hügeln, Gebüschen und bewundernswerthen Gebäuden dahin schlängelt.

Wendet man den Blick südlich, so sieht man unmittelbar unter sich die Stadt Stirling, deren Straßen aus einem sonderbaren Gemisch von verfallenden Palästen und kleinen mit dem grünen Laube des Ginster bedeckten Hüt-

ten bestehen. Aus der Mitte dieses Häuserhaufens erhebt kühn eine gothische Kirche ihren edlen Bau empor; bewundernswerth ist der Thurm an derselben, welcher bis an die Spitze hinauf von Steinen in durchbrochener Arbeit ist. Bei hellem Wetter spiegeln ihn die klaren Wellen des Reith zurück.

Ein Halbkreis von Bergen, die fast immer mit Schnee und Eis bedeckt sind, entfaltet sich im Norden der Stadt. Die Gipfel dieser Schneekuppen sind zum Theil in den faltenreichen Mantel grauer Wolken gehüllt.

Solch' eine Lage hat das Schloß, auf dem einst die Könige von Schottland ihr glorreiches Leben hinbrachten; an solchen Umgebungen erfreute sich ihr Blick; von hier aus beherrschten sie ein Königreich.

Stirling theilte mit den Schlössern Dumferline und Linlithgow die Ehre den schottischen Souverainen einen Theil des Jahrs über Schutz und Schirm zu sein, nämlich von der Eroberung Englands durch die Normannen an bis zu Jacobs I. Rückkehr aus der Gefangenschaft.

Stirling war eine der Hauptvesten des Königreichs; auch haben sich die Engländer und Schotten auf den nahen Ebenen furchtbare, erbitterte Schlachten geliefert. Die Annalen der Geschichte zählen mehr wie zwölf Schlachten auf, die in der Nähe Stirlings zwischen diesen beiden Völkern gekämpft wurden.

Unter diesen war die von Bannockburn, in welcher die Herren von Stirling den Sieg davon trugen, die berühmteste. Von dieser Zeit an wurde die Stadt ein wichtiger Ort der schottischen Geschichte.

Wir wollen mit wenigen Worten die Waffenthaten des alten Schottlands, die sich vor seiner ersten Hauptstadt zutrugen, skizziren.

Schon William Wallace hatte sein Vaterland heldenmüthig gegen die Engländer vertheidigt. Aber ungeachtet seiner Anstrengungen gelang es Eduard I., König von England, in's Herz Caledoniens zu dringen und im Lande seine Fahne aufzupflanzen.

Doch fand er hier in Robert Bruce einen Gegner, der William Wallace würdig war. Beseelt von außerordentlicher Tapferkeit und von der Liebe zur Freiheit begeistert, trat Bruce den Feinden seines Vaterlandes entgegen und vertrieb sie an der Spitze seiner Schotten von dem heimathlichen Boden. Nur die Veste Stirling, die im Namen Eduard's II. von Philipp Mowbray befehligt wurde, war noch in ihren Händen.

Der Bruder von Robert Bruce, Eduard, schloß sie mit seinen Truppen ein, aber Mowbray, der mehr die Hungersnoth als den Feind fürchtete, machte sich verbindlich sie den Schotten zu übergeben, wenn er bis zur Sommerzeit keine Mundvorräthe erhalten hätte.

Eduard Bruce war so großmüthig dem edlen Bretonen zu erlauben sich nach London zu begeben, um sich wegen einer Capitulation Raths zu erholen. Wer so gegen seinen Feind handeln konnte, mußte auf die Kraft und Tapferkeit seiner Landsleute sicher rechnen können. Der König von England besaß außer seinen Staaten damals noch das Land Wales, Irland und einen Theil Frankreichs. Er konnte folglich zahlreiche Truppen zusammenziehen und wie es schien, leicht den kleinen Hau-

fen der Bergbewohner, die zu stolz auf ihre ersten Siege waren, zu Paaren treiben.

Robert Bruce sah mit Schrecken die Gefahr, in welche die Kühnheit seines Bruders das Land gebracht hatte, und er stellte Alles Gott und seinem Glück anheim.

Glücklicherweise lebte Eduard I. nicht mehr. Eduard II., sein Sohn, war ein in den Armen der Wollust liegender, träger Fürst, ein Spielball von Günstlingen, die seinen unentschlossenen Geist beherrschten. Dieser eines großen Mannes unwürdige Sohn zauderte und schwankte, und erst nach langem Aufschub entschloß er sich eine zahlreiche Armee zusammenzuziehen. Es wäre um Bruce und Schottland geschehen gewesen, wenn er einen schnellen, kräftigen Angriff auf die schottischen Truppen gerichtet hätte.

Eduard des Ersten hauptsächliche Stärke bestand in seiner blitzschnellen Handlungsweise. Eduard II. ließ sich die beste Gelegenheit entgehen, und nur dessen Nachlässigkeit hatte Schottland damals seine Rettung zu verdanken. Als sich endlich der König von England in Marsch setzte an der Spitze seines Adels, einer Reiterei, welche ihre ersten Waffenthaten auf den Ebenen der Normandie und Flanderns abgelegt hatte, und jener durch ihre Gewandtheit und Schnelligkeit so berühmten Bogenschützen, da hatten sich die Schotten dreißigtausend Mann stark bereits versammelt, zwar mit unbedeutenden Kriegsrüstungen, aber Robert Bruce war ihr Führer. Sein Bruder Eduard brannte vor Ungeduld seinen Fehler wieder gut zu machen; seinen Neffen Randolph, seinen treuen Douglas hatte er zur Seite. Diese waren die größten und heldenmüthig-

sten Krieger, die Caledonien jemals erzeugte. Robert Bruce wollte nicht den ganzen Erfolg von der Tapferkeit seiner Kampfgenossen allein verlangen, sondern er nahm auch seine Zuflucht zur Kriegslist.

Bei Stirling giebt es eine Ebene, welche der Park genannt wird; Sümpfe und von Gießbächen eingefurchte Schluchten umgeben sie von allen Seiten. Nur der sogenannte Park allein besteht aus trocknem, festem Grund und Boden.

Der schottische Fürst ließ hier auf dem Schlachtfelde da, wo er annahm, daß die feindliche Reiterei agiren würde, eine Menge zwei Fuß tiefer Löcher graben. Dann ließ er sie mit Dorngestrüpp ausfüllen und leicht mit Rasen bedecken, damit das Terrain dem Feinde eben und leicht zugänglich erschiene, während es doch überall Fallen und Vertiefungen verbarg. Um diese gut ersonnene Kriegslist noch wirksamer zu machen, wurden an verschiedenen Stellen noch Fuchseisen gelegt, um die Pferde dadurch zum Kampfe unfähig zu machen.

Der rechte Flügel der schottischen Armee lehnte sich an den Fluß Bannockburn, dessen steile Ufer sie vor Ueberfall beschützten. Der linke Flügel dehnte sich nordwärts bis unter die Mauern von Stirling aus.

Auf diese Weise aufgestellt, konnten die Schottländer der stolzen englischen Armee, die in ihren schönen Rüstungen strahlte, Tausende von edlen Herren und Rittern mit ihren Wappenfähnchen in ihren Reihen zählte und die stolzesten mit Eisen und reichem Geschirr überladenen Rosse besaß, am 24. Juni 1314 die Schlacht anbieten.

Diese prächtige Versammlung edler Krieger wurde gänzlich in die Flucht geschlagen.

In der Umgegend vor Stirling erinnern hundert Stellen noch an diesen merkwürdigen Kampf.

Rechts von der Stadt bezeichnet man das Feld, auf welchem der Abt von Inchaffray die Schotten zum Gebet ermahnte.

Während sie auf den Knieen lagen und beteten, rief Eduard II. aus: „Sie bitten um Gnade." Hierauf antwortete der Baron Ingelram von Umphraville: „Ja, Gott bitten sie darum, nicht uns."

Neben diesem Felde sieht man die Stelle, wo Robert Bruce, der ein kleines Pferd ritt und nur mit einer Streitart bewaffnet war, den Tag vor der Schlacht den Baron Heinrich von Bohun, der die Verwegenheit gehabt hatte sich zu rühmen durch einen einzigen Lanzenstoß den Krieg zwischen England und Schottland zu beendigen, erschlug.

Auf dem Wege, welcher längs dem Schlosse hingeht, trotzte Randolph mit seinen Tapfern tausend Mal dem Tod, indem sie den Lord Clifford verhinderten der englischen Besatzung Unterstützung zu bringen.

Die schottische Dienerschaft und die Führer mit der Bagage hatten sich fern vom Schlachtfelde hinter die Höhen von Gilles-Hill zurückgezogen. Plötzlich zu Ende des Kampfes erschienen sie als eine Verstärkung der Truppen und entschieden den Sieg vollständig zu Gunsten der Schottländer.

Tausend andere Erinnerungen drängen sich in den Umgebungen Stirlings dem Freunde der Geschichte auf.

So zum Beispiel zeigten alte Männer viele Jahre nach der Schlacht noch den Weg, auf welchem der tapfere Douglas den englischen Monarchen verfolgte.

Da wir von den glorreichen Begebenheiten der Geschichte des Schlosses von Stirling gesprochen haben, dürfen wir der Unparteilichkeit wegen eine andere nicht unerwähnt lassen, die allerdings keinen Glanz auf seine alten Mauern wirft.

In den Gemächern des Schlosses Stirling geschah es, daß Jacob II. (wegen eines großen Feuermaales, das einen Theil seines Gesichtes bedeckte, Feuergesicht genannt), im Jahre 1552 mit eigener Hand den Grafen Archimbald von Douglas erdolchte, weil er sich zum Rival des Königs aufgeworfen, sich eigenmächtig mit der Würde eines Generallieutenants des Königreichs bekleidet hatte und weil sein unruhiges, wildes, aufrührerisches Gebahren dem Monarchen große Furcht einflößte.

Zu diesem Schritt von dem ehemaligen Regenten des Königreichs, Sir Patrick Gray, der sich an Douglas wegen eines an einem von Gray's Verwandten begangenen Mordes rächen wollte, veranlaßt, legte Jacob dem Grafen eine Schlinge, indem er ihn freundschaftlich einlud, zu ihm auf das Schloß Stirling zu kommen.

Diese Einladung beunruhigte die Freunde Archimbald's: sie argwohnten Verrath. Aber der Graf verschmähte ihre wohlmeinenden Rathschläge und begab sich auf das Schloß, indem er auf Treu und Glauben des Monarchen rechnete. Doch dieser empfing seinen Gast mit einen Dolch in der Hand, den er ihm in's Herz

ſtieß. Der Leichnam Archimbald's wurde nicht einmal beerdigt, ſo ſehr hatte ihn der König gehaßt. Es ſind kaum funfzig Jahre her, daß man im Schloßgarten von Stirling in der Nähe des Fenſters, wo die Ermordung ſtattgefunden hatte, die Gebeine dieſes Verſchwörers wiederfand, deſſen Henker ſein eigner König geweſen war.

Jacob V. bewohnte gleich ſeinen Vorgängern Schloß Stirling. Er hatte die Gewohnheit, unter einem angenommenen Namen und in Bauerkleidung im Lande umherzugehen und ſeine Unterthanen, ohne daß ſie ihn kannten, auszuforſchen und zu befragen.

Auch der Sohn des Vorgenannten, Jacob VI., bewohnte Stirling, wo er geboren und getauft worden war. Er verſchönerte namentlich die Stadt ſehr, welche aber von der Regierung dieſes Fürſten an der Hauptſchauplatz des mit Erbitterung geführten Krieges wurde, der Schottland über hundert Jahre lang verwüſtete.

Es iſt faſt unmöglich heutzutage in den Trümmern Stirlings die ehemalige Hauptſtadt Caledoniens wieder zu erkennen; die Paläſte ſind wüſte und leer, oder zerfallen, und man kann nicht muthmaßen, daß ſich hier jemals königliche Pracht entfaltet habe.

Unter den vergoldeten Plafond's wohnt jetzt der Landmann; er hat die Tanz- and Prunkſäle, ohne ſich an irgend eine hiſtoriſche Erinnerung zu kehren, in Treibhäuſer und Viehſtälle umgewandelt.

Auch das Schloß ſelbſt iſt nur noch eine impoſante Ruine; kaum kann der Platzcommandant noch ein paſſendes Quartier darin finden. Der Saal, in welchem

das Parlament seine Sitzungen hielt, ist ganz zusammengestürzt; nur die eichenen Thüren sind noch vorhanden mit ihren Sculpturen und schwer zu entziffernden Inschriften. Auch bemerkt man unter den Trümmern Basreliefs und Statuen, welche in ihrer Bildungsweise an den egyptischen Styl erinnern, woraus man die Vermuthung schöpfen will, daß Handelsgeist und abentheuerlicher Sinn die Phönicier selbst bis an die Mündungen des Forth getrieben habe.

Das Schloß Stirling ist also nur noch ein Trümmerhaufen, aber er ist ehrwürdig als Ruhmes- wie auch als Zufluchtsstätte gefallener Größe. Denn in des Schlosses Glanzperiode lebte das berühmte Geschlecht der Bruce hier, und als es bereits altersschwach geworden war, gewährte es den Stuarts Schutz gegen alle die Stürme, von denen ein königliches Dasein nur bedroht werden kann.

Das Schloß Belem.

Die Ufer des Tajo sind prachtvoll und der Anblick Lissabons von der Seeseite ist anmuthig und grandios zugleich; ja es giebt wenig Städte, die sich hierin mit der Hauptstadt Portugals messen können. Je mehr man sich ihr nähert, desto einladender erscheinen die umliegenden Hügel, desto lockender alle ihre Umgebungen. Auch sind die Portugiesen in ihre Capitale ganz vernarrt, nennen sie die schönste Stadt der Welt und rufen oftmals aus: „Wer Lissabon nicht gesehen hat, der hat nichts gesehen!"

Man muß dem Volksgeiste eine solche Uebertreibung in dem, was es Schönes und Bewundernswerthes zu besitzen glaubt, verzeihen. Portugiesische Schriftsteller haben sogar behauptet, Lissabon sei auf sieben Hügeln erbaut, damit es nur in etwas mit dem alten Rom Aehnlichkeit habe. Jedoch drei Hügel hat die Stadt, die kann ihr Niemand streitig machen.

Der erste beginnt bei der Alcantarabrücke, grenzt an den westlichen Stadttheil und dehnt sich bis zur St. Benedictstraße aus. Die Wohnungen auf diesem ziemlich hohen Hügel werden sehr gesucht, weil hier die reinste Luft

in ganz Lissabon weht. Der zweite ist eine Fortsetzung des ersten und wird von diesem nur durch ein kleines Thal getrennt. Vor dem weltbekannten Erdbeben von 1755 waren auf diesem Hügel die meisten Straßen zusammengedrängt. Dieses Erdbeben zerstörte den Stadttheil von Grund aus.

Es ist merkwürdig, welche sonderbare Wirkungen diese entsetzliche Naturerscheinung hervorbrachte. In den Niederungen wurde Alles aufgewühlt und zerstört, während die auf dem steilen Abhang des Hügels liegenden Straßen von keiner Erschütterung berührt wurden. Der dritte Hügel beginnt in der Nähe des Schlosses von Lissabon und dehnt sich nach Osten zu terrassenförmig bis an's Ende der Stadt aus.

Das Schloß heißt Belem; es ist eine kleine unbedeutende Veste und nur brauchbar, um einen jähen Handstreich abzuwehren. Belem ist eng mit Lissabon verbunden und zwar dergestalt, daß man die Scheidelinie zwischen beiden kaum bemerkt. Ein Fremder, der nach Belem geht, wird nicht glauben Lissabon verlassen zu haben. Man kann das Schloß mit seinen Nebengebäuden als eine Art Marktflecken betrachten.

In den frühern Zeiten bewohnte es die königliche Familie, als es aber theilweise einer Feuersbrunst zur Beute geworden war, verließ es diese und bezog Queluz. Später wurde es wieder auf seinen festen Grundlagen aufgebaut und bietet am Hafen gelegen eine reizende Aussicht dar. Auch ist in der Nähe ein Hieronymiterkloster, das vom König Dom Manuel gegründet wurde. Es ist ein höchst originelles Gebäude; denn der Architect hat ver-

ſucht alle möglichen Bauſtyle in ihm zu verſchmelzen. Unter der Menge von Pfeilern, von denen ſeine Hallen getragen werden, giebt es nicht zwei, die ſich ganz ähnlich wären.

Unterhalb Belem ſteht ein viereckiger mit Kanonen beſetzter Thurm, vor dem kein Schiff vorbei ſegeln kann, ohne vorher einer ſtrengen Controle unterworfen worden zu ſein.

Nordweſtlich von Belem erhebt ein Gebirge ſeine hohen, ſteilen Gipfel und ſchließt den Geſichtskreis der herrlichen Landſchaft, welche man von Belem aus vor Augen hat. Dieß ſind die Berge von Cintra.

Der Weg dahin iſt ſtill, traurig, menſchenleer und ſteinichten Bodens, aber die Umgebungen ändern ſich, wenn man in die Nähe von Cintra kommt.

Da giebt es hübſche Landhäuſer, Citronenwälder voll berauſchender Wohlgerüche und klare Bäche, die nach allen Seiten hin die mit duftenden Blumen geſchmückten Wieſen durchſchlängeln.

Auf einem Felſenabhang hängt ein Kloſter gewiſſermaßen in der Luft; auf einem andern Hügel erblickt man die Ruinen eines alten mauriſchen Schloſſes, die Wind und Wetter trotzen. Mehrere Könige von Portugal haben den Palaſt von Cintra bewohnt, in welchem 1808 die Capitulation unterzeichnet wurde, kraft welcher die franzöſiſchen Armeeen das Königreich zu räumen hatten.

Indem wir von Schloß Belem ſprechen wollen, dehnen wir unſre Bemerkungen über Liſſabon und Umgegend vielleicht zu ſehr aus; aber oft machen die Umgebungen eines Ortes deſſen größten Reiz aus, während es ohne dieſe zur Unbedeutendheit herabſänke. Denn die Geſchichte

des Schlosses Belem ist eng verbunden mit der des Volks und es ist unmöglich hier eine Geschichte dieser ehemaligen Königswohnung allein und getrennt zu geben. Wir wollen daher lieber in diese Schilderung eine Episode einflechten und von der Feier der portugiesischen Faschings- und Fastenzeit sprechen, bei welcher Gelegenheit sich oft sonderbare Scenen im Schlosse Belem zugetragen haben.

Nirgends vielleicht giebt die Carnevalswoche zu größern Extravaganzen und Thorheiten Veranlassung, als in Portugal; sie bestehen hauptsächlich in groben und gemeinen Vergnügungen, denen sich zu dieser Zeit selbst Frauen und sittsame junge Mädchen hingeben. Ein großes Ergötzen finden die Portugiesen unter anderm darin sich an diesen Tagen gegenseitig mit Erbsen, Bohnen zu werfen, mit Mehl zu bestreuen und sich einander Wasser über den Kopf zu gießen. Solche läppische Spielereien finden sowohl auf den Straßen wie in den Häusern Statt. Das Volk wirft sogar mit Apfelsinen, und da es damit durchaus nicht zart umgeht, so wird ein solcher Wurf manchmal lebensgefährlich. Das ist noch nicht Alles: man wirft Kanonenschläge und Raketen den Equipagen zwischen die Räder und den Pferden zwischen die Beine, man bedeckt die Köpfe der Rosse und der Kutscher mit Körben, und Lust und Freude erreicht den höchsten Grad, wenn der Kutscher von dem Bocke fällt und die Pferde durchgehen. Ganz kürzlich erst warf eine Braut von guter Familie nach ihrem Verlobten, der ein Cabriolet fuhr, eine Orange; sie traf aber den Kopf seines Pferdes, das sich bäumte und durchging; der unglückliche junge Mann

fiel in Folge eines jähen Rucks aus dem Wagen, brach das Genick, und das Volk — jauchzte Beifall.

Da man mit diesen artigen Späßen Niemanden verschont, so wäre es am allerbesten in der Carnevalszeit gar nicht aus dem Haus zu gehen; unglücklicherweise aber erreicht man dadurch den beabsichtigten Zweck nicht, denn im Innern der Häuser geht's noch schlimmer zu. Man muß sich in seiner Wohnung manchmal auf einen wahrhaften Kampf gefaßt machen. Am besten ist es, man zieht seine schlechtesten Kleider an, hält dann auf seinem Zimmer immer mehrere Eimer voll Wasser in Bereitschaft, ein Faß voll Mehl und Erbsen, und ein paar tüchtige Spritzen. Dann mag der Feind nur heranrücken! Die Bedienten verfolgen mit Erbitterung die jungen Leute, die ihrerseits ihre Rock- und Hosentaschen mit Mehl anfüllen, um, wenn sie in ein Haus eintreten, sich gehörig vertheidigen zu können. Das Gefecht dauert manchmal mehrere Stunden und die Kämpfer ziehen sich nur dann erst zurück, wenn ihre Vorräthe gänzlich erschöpft und sie selbst bis auf die Knochen durchnäßt sind. Die Sittsamsten begnügen sich den sie Besuchenden Hut und Handschuhe mit Mehl zu füllen, ihre Rockschößen zusammen zu nähen, oder ihnen auf den Rücken Papierfetzen in Form von Zöpfen ꝛc. zu befestigen. Gegen alle diese Narrheiten haben weder die Verbote der Policei noch die Fortschritte der Civilisation etwas vermocht und nur bei den jetzigen politischen Revolutionen und unglücklichen Zeitläuften haben sie ein wenig in ihren Ausschreitungen nachgelassen. Wenn sich die Portugiesen mit Flinten und Kanonen bekämpfen, da ergötzt es sie weniger nach den Vorüber-

gehenden Erbsen und Orangen zu werfen. Auch geben sie seit einigen Jahren weniger für Apfelsinen, Erbsen, Bohnen und Mehl aus, und die an den alten Sitten festhaltenden Portugiesen klagen sehr über die merkliche Abnahme der Vergnügungen der festa de Emvado, wie sie diese sonderbare Ergötzlichkeit nennen. Man hat sie schon durch Maskeraden ersetzen wollen, sie haben aber nicht gefallen und das Volk ist wieder zu seinen alten Sitten zurückgekehrt.

Sind diese Saturnalien vorbei, so geht Alles wieder seinen ordnungsmäßigen Gang: die Frauen nehmen wieder ihr zurückhaltendes Wesen an und das junge Mädchen, welches sich gestern noch frei und ungezwungen bewegte, erlaubt sich heute kaum ein Wort an irgend einen Freund des Hauses zu richten. Nun hat die traurige Fastenzeit begonnen, die ehemals so streng beobachtet und deren Monotonie einzig und allein Freitags durch eine Procession und Dienstags und Donnerstags durch Darstellungen religiöser Schauspiele unterbrochen wurde, Schauspiele, welche viel Aehnlichkeit mit den Mysterien, Narrenfesten ꝛc., die man im Mittelalter in allen katholischen Ländern aufführte, hatten und in denen das Possenhafte mit dem Ernsten und das Weltliche mit dem Heiligen vermischt war.

Das Schloß von St. Elme in Neapel.

Neapel hat drei Hauptfestungen, wovon zwei dazu bestimmt sind die Hauptstadt gegen von der Seeseite kommende Angriffe zu schützen. Das Schloß St. Elme aber kann eher als ein Werkzeug der Macht, um eine unruhige Bevölkerung im Zaume zu halten, als ein Vertheidigungsmittel gegen äußere Feinde betrachtet werden.

Dieß Schloß, dem die meisten Reisenden fälschlich den Namen St. Elme beilegen, heißt eigentlich St. Erme (Diminutiv von Erasmus) nach einer Kapelle, die diesem Heiligen gewidmet war und früher den Platz des Schlosses einnahm. Es ist auf einem hohen Felsen erbaut im Nordwesten Neapels, das es nach allen Seiten hin beherrscht. Zuerst bestand es nur aus einem einzelnen Thurm, der von normännischen Fürsten gegründet ward. Karl II. machte daraus eine Festung, die im Jahre 1518, als Lautrec Neapel belagerte, noch bedeutend vergrößert wurde. Karl V. erhob sie zu einer Veste ersten Ranges, die Philipp V. durch neue Werke noch verschönerte. Das ganze Bauwerk stellt jetzt eine sechseckige Form dar von ungefähr hundert Toisen Durchmesser, bestehend aus sehr

hohen Mauern mit einem Außenwall, Minen und Gegenminen, die es umgeben. In der Mitte des Schlosses ist ein außerordentlich großer Waffenplatz mit einer furchtbaren Artillerie besetzt; auch liegt immer eine zahlreiche Garnison in der Festung.

Unfern des Forts St. Elme liegt das ehemalige Karthäuserkloster St. Martin, welches jetzt zu einem Invalidenhaus eingerichtet worden ist. Die Lage dieses Gebäudes ist wahrhaft entzückend: von hier aus sieht man auf einmal ganz Neapel, den einzig schönen Golf, mit dem nur der Bosphorus bei Constantinopel verglichen werden kann, die schönen Hügel von Pausilippo und Capo di Monte und jenen fruchtbaren Landstrich, der sich bis nach Caserta hin ausdehnt und dem man mit Recht den Namen „glückliches Land" beigelegt hat. In der Ferne erblickt man die typhatinischen Berge und hinter ihnen die majestätischen Apenninen, von denen der rauchende Gipfel des Vesuv abgesondert steht. Am Fuße des Vulkans und an dem Meerbusen hin entfalten sich die herrlichen Orte St. Joanno, Portici, Resina, Torre del Greco und Annunziata. Das Gebirge von Sorrent und Vico, das Vorgebirge Massa und die zauberischen Inseln Nisida, Ischia, Procida und Capri schließen am fernen Horizonte diese prachtvolle Perspective.

Von dieser bezaubernden Aussicht hingerissen, beneidet man das Loos dieser alten Soldaten, welche in dieser Karthause einen Zufluchtsort und eine friedliche, stille Existenz gefunden haben; aber bald schwindet diese glückliche Täuschung, denn geht man einige Schritte weiter, so bemerkt man, daß die Karthause von St. Martin nicht

blos ein Aſyl des Muthes und treuer Dienſte, ſondern auch des Schmerzes und aller Leiden, welche die Menſchheit betrüben, iſt: nämlich ein Militärhospital.

Die Martinskirche iſt ohne Widerrede die ſchönſte Neapels. Man ſieht hier, was bei den Gebäuden der Hauptſtadt beider Sicilien ſo ſelten der Fall iſt, Reichthum des Schmucks, Geſchmack, Pracht und edlen Styl vereinigt. Die Kapellen ſind mit den köſtlichſten Sculpturen und mit baſalt'nen Roſetten geziert, die, wenn man ſie berührt, Töne von ſich geben, welche denen der Harmonica ſehr ähnlich ſind. Die hier befindlichen Meiſterwerke der Malerei erheben dieſe Kirche zu einem wahren Muſeum. Unter einer herrlichen Wölbung von Lanfranc erblickt man an den Pfeilern die Figuren der zwölf Apoſtel, an denen Espagnolet die ganze Kraft und Hoheit ſeines erhabenen Pinſels gezeigt hat, und den Hauptaltar ſchmückt ein herrliches Gemälde, die Geburt Chriſti darſtellend, das letzte Werk Guido Reni's, deſſen Hand, ehe ſie es vollendete, der eiſige Tod erfaßte.

Die Engelsburg.

Man hat Rom eine unermeßliche Ruine genannt, die mit Begeisterung von den ruhmreichen Tagen der Vergangenheit erzählte. Diese Behauptung klingt sehr schön, aber ihre Richtigkeit ist zu bestreiten. Während alle gesunkenen Städte sich nicht wieder von ihrem Fall erhoben haben, bewahrt Rom, das so oft verwüstete, ewig einen glänzenden Strahlenkranz.

Ist es nicht noch immer die ewige Stadt?

Hat sie nicht ihre Paläste, ihre Tempel? Wenn sie auch keine Krieger mehr besitzt, um das Blut der Völker zu vergießen, so stehen ihr doch Legionen zur Seite, die in ihrem Namen erobern und das Reich des Geistes und der Civilisation zu vergrößern oder zu erhalten suchen *).

Die Bemerkung verdient Beachtung, daß in Rom Alles, selbst bis auf die Zuchthäuser hinab, majestätisch

*) Was diese Ansicht betrifft, so wolle man die kleine Schrift: „Christus und der Papst, oder das Evangelium und seine Diener. Von J. B. Bouché. A. d. Franz. von L. H.“ 1846 gefälligst lesen. — Anm. d. Uebers.

ist. Ein solches ist die Engelsburg jetzt. Sie wurde vom Kaiser Hadrian erbaut und für sich und seine Nachfolger zum Mausoleum bestimmt, da er auf die Grabstätte, welche Augustus für seine Nachkommen hatte aufführen lassen, verzichtete.

Die Säulen dieses Grabmals der Cäsaren wurden, gleichzeitigen Autoren zufolge, von Constantin dem Großen zur Erbauung der St. Paulskirche mit verwendet und die herrlichen Statuen derselben dienten der Armee Belisars als Wurfgeschosse gegen die Gothen.

Dieses kaiserliche Grabmal wandelten die Päpste Benedict XI. und Urban VIII. in eine Festung um, und legten ihr den Namen Engelsburg bei.

Es ist sonderbar, daß die Fortificationen desselben von Bonifacius IX. mit dem Gelde angefangen wurden, welches ihm die Römer gegeben hatten, um das große Jubiläum würdig feiern zu können.

Die Päpste, welche auf Bonifaz folgten, hielten fest den Plan im Auge eine Citadelle daraus zu machen, deren äußerer Anblick auch vollkommen ihrer wirklichen Stärke und Bedeutsamkeit entspricht.

Ein langer bedeckter Corridor, dessen starkes, gut ausgeführtes Gemäuer von schöner Wirkung ist, durchschneidet die Colonnaden des Petersplatzes und verbindet den Vatican mit dem Schlosse, damit die Herrscher Rom's im Fall einer Revolte hier sogleich eine sichere Zufluchtsstätte finden können.

Die unterirdischen Räume dieser Citadelle werden sehr gerühmt. Es sind jedoch nicht blos Banditen oder überhaupt schwere Verbrecher, welche hier in Haft gebracht

werden, denn in Rom wird die Zuchthausstrafe schon bei höchst unbedeutenden Vergehen in Anwendung gebracht, zum Beispiel bei Schlägereien und Straßenlärm.

In die Engelsburg wurde auch der Zauberer Cagliostro eingesperrt. Man erzählt, daß die Mauern seines Gefängnisses mit hieroglyphischer Bilderschrift ganz bedeckt war, eben so, daß dieser Mann hier das Vertrauen vieler Personen, die überspannten Geistes waren, lange Zeit mißbrauchte.

Cagliostro versuchte eines Tages sich vermittelst eines schrecklichen Verbrechens aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Er gab nämlich vor von einer tödtlichen Krankheit befallen zu sein und verlangte den Beistand seines Beichtvaters.

Der Mönch kommt in seine Zelle und Cagliostro beginnt die Beichte mit schwacher, ersterbender Stimme. Plötzlich wirft er sich auf den Beichtiger und will ihn erwürgen, um dessen Kleider anzuziehen und in solcher Verkleidung zu entwischen. Aber der Mönch wehrt sich seiner Haut und ruft die Wache zur Hilfe. Cagliostro wurde nun nach Civita-Vecchia gebracht, wo er kurze Zeit darauf starb.

Die Bevölkerung Rom's traute diesem gewandten Betrüger eine so furchtbare Macht zu, daß sie nichts anderes erwartete, als er würde alles mögliche Unheil auf ihre Stadt herabbeschwören.

Der Henker, dem befohlen war den Degen des vorgeblichen Zauberers zu zerbrechen und seine Papiere zu verbrennen, wagte kaum daran zu rühren und verrichtete endlich nur mit abgewendetem Gesicht, was seines Amtes war.

Wer die Engelsburg besucht, der versäumt gewiß nie die Plateform zu besteigen, von welcher man eine entzückende Aussicht hat. Wenn man die Blicke senkt, so bemerkt man im Innern des Schlosses die Spuren der

Nachgrabungen, die hier unternommen worden sind und zur Entdeckung der alten Pforte des Grabmals, sowie des spiralförmigen Weges geführt haben, dessen Pflaster von unschätzbarer vortrefflicher Mosaikarbeit ist und der in die verschiedenen Todtenkammern des Mausoleums leitet.

Die Festung von Smolensk.

Im sechzehnten Jahrhundert war eine mit Ringmauern versehene Stadt eine große Seltenheit in Rußland. Margeret sagt: „Alle ihre Schlösser und Festungen sind von Holz, mit Ausnahme derer von Smolensk, Ivano-Gorod, Toula, Kasan, Astrachan, Columna, Pontimel und Moskau." Smolensk galt also schon damals für eine sehr feste Stadt. Unter der Regierung Peters des Großen wurden ihre Fortificationen verbessert und vermehrt; man erhob sie zu einem furchtbaren Waffenplatz. Indessen drang im Jahre 1812 die französische Armee dennoch in die Stadt; am 16. Mai erschien Marschall Ney mit seinem Corps vor ihren Wällen. Die Laufgräben wurden von General Bagration vertheidigt, und die Einschließung von Seite der Franzosen war am 17. früh bereits bewerkstelligt.

Die Stadt Smolensk ist mit einer dreißig Fuß hohen Mauer umgeben, die eine Stärke von achtzehn Fuß, eine Länge von ziemlich neuntausend Ellen und nur zwei Thore hat, wovon das eine nach Krasnoi, Matislaw und Jelnia, das andere aber nach dem Dnieper führt. Neun und zwanzig Thürme von verschiedener Größe und

Stärke sind in ungleichen Zwischenräumen auf dieser Wallmauer, die außerdem mit einem Zinnenkranz gekrönt ist, vertheilt. Vor dieser Mauer befindet sich ein alter Graben, der jedoch ziemlich ausgefüllt ist.

Das nach Krasnoi führende Thor war auf der linken Seite durch zwei Erdwälle gedeckt, und rechts von demselben in einer Entfernung von zweitausend vierhundert Fuß stand die Citadelle, an welche sich von beiden Seiten die Ringmauer anschloß. Sie war in Form eines, aus fünf Bastionen gebildeten, regelmäßigen Achtecks gebaut, hatte keine Palissaden und konnte daher leichter mit Gewalt genommen werden. Gegen zwei Uhr des Nachmittags befahl Napoleon den Angriff auf der ganzen Linie. Murat warf sehr bald die feindliche Reiterei in den Platz zurück, und Poniatowski, der auf dem rechten Flügel agirte, hielt die Passage über den Dnieper besetzt. Hier ganz nahe an diesem Flusse war ein ziemlich bedeutender Hügel, auf welchem man eine Batterie von sechzig Kanonen aufstellte und damit auf die Truppenmassen feuerte, die sich am entgegengesetzten Ufer und auf der großen Brücke zeigten.

Vor der Citadelle führte der Kampf zu keinem Resultat; die Russen behaupteten sich in ihren Stellungen. Das erste französische Armeecorps, welches in den Vorstädten, die auf beiden Seiten des Krasnoithores liegen, aufgestellt waren, hatte den Auftrag den Feind aus seiner Stellung vor der Citadelle zu vertreiben, und trotz des kräftigsten Widerstandes des Feindes gelang es dem Marschall Davoust. Seine Soldaten erstiegen nun die Brustwehren, sprangen über die Gräben, aber an den Mauern der Festung scheiterten alle ihre Anstrengungen.

Da der Kaiser sah, daß es unmöglich war den Platz mit Sturm zu nehmen, befahl er, sechs und dreißig Feuerschlünde auf die Ringmauer zu richten und eine Bresche zu schießen; aber die Kanonen waren von zu schwachem Caliber, und da man aus der Höhe derselben schon

auf ihre Stärke schließen konnte, so wurde dies Project aufgegeben.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt war eine Batterie aufgestellt worden, welche Haubitzen in die Stadt warf und sie in Feuer steckte. Jedoch hörte der Kampf nur bei Einbruch der Nacht auf.

Als Barclay die verzweiflungsvolle Lage, in welcher sich die russische Armee befand, bemerkte, da befahl er um ein Uhr nach Mitternacht die Räumung der Stadt und setzte seine Truppen über den Dnieper. Eine Stunde später rückten die Grenadiere in die menschenleere Stadt ein.

Die Schlacht bei Smolensk kostete den Russen viertausend siebenhundert Mann, die todt auf dem Schlachtfelde blieben, und sieben bis achttausend waren kampfunfähig geworden. Unter den Getödteten befanden sich fünf Generäle.

Halle,

Druck von F. W. v. Colbatzky.

FA1684.1
Geschichte der berühmtesten ritterb
Fine Arts Library BAU4636
3 2044 034 547 570

NOT TO LEAVE LIBRARY
FA 1684.1
Thibiage
Geschichte der berühmtesten
ritterburgen und Schlösser ...
DATE ISSUED TO
FEB 15 BINDERY SHELF 1973
MAR 6'79 BINDERY 79 7
NOT TO LEAVE LIBRARY
FA 1684.1